Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Wahrnehmungen

in

Paris

1853 und 1854.

Wahrnehmungen

in

Paris

1853 und 1854.

Von

Woldemar Seyffarth.

Gotha:
Hugo Scheube.
1855.

Dem

Herrn Geheimen Rathe Dr. Weinlig,

Abtheilungsdirector im K. Sächs. Ministerium des Innern,

Comthur ꝛc. ꝛc. ꝛc.

der Verfasser.

Inhalt.

J'aime à fréquenter les diverses classes de la société. Les gens qui ne veulent en voir qu'une seule se privent de beaucoup de tableaux de moeurs curieux et intéressants, d'une foule d'études philosophiques et morales.

. . . .

Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugenie.

Volksgesinnung.

Sonntag den fünften Juni 1853 konnte Mancherlei von Paris nach Versailles locken: — das Feldlager bei Satory und ein Pferderennen, eine Blumenausstellung im Park, das Springen der großen Wässer, und jene geheime Unzählbarkeit von Privatinteressen, welche innerhalb und außerhalb Paris sich an öffentliche Schauspiele knüpfen.

Zehntausend wurden gelockt. Ich auch.

Die einzige Schwierigkeit nach Versailles zu gelangen liegt in der Wahl des Mittels. Nur durch das Reich der Lüfte führt zur Zeit kein Weg. Aber ein schattiger Fußpfad bietet sich dem bescheidenen Wanderer, eine Kunststraße ladet zum Reiten und Fahren, und zwei Eisenbahnen gürten das rechte und linke Seineufer. Außerdem trägt der Fluß Dampfschiffe bis St. Cloud, die Hälfte der Entfernung.

Sämmtliche Mittel genügten am 5. Juni kaum dem Bedarf. Omnibus und Fuhrwerke aller Art waren lange vor der Abfahrt besetzt. Auf den Dampfschiffen ragte

Kopf an Kopf, und daß acht Tage vorher ein Zusammenstoß auf dem Schienenwege des rechten Ufers vier Menschenleben getödtet und eine Menge Wunden verursacht, mochte Vielen ein Grund sein sich vorzugsweise dieser Eisenbahn anzuvertrauen. Dergleichen Unfälle gelten eine Bürgschaft der Sicherheit für die nächste Zukunft.

Die Wenigsten der Angekommenen nahmen den Weg nach dem Schlosse, diesem „Musée pour toutes les gloires de la France", wozu Ludwig Philipp die verschwenderische Schöpfung des vierzehnten Ludwig hat machen wollen und gemacht zu haben glaubte. Ein breiter Menschenstrom wogte durch die Straße Satory dem Thore zu und theilte sich hier in zwei Arme, die eine Waldhöhe hinanstiegen und Angesichts der Meierei Satory auf eine weite, rings von Gehölz umschlossene Ebene ausmündeten. Oestlich von der Meierei heißt die Ebene Plaine oder Plateau de Satory, westlich Plaine du Bois Robert nach dem unter diesem Namen sie einrahmenden Forste. Jene, höher gelegen, mit einem Blicke auf Versailles und dessen Umgebungen, gewöhnlich Exercirplatz der Garnison, jetzt den Manövers und Feldübungen der im Lager stehenden Truppen bestimmt, hatte heute einen Theil seiner Fläche zu den Pferderennen abgegeben. Die Plaine du Bois Robert gehörte dem Lager, welches der Meierei gegenüber seinen Rücken an das Gehölz lehnte.

Tausenden, die weder ein Kriegs- noch ein Friedenslager gesehen, waren die weißen, lang gestreckten Zelt-

gassen mit ihrem bunten Treiben eine lohnende Erscheinung — wie die Krieger, scheinbar unbeengt von militärischer Zucht, singend die Gewehre putzten, dort in dichtem Kreise plauderten, hier an hellem Feuer ein Mahl bereiteten, plötzlich eine Trommel wirbelte, Gewaffnete in gemessenem, leichtem Schritte vorüberzogen, aus der Ferne Trompeten schmetterten und ein lustiges Häuflein Husaren oder eine ernste Schar geharnischter Reiter den benachbarten Dörfern zutrabte, wo sie und die Geschütze ihre Quartiere hatten. Deutsche unter der Menge, des Waffenhandwerks kundige Männer, schauten prüfend darein, und während sie namentlich die Pferde der leichten Reiterei und die Bespannung des Geschützwesens Dem weit nachstellten, was Deutschland mit Oesterreich in dieser Hinsicht aufzuweisen habe, vereinigten sich ihre Frauen darüber, daß die Mehrzahl der Uniformen ebenso häßlich als die Tracht der Marketenderinnen allerliebst sei. Und sie ist wirklich malerisch hübsch, diese Tracht, mit den spiegelblanken Stiefeln unter dem weiten, rothen Beinkleid, darüber von gleicher Farbe dem vollen faltigen Rock bis zum Knie, einen Fingerbreit über dem Saume mit der Farbe des Regiments schmal abgesetzt, dem blauen, prallen, die Büste umschnürenden Jäckchen, seinen knapp anliegenden Schößchen und silbernen Knöpfen, dem schwarzen, glänzenden, breitkrämpigen Wachshute mit niedrigem Kopfe, bunter Bandschleife und weißer Aufschrift, dem schneeige Spitzen coquet vorschiebenden Häubchen, und

dem an goldblitzender Kette, Scheide und Griff von demselben Metall, eng an die linke Hüfte gedrückten dolchähnlichen Messer. Auch schritten sie stolz und selbstbewußt einher oder saßen fest im Sattel, und wie viele Blicke sie suchen mochten, sie erwiderten keinen.

Längs des Lagers, wo ein sauberer Kiesweg die Grenze zeichnete, standen der offenen Ebene zugewendet, von Fahnen und Fähnchen umweht, als sollten sie die Eingänge hüten, auf hoch aus Rasen geformten Fußgestellen Büsten des Kaisers, neben der am breiten Haupteingange die der Kaiserin mit verschlungenen N und E. Diese einzelne Büste ist nicht unbemerkt, und es ist nicht unbesprochen geblieben, daß die Soldateska sich mit einer begnügt habe. Man hat dies ungünstig für die Kaiserin gedeutet, und demgemäß gezogene Schlüsse haben in fremden, auch in deutschen Blättern Wiederhall gefunden. Ohne entscheiden zu wollen, ob dieselben gegründet oder nicht, und ob überhaupt eine mehrfache Aufstellung von Büsten der Kaiserin sich für ein Feldlager eignete, dünkt es mich doch einseitig und deshalb verdächtig, daß man unerwähnt gelassen, wie oft die Buchstaben N und E, bald aus Rasen, bald aus Moos, bald aus Blumen gebildet, die ganze Länge des Lagers hinab sich wiederholten. Mir schien das eine Ausgleichung, scheint mir eine Widerlegung der gezogenen Schlüsse.

Schrägan, dem Mittelpunkte des Lagers gegenüber, mit voller Aussicht auf Letzteres, erhob sich am Rande des

Holzes nahe bei der Meierei die Feldkapelle. Vier Lanzen stützten den, ein goldenes Kreuz tragenden Baldachin, und vergoldete, in die Erde gegrabene Taue befestigten ihn. Auf jeder der vier Seiten führten sieben blumengeränderte Stufen zum Altar, und an der obersten auf der dem Lager zugekehrten Seite, zu deren Rechten und Linken aus Baumzweigen geflochtene Kreuze standen, beteten gelbe Immortellen:

Domine
Salvum Fac Napoleontem Imperatorem.

Darunter rothe und weiße Blumen:

Eugeniamque Imp. Conjugem.

Eine Viertelstunde von der Kapelle war die Bahn der Pferderennen. Soldaten zu Roß und zu Fuß wehrten dem Andringen der langen, dichten Zuschauerreihen; denn es gab zwar von der Spekulation errichtete Tribünen, aber mehr Schau- als Zahllustige. Wie verschieden dies, und dies nicht allein von den Pferderennen in England!

Mehre Wochen früher hatte ich einem Rennen auf dem Marsfelde beigewohnt. Eine nach dem Vorbilde des englischen, seit 1770 bestehenden Jockey-Club oder Jockey-Club New-Market, weil der Verein besonders die Rennen an letzterm Orte heben wollte, unter Mitwirkung des Herzogs von Orleans 1833 gestiftete Gesellschaft zur Veredlung der Pferdezucht in Frankreich — „Société d'encouragement pour l'amélioration des races de che-

vaux en France“ — veranstaltet jährlich solche Wettläufe. Gleich dem in Paris ging das heutige von ihr aus. Damals wie heute fand es zum Entsetzen sabbathfrommer Engländer an einem Sonntage statt. Wagen rollten und Reiter sprengten in Haufen nach dem Marsfelde. Auch der Kaiser erschien. Dem Kaiser, den Reitern, den Wagen, und vier oder fünf spärlich gefüllten Tribünen gegenüber schichteten sich die Fußgänger. Mitten unter ihnen gewahrte ich Nichts von jener jetzt stummen, athemverhaltenen, dann in lauten Jubel und Zuruf ausbrechenden Theilnahme wie auf den englischen Heiden von Epsom und Ascot. Nicht wie dort hemmte die Erwartung jedes Gespräch, lauschten alle Ohren dem Läuten der Glocke, dem Zeichen daß das Rennen beginne, streckten alle Hälse sich vorwärts, waren Aller Augen auf die Rosse und Reiter gerichtet. Das Ganze war den Parisern eben nur ein Schauspiel, nebenbei eine wohlfeile Art etliche Sonntagsstunden hinzubringen, hatte bei ihnen mit der den Engländer durchzuckenden Freude an Pferderennen Nichts gemein. Blos während der flüchtigen Momente, wenn die Jockeis in blauen und gelben, in weißen und rothen Jacken vorüberjagten, stockte das Gespräch, schwieg der Scherz, verzögerten Wandelnde den Schritt, und ertönte hier und da ein einzelnes Bravo.

Alles dies wiederholte sich auf der Ebene von Satory. Das Rennen hatte die Pariser herbeigeführt, weniger um es zu sehen, als um eine Veranlassung zu

einem Ausfluge zu haben. Reiter und Rosse blieben auch weit hinter den englischen zurück, und vielleicht haben Diejenigen nicht unrecht, welche hierin wie in gedachter geringern Theilnahme eine Folge davon erblicken, daß die Franzosen im Allgemeinen jener Liebe zu Pferden ermangeln, welche Engländer und Deutsche hegen, woraus zugleich die Thatsache sich erklären soll daß ihre Militärpferde meist in minder gutem Zustande sind.

Noch war die letzte Abtheilung nicht gelaufen, als die Stunde für das Springen der großen Wässer nahte. Diese von allen Fremden aufgesuchte, den Parisern immer neue Augenweide lichtete die Reihen der Zuschauer und entfernte auch mich. Außerdem wollte ich zuvor die Blumenausstellung sehen.

Im Park, unweit vom Schlosse, war für sie ein großes zeltähnliches Gebäude aufgeschlagen mit breitem Eingange, dreifarbigem Fahnenschmucke, und einem Büreau zur Erhebung des Legegeldes. Im Verhältniß zu der den Park durchwogenden Menge fand ich den Saal fast leer, hatte aber die Schau der zierlich geordneten Flora kaum begonnen, als ein rascher Trommelwirbel erschallte und in nächster Minute der Kaiser eintrat, an seinem linken Arme die Kaiserin.

Auf Einladung der guten Stadt Paris war ich als Glied der großen Kette, welche die Civilisation mit der Londoner Ausstellung verband, das heißt, als Specialcommissar der königlich sächsischen Regierung im August

1851 nach Paris gekommen. Den Anfang der glänzenden Feste, durch welche die Eingeladenen geehrt wurden, machte die Vorstellung beim Präsidenten der Republik in St. Cloud, und das Ganze schloß mit einer Abschieds-Audienz bei ihm in seiner Pariser Amtswohnung, dem Elysée National, jetzt Elysée Napoléon. Wohl Keiner der Anwesenden wird alle Einzelnheiten nicht treuer in seinem Gedächtnisse bewahrt haben als die Erinnerung an das Banket und den Ball im Stadthause, das Manöver auf dem Marsfelde und den Höhen von Passy, die Diners bei den Ministern, und die Kunstleistungen der italienischen Oper, wie prächtig auch alles dies und wie einfach die Audienz war. Wir standen im Halbkreise; eine Flügelthür ging auf, der Präsident erschien — ohne Begleitung, ohne Schmuck, in gewöhnlichem Morgenrock. Sein Auge überflog die Versammlung, und das Lächeln, mit welchem er uns sagte, sein Glaube, daß unter alten Bekannten es keines Ceremoniells bedürfe, möge an ihm den Morgenrock entschuldigen, dieses Lächeln auf den strengen Zügen brach das Eis der Unterhaltung, welche er meist über die Industrie der von uns vertretenen Länder mit jedem Einzelnen eröffnete und mehre Male in unserer Landessprache endigte.

Der Eindruck seiner Erscheinung konnte in keinem Betracht ein flüchtiger sein. Was im folgenden December geschah, bereitete sich offen, wenn auch nicht Allen sichtbar vor. Daß an Straßenecken und leeren Mauern die

Worte: „Liberté, Egalité, Fraternité“, Schwarz auf Weiß zu lesen waren, verbürgte nicht die Fortdauer der Republik. Wer von uns Zeit gewann zum Einschauen ins Volksleben innerhalb und außerhalb der Barrieren, der konnte sich nicht bergen daß im Volke die Republik ausgelebt hatte. Theilnahmlos sah der Arbeiter die Aufschriften: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, eine nach der andern sich verwischen; mit trauriger Miene und unverhohlener Klage sprach der Krämer vom Verfall der Gewerbe; jedes Aufglimmen des monarchischen Luxus wurde mit Freude begrüßt; man verlangte eine mit Glanz gepaarte Republik oder — keine. Was im Volke anfing laut zu werden, fand bei den höheren Ständen hellen Wiederklang. Mehr als einmal, wenn edle Weine den Gaumen gekitzelt und das Blut erwärmt hatten, verlockten sie die Zunge aus der Fülle des Herzens zu reden. Trauliches Geflüster wechselte hin und her, um so traulicher, wenn ein von der Vorsicht ausgeworfenes Senkblei in der Gesinnung des Nachbars den Boden der eigenen gefunden oder ein Pulsfühlen den eigenen Pulsschlag erkannt hatte, und es war gewiß ein schnelles Wort von den Lippen des damaligen Generals und Kriegsministers St. Arnaud *), daß die Republik nicht Zeit habe, die Silbergeschirre in den Hotels der Minister mit ihrem Wappen

*) Er sagte es mir beim Banket im Stadthause, wo der Zufall ihn mir zum Nachbar gegeben hatte.

zu zeichnen. In allen Kreisen tauchte der Glaube, tauchte die Hoffnung, die frohe Gewißheit auf, daß in kurzer Frist die Republik an die Monarchie übergehen werde.

Zum größern Theile von solcher Wahrnehmung durchdrungen standen wir dem Präsidenten gegenüber, dem Manne, dessen Geburt am 20. April 1808 Kanonendonner in Frankreich und Spanien, in Italien und Deutschland verkündet hatte, dessen Name mit allem Pomp der Weihung in das große Buch der Nachfolgerechte der Dynastie Napoleon eingeschrieben worden war, der aus Frankreich verbannt und auf dem Gymnasium zu Augsburg gebildet vor Civita-Castellane eine erste Waffenthat versucht, der als Zimmergesell verkleidet, ein Bret auf der Schulter, aus sechsjähriger Haft im Schlosse Ham sich nach England gerettet, den das vom Sturm der Revolution aufs Neue zerwühlte Frankreich mit vielen Stimmen zurückgerufen, den es, überzeugt daß er eine Nothwendigkeit sei, zu seinem obersten Beamten gewählt, und der das Vertrauen gerechtfertigt und Alles vergessen gemacht, was, weil Straßburg und Boulogne ihm nicht gelungen, Hohn und Spott über ihn ausgeschüttet haben. Dieser Mann stand vor uns, in seinem Gesichte kein Zug der Aehnlichkeit mit seinem „Oheim", er aber mächtig durch dessen Namen; in seinen Augen kein blitzendes Feuer, aber in seinem Blicke der Ernst der Ueberlegung und die Festigkeit des Handelns; um den Mund kein witziges Lächeln, aber von den Lippen kluge, bedachtsame Worte;

die Gestalt gedrungen, kräftig und gewandt, jede Bewegung leicht. Konnte kein Zweifel sein daß die Monarchie sich vorbereite, so standen wir muthmaßlich dem künftigen Monarchen gegenüber. Denn so sehr mochte wohl Keiner sich täuschen, in einem Grafen von Chambord oder in einem Prinzen aus dem gefallenen Hause Orleans, dafern Louis Napoleon mit ihnen um die Krone kämpfen wollte, den Sieger zu vermuthen.

Wenige Monate nach jenem Tage bestätigte der zweite December die Richtigkeit des Wahrgenommenen. Der Aufstand gegen den Staatsstreich war ein vereinzelter und bezahlter. Im Willen des Volks hatte er keinen Halt, und die Wahl Louis Napoleon's zum zehnjährigen Präsidenten mußte die Brücke zum Kaiserthume schlagen. Die Brücke war überschritten, der Präsident Kaiser, als er und seine Gemahlin den Saal der Blumenausstellung betraten. Kein Gefolge umgab die Majestäten; vor ihnen, hinter ihnen zeigte sich keine Uniform; Nichts bekundete den Kaiser, der blos das Band der Ehrenlegion im Knopfloche seines schwarzen Rockes trug, Nichts die Kaiserin in glattem Strohhute und grünseidenem Kleide. Nur zwei Vorsteher der Ausstellung baten höflich Raum zu geben.

Was bei den schmalen Wegen, welche zwischen den Blumenbeeten und Blumenhügeln umliefen, im vollen Saale schwer gewesen sein würde, machte sich leicht. Das erste rasche allgemeine Herbeidrängen ordnete sich schnell zu einer einfachen Reihe, und ehrerbietig gegrüßt gingen

Kaiser und Kaiserin mit freundlichem Gegengrusse ungehemmt vorüber. Während aber bald ein gewechseltes Wort, bald das Betrachten einer Blume sie verzögerte, bildeten sich längs der zum Ausgange führenden Wege neue Reihen. Ich war dem lockenden Beispiele gefolgt, als einen kleinen Schritt von mir der Kaiser mich durch die Anrede überraschte, daß er glaube zur Zeit der Londoner Ausstellung mich in Paris gesprochen zu haben. Dann auf ein an die Kaiserin gerichtetes Wort bedauerte diese, nicht Augenzeuge von den Wundern des Londoner Weltmarktes gewesen zu sein, und eine Aeußerung des Kaisers in Betreff der für 1855 angesagten Universal-Ausstellung in Paris schloß das Gespräch.

Zweiundzwanzig Monate lagen zwischen damals und der Abschieds-Audienz im Elysée Napoléon. Das dunkle Haar des Kaisers war von den Zwischenereignissen nicht unberührt geblieben. An seiner leichten, edeln Bewegung hatten sie Nichts geändert, doch den Ernst seiner Mienen hatten sie ernster gemacht, dem Ausdrucke des festen Willens die Härte des Stahls verliehen. Siegen oder fallen, war das Gepräge seiner Züge.

Weich und mild ging die Kaiserin ihm zur Seite. Keine der vielen Abbildungen, die ich gesehen, konnte ich treu nennen. Sie hatten die Regelmäßigkeit des Gesichts aufgefaßt, nicht seine Sprache, hatten die rasche Beweglichkeit, den blitzschnellen Wechsel der Farben nicht wiederzugeben vermocht — wie im Moment das Blaß sich

zum Roth, die Röthe sich zur Blässe verwandelte, die Lilie vor der Rose, die Rose vor der Lilie entwich. Die Augen, auf den meisten Abbildungen matt, trübe, nachtdurchwacht, leuchteten hell und klar, und statt der Strenge, welche jene zeigen, zeigte sich Anmuth und Sanftheit. Dann hatten jene mich eine hohe Gestalt erwarten lassen, während die Kaiserin kleiner ist als ihr Gemahl, welcher bekanntlich nur Mittelgröße hat. Vielleicht fehlte ihrem Wesen der Stolz und die Hoheit der kaiserlichen Frau, aber der Liebreiz des Weibes in seiner schönsten Form fehlte ihr nicht.

Wieder in gleicher Nähe sah ich das kaiserliche Paar am 5. Juli 1854 und fand bestätigt, was ich inzwischen aus der Ferne bemerkt zu haben glaubte — die Gesichtsfarbe des Kaisers gekräftigt und der eiserne Ernst seiner Mienen von Heiterkeit gemildert, die bleichen Wangen der Kaiserin in Jugendfrische erblüht und die Lieblichkeit des Weibes mit der Würde der hohen Frau verschmolzen *).

* * *

*) Die Gelegenheit zu jener Annäherung war, was man „L'Inauguration de la Rivière“, die Einweihung des Flusses im Boulogner Gehölze nannte.

Der Staat, Eigenthümer dieses seit lange wohlbekannten Ziels vieler Pariser Lustwandler, trat im Jahre 1852 den Besitz an die Stadt Paris ab unter der im Interesse ihrer Bewohner bewilligten Bedingung, das zwar weit ausgedehnte, aber sehr vernachlässigte Gehölz in angemessener Art zu verschönern, es nach und nach zu einem Park zu gestalten. Die Aufgabe war

Adolf Stahr schreibt in seinem: „Zwei Monate in Paris", (Oldenburg, 1851, Seite 64 des II. Theils,) unterm 11. Oktober 1850 aus Loges en Josas bei Versailles:

---

nicht leicht, denn was die Stadt Paris überkam, war kaum mehr als eine meist mit Gestrüpp und jungen Bäumen bewachsene, von langen staubigen Alleen in Dreieck oder Kreuzform durchschnittene Sandfläche, wo die vornehme Welt sich des Nachmittags zu Roß und Wagen zeigte, die Fußgänger sich im Schatten labten und lagerten, Lebensmüde sich den Tod gaben, und Zweikämpfe gefochten wurden. Von den ausgeschriebenen Plänen nahm die Commission den des Herrn Varé an, Maire von Saint-Martin, der bereits durch ähnliche Arbeiten sich Vertrauen erworben hatte. Seine Vorschläge wählten ziemlich die Mitte des Gehölzes, d. h. den zwischen dem Rond-point de Mortemart und den Alleen de la Muette und de Longchamp gelegenen Theil zum Ausgangspunkte, betrafen die Anlegung einer Höhe, zweier künstlichen Wässer unter den Namen: Lac und Rivière, und wiesenähnlicher Rasenplätze, das Eröffnen von Fernsichten und das Aushauen von Fahr- und Fußwegen, und berechneten die Kosten auf anderthalb Millionen Franken, welche in üblicher Weise um ein volles Drittel überstiegen worden sind. Die Arbeiten begannen im Juni 1853 und wurden an obengenanntem 5. Juli 1854 in Gegenwart der Majestäten durch die „Einweihung des Flusses" bis auf Nebendinge für vollendet erklärt.

Die flache Waldblöße von Mortemart ist zu einer beträchtlichen Anhöhe umgewandelt, deren Mittelpunkt eine stattliche Ceder vom Libanon einnimmt, welche schon seit Jahren hier stand und sich ruhig verschütten lassen konnte, um zu geeigneter

„Gestern habe ich endlich den Präsidenten der französischen Republik, den Herrn Louis Bonaparte gesehen! Das ist also der Erbe des Kaisers! — Diese aufgedunsene

---

Zeit unversehrt aus der Tiefe auf ihren jetzigen Platz emporgehoben zu werden. Von dieser Anhöhe laufen zehn waldgesäumte Straßen aus, und während in weitester Ferne St. Germain und Montmorency den Horizont begrenzen, hingegen Auteuil und Meudon, Boulogne, St. Cloud und der Berg Valerien genau erkennbar sind, deutet nur die überragende Kante des Arc de Triomphe die Nähe des großen Paris an. Am Fuße der Anhöhe in der Richtung nach Neuilly spiegeln sich der „See" und der „Fluß". Fünfzehn Hectären Land sind für Beide acht bis zehn Fuß tief ausgegraben worden, und eine breite Fahrstraße, welche die von Passy nach Longchamp kreuzt, trennt sie. Beide werden durch Wasserfälle gespeist, deren mächtige Ströme die Seine mittels Pumpwerks liefert, und welche aus grauen Felsblöcken herabstürzen, die man von Fontainebleau geholt hat. Leicht geschlängelt und mit saftigem, sorgsam gepflegtem Rasen bedeckt steigen die von schattigen Fußwegen gesäumten Ufer des Sees wie des Flusses amphitheatralisch zu den sie umgürtenden, bald sie berührenden, bald durch Baumgruppen von ihnen getrennten Fahrstraßen hinauf, zu deren anderer Seite freie Wiesenräume mit Alleen und dichtem Gehölz wechseln. Der See bildet eine ungetrennte Fläche; der Fluß, wohl dreimal länger, scheidet sich aus dem von einer Doppelcascade genährten Becken in zwei Arme, welche erst eine kleine, dann eine große, durch eine im Geschmacke der Landschaft über die Flußenge gespannte Brücke verbundene Insel in weichen Auskantungen umschließen und am äußersten Ende sich zu einem See

Gestalt mit dem verwüsteten Gesichte, ohne einen Strahl geistigen Ausdrucks; diese Augen mit dem blicklosen Blicke, diese Physiognomie mit dem stupid hochmüthigen Ausdrucke, wie er sich sonst nur bei den entarteten Sprossen der alten Fürstengeschlechter findet — dieser „Neffe", der dem Onkel gleicht, wie die Nebelkrähe dem Adler."

Als Adolf Stahr „den Herrn Louis Bonaparte" sah, kehrte dieser von einer Reiterheerschau zurück. Adolf Stahr fährt fort: *)

„Der Held von Straßburg und Boulogne, hoch zu Roß, in glänzender Generalsuniform, das breite Band der Ehrenlegion über der Schulter, in Federhut und Rei-

---

vereinigen. Beide Inseln heben sich zu Berg und senken sich zu Thal, werden von Fußsteigen durchirrt und haben lichte und von Bäumen beschattete Plätze. Eine auf der größern Insel errichtete Schweizerhütte eröffnet den Reihen der Erfrischungs- und Vergnügungsanstalten, welche sich im Kreise der Anlagen zierlich und züchtig ansiedeln sollen.

Seit der Einweihung sind die Umgebungen des Sees und des Flusses der angenommene Sammelpunkt aller Besucher des Boulogner Gehölzes, und es ist ein schöner, lebendig wechselnder Anblick, wenn Tausende von Fußgängern und Hunderte von Wagen und Reitern die staublos gehaltenen Wege bedecken, während nach allen Richtungen aufgestellte Stühle und Bänke sich zum Ausruhen bieten, und bunt bewimpelte und bunt gefüllte Gondeln, von raschem Ruderschlag getrieben, die glatte Wasserfläche durchfurchen oder auf der leicht geringelten sich lustig schaukeln.

*) Seite 71.

terstulpen, sah einem Kunstreiter sprechend ähnlich. Er beugte den Kopf wie ein Wendehals nach rechts und links, überall hingrüßend, wo ein Zuruf erscholl. Da aber der Weg ziemlich abschüssig, und der Tritt seines Pferdes unsicher war wegen der schlüpfrigen Nässe, so ward dadurch die Unbeholfenheit, welche das Charakteristische der abenteuerlich aufgestutzten Erscheinung bildete, noch vermehrt. Ich stand nahe genug, um ihn genau zu sehen, und nie sah ich ein nichtssagenderes Menschengesicht als dieses. Ein ungesundes Graubraun ist die vorherrschende Farbe desselben. Die Züge sind stumpf und verwüstet, und von Aehnlichkeit mit dem großen Kaiser ist kaum eine Spur vorhanden. Vergeblich bemühte ich mich den Blick seiner Augen zu finden. Man sollte sagen, er hätte keinen, so glanzlos und unbestimmt ist dieser verschleierte Blick. Nein! Der wird die Republik nicht in seine Tasche stecken!"

Gleicht die Personbeschreibung der Prophezeihung, so hätte sie von vornherein wenig Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Will aber der Verfasser sagen daß „Generalsuniform" und „das breite Band der Ehrenlegion", daß „Federhut und Reiterstulpen" ein „abenteuerlicher" Putz sind und Aehnlichkeit mit einem „Kunstreiter" geben, so dürfte er ebenso sehr der Einzige sein dies zu behaupten, als daß „Unbeholfenheit" einen Mann charakterisire, welcher anerkannt einer der ritterlichsten Reiter und gewandt in allen Leibesbewegungen ist.

Wichtiger indessen als diese Untersuchung erscheint die Frage: sind die Franzosen, nachdem ihre Republik ein zweites Mal in der Monarchie aufgegangen, sind sie zufrieden? Befriedigt durch ihn, den Millionen Stimmen zum Präsidenten, und vermehrte Millionen zum Kaiser gewählt haben? Oder wäre die Frage schon bejaht durch den Empfang, welchen im Jahre 1852 der Präsident im Süden, im Jahre 1853 der Kaiser im Norden Frankreichs, er seitdem überall gefunden, wo er sich gezeigt? Bejaht durch den Beifall, welchen die gesammte Nation seiner auswärtigen Politik, seinem Auftreten gegen Rußland zugejauchzt? Thatsächlich bejaht durch die Ruhe, welche in allen Theilen Frankreichs herrscht und welche der Aufschwung der Industrie, das Blühen der Gewerbe, die Regsamkeit der Spekulation und das gestiegene Staatseinkommen bei verminderten Steuern nicht als Grabesstille, nicht als wurmstichige Frucht des Militärdespotismus und der Polizeigewalt, nicht als eine sich langsam, aber sicher mit Pulver und Kugeln füllende Bombe bekunden?

Schon genießt Frankreich die Früchte der ehrlichen und festen Politik seines Kaisers. Weder die Mißernte von 1853 noch die Cholera und der Krieg von 1854 haben die nationale Thätigkeit zu lähmen, den öffentlichen Credit zu erschüttern vermocht. Frankreich begriff und sagte es sich, daß es den weisen Maßregeln der Regierung nur zu vertrauen, sie nur zu unterstützen brauche,

um die drei fürchterlichsten Uebel, welche ein Volk treffen können, auf das Maß vorübergehender Leiden herabzubringen. Die Cholera hat ausgewüthet, eine reiche Ernte die Theuerung gemindert, und der Krieg so siegreich begonnen, daß blos der Ehrgeiz noch und der Starrsinn, die ihn veranlaßt, vor ihm bangen können. Auch müssen alle Zeichen trügen oder bald alle Völker der Civilisation sich in Paris vereinen zum Friedenswettstreit des Ackerbaues, der Industrie, und der Künste.

Welch' feenhafter Wechsel der Gesinnung und der Verhältnisse! Zu derselben Zeit, wo Frankreich wieder in Europa den hohen Rang einnahm, der ihm gebührt, sah es den Argwohn verschwinden, mit welchem die Erinnerung an eine frühere Zeit es umgab. Läßt sich läugnen daß dieses Volk, gegen welches alle anderen Völker in die Waffen treten zu müssen glaubten, durch einen unerwarteten, nie gehofften Uebergang die Säule der Ordnung, die haltbarste Stütze der Ruhe Europas geworden ist? Gibt es noch einen Staat so schwach und hilfbedürftig, der hilfesuchend seinen Blick nach Rußland wendet? Und läßt sich läugnen, was das Wunderbarste von Allem, daß die Besorgnisse, welche Frankreich einflößte, durch die Thronbesteigung des Mannes vernichtet worden sind, dessen ruhmgekrönter Name ganz geeignet schien sie wach zu rufen?

Soll jedoch die Frage stehen bleiben, ob Frankreich mit seinem Kaiser zufrieden, durch ihn befriedigt sei, so

kann Paris sie beantworten, Paris, dieser Inbegriff von Frankreich, welches seit lange sich gewöhnt hat es voranschreiten und gebieten zu lassen, ihm zu folgen und zu gehorchen. Ist also Paris zufrieden und befriedigt?

Ueberall wo ich nach meiner Ankunft im April 1853 vom Kaiser sprechen hörte, in den Salons wie in den Trinkstuben, geschah es mit Achtung. Mit an Begeisterung streifender Hingabe meist nur, wo Rücksichten den Beweggrund zweifelhaft machen, die Lauterkeit der Flamme verdächtigen konnten. Ebenso beim öffentlichen Erscheinen des Kaisers. Wenn er, wie häufig, in seinem Gärtchen vor den Tuilerien lustwandelte, scharte sich längs des Eisengeländers, welches nach drei Seiten das Gärtchen umschließt und auf der vordern es vom großen Garten trennt, eine Kopf an Kopf ragende Menge, welche theils über das Gitterwerk und die Heckeneinfassung, theils zwischen den goldgespitzten Eisenstäben hineinschaute. So oft der Kaiser sich nahte, wurde er achtungsvoll begrüßt. Weder Jubel noch Zuruf. An meinem ersten Sonntage sah ich ihn aus den elyseischen Feldern nach den Tuilerien fahren. Viele eilten quer über den Concordienplatz, seinem Wagen, der ihn umkreiste, den Vorsprung abzugewinnen, ordneten sich in Reihen und grüßten den Kaiser, achtungsvoll, aber schweigend.

Diese stumme Huldigung dünkte mich kein ihm ungünstiges Zeichen der Volksgesinnung. Vertrat auch Achtung die Stelle der Begeisterung, so hat doch jene die Festig=

keit des Steins, Letztere zu oft die Flüchtigkeit des Stroh-feuers. Demnächst bewegte sich das öffentliche Leben un-geirrt, zeigte sich mir nirgends eine Spur geknechteter Freiheit. Ich glaubte sogar weniger Polizeiwächter und weniger soldatisches Geklirr zu bemerken, als in den Tagen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. War mir in Straßburg der Paß ohne Verzug und ohne Visum zurück-behändigt, das Gepäck kaum berührt *), in Paris zwar

*) Leider kann ich der Douane in Dünkirchen nicht gleiches Humanitätszeugniß ertheilen. Von einem Ausfluge nach London zurückkehrend landete ich Abends. Nur Reisetaschen und Nacht-säcke wurden noch visitirt, Koffer und schweres Gepäck für den folgenden Morgen vorbehalten. Nachdem meine Reisetasche von unten nach oben gekehrt, etwas Zollpflichtiges nicht gefunden worden war, und ich das Vergnügen überstanden hatte, die um-hergestreuten Sachen zu sammeln und gut oder übel einzuschich-ten, wehrte ein Soldat mir und meinem Träger das Fortgehen mit dem Bemerken daß Damen im anstoßenden Zimmer seien. Meine Verwunderung, was mich das kümmere, blieb unbefrie-digt. Bald darauf verließen drei Damen das bezeichnete Zim-mer. Man hieß mich eintreten. Die Thür fiel ins Schloß, und ohne Weiteres senkte ein Zollbeamter beide Hände in meine Taschen, soviel ich deren hatte, betastete mich in allen Richtun-gen von der Halsbinde bis zur Sohle, untersuchte zuletzt mein Hutfutter und öffnete, als er keine Schmuggelei entdeckt, die Thür ebenso schweigend wie er sie geschlossen. Die erwähnten Damen theilten mir später mit daß man gegen sie noch größere Strenge geübt, eine Frau sie völlig entkleidet, ihnen sogar Schuhe und Strümpfe ausgezogen habe.

dieses wegen des Octroi geöffnet, aber nach Paß oder sonstiger Legitimation nicht gefragt worden, so begnügte man sich im Hotel und später in meiner Privatwohnung mit der Einzeichnung ins Hausbuch. Wieder keine Frage nach Paß oder Ausweis. Ich hatte auf meiner Reise in Frankfurt übernachtet. Kaum war ich im Hotel angekommen, so stürmte ein Kellner in mein Zimmer, das Fremdenbuch unterm Arme, eine Feder voll Dinte in der Hand, und das Begehren meines Passes auf den Lippen. Wo ist die Ueberwachung strenger, in Paris oder in Frankfurt? *)

Nach Ablauf einiger Monate hatte ich bemerkt daß zunehmend mit mehr Wärme, mit mehr Lob, mit mehr Liebe vom Kaiser gesprochen, sein Erscheinen bisweilen lebhaft begrüßt worden war. Darin aber hatte ich mich auch nicht täuschen können, daß der Kaiserin selten Erwähnung geschah, Jubel und Zuruf nie ihr, stets dem Kaiser allein galten.

---

*) Dieselbe Frage stellt sich für Leipzig. Ich kam im November 1854 nach Leipzig, daselbst einige Zeit zu bleiben, wurde polizeilich angemeldet und bat um eine sogenannte „Sicherheits- und Aufenthaltskarte". Man gewährte sie mir auf vierzehn Tage mit dem Bemerken daß trotz meines richtigen, niedergelegten Passes und ungeachtet ich im Königreiche Sachsen kein Fremdling bin die Gestattung längern Aufenthaltes nur gegen Beibringung eines Heimathscheins erfolgen könne. Die Sache erledigte sich ohne Heimathschein und ohne Fortweisung. Doch ändert das Nichts an obiger Frage.

Warum dies?

Warum dies anders als weil, wie der Deutsche im Wesen und der Engländer in der Sache, so der Franzose im Scheine lebt; — als weil, wie beim Engländer die Sache und beim Deutschen die Idee, so beim Franzosen die Person vorwiegt; — als weil, wie man sich der Idee aus Glauben und Ueberzeugung, der Sache aus Eigennutz, so man sich der Person aus Eitelkeit opfert; — als weil, wie das habende und die Fülle besitzende Ich der Nerv des englischen, so das leere, sich in sich selbst bespiegelnde und bewundernde Ich das Element des französischen Stolzes, die Monarchie dem Franzosen ins Mark gewachsen, er stolz auf seinen Monarchen und Eins mit ihm ist, Eins mit ihm wie der Engländer, doch mit dem Unterschiede, daß der Franzose in seinem Monarchen sich, der Engländer sich in seinem Monarchen sieht. Folgt hieraus daß der Engländer seinen Glanz und seinen Schmuck auf seinen Monarchen überträgt, der Franzose hingegen sich zu Schmuck und Ehre rechnet, was seinen Monarchen ehrt und schmückt, so erklärt sich, warum der Franzose ein spanisches Edelfräulein seinem Kaiser nicht ebenbürtig finden kann, warum in seiner Meinung der Kaiser unter sich gegriffen, und ob er die Schönste der Schönen, die Edelste der Edeln gewählt, es den Stolz des Franzosen verletzte, es seine Eitelkeit kränkte, es ihn blind gegen den Werth der Erkorenen und taub gegen die Rücksichten des Kaisers macht, daß Geringere den

Blick zu ihr erheben durften. Die Pariser hätten am 14. und 15. August 1853 Gelegenheit gehabt zu beweisen daß ihr Stolz die Verletzung verziehen, ihre Eitelkeit die Kränkung vergessen habe. Sie bewiesen das Gegentheil.

Paris wollte am 15. August 1853 mit dem Wiegenfeste seines ersten Kaisers zum ersten Male den Namenstag seines zweiten Kaisers feiern, dieser Tags vorher über die Armee und die Nationalgarde von Paris Heerschau halten. Von den Tuilerien entlang der elyseischen Felder über den Triumphbogen de l'Etoile hinaus standen die Truppen; der Concordienplatz war einem Theil der Nationalgarde angewiesen. Gegen ein Uhr erschien die Kaiserin von St. Cloud kommend in offenem, sechsspännigem Wagen mit zwei Damen und kleinem Gefolge. „Vive l'Impératrice!“ lief es die Reihen der Truppen hinab; doch schallte der Ruf weder herzlich noch hoch, und verstummte, als der Wagen die Nationalgarde erreichte. Die Kaiserin in weißem, einfachem Gewande, ein liebliches Lächeln auf den holden Zügen, umfuhr den Concordienplatz. Die Trommeln wirbelten, die Hörner klangen, die Musiken spielten, die Fahnen grüßten; keine Ehrenbezeigung fehlte, nur der Zuruf; die Legionen blieben stumm *).

*) Wie hierdurch ihre Unabhängigkeit, bewährte die Nationalgarde auch übrigens den Charakter des Bürgersoldaten. Nach allen Richtungen traten Viele aus dem Gliede, nahmen die Tornister ab und entleerten sie ihres Inhalts — Brod, Fleisch und Weinflaschen. Dann wurde in größtmöglicher Bequemlich-

Nicht lange so zeigte sich der Kaiser „hoch zu Roß", auf einem prächtigen Braunen, in Generallieutenantsuniform, „das breite Band der Ehrenlegion über der Schulter, in Federhut und Reiterstulpen", aber — keinem „Kunstreiter" ähnlich. „Vive l'Empereur!" rollte es laut und lauter von jenseit des Triumphbogens durch die elyseischen Felder zum Concordienplatze heran, und während der Kaiser mit gezogenem Hute, im Schritt, er allein, seinem Gefolge weit voraus, den Kreis zweimal umritt, ließen die männlichen Stimmen der Nationalgarde ein kräftig wiederholtes „Vive!" erschallen.

Nachdem der Kaiser sich im Tuileriengarten am Pavillon de l'Horloge aufgestellt und hinter ihm auf dem Schloßaltan die Kaiserin Platz genommen, rückten die Truppen vorüber, an ihrer Spitze die Nationalgarde. Jetzt zwar rief diese der Kaiserin ein hörbares Hoch; aber voller und freudiger klang ihr „Vive l'Empereur!"

Seit Monaten war für die Feier des 15. August Alles vorbereitet worden, was menschlicher Scharfsinn zu erdenken, französischer Geschmack auszuklügeln vermochte. Das letzte Gelingen lag in der Wetterfügung des Him-

---

keit gespeist und getrunken und auf den Ruf der Trommel sehr gemächlich in die Linie zurückgekehrt. Die Zahl der Versammelten belief sich auf 35,000, insgesammt vortrefflich gekleidet und bewaffnet, junge und betagte, kräftige, oft schöne Männer, die — man sollte meinen — nur zu wollen brauchen, um jeden Aufruhr niederzuschlagen.

mels. Fromme Wünsche, daß er dem Feste günstig sein, und böse Wünsche, daß er Sturm und Regen senden möge, die öffentliche Begehung zu vereiteln, waren, wenn auch Letztere in kleinerer Zahl, gewiß gehegt worden. Das Fest galt ja dem Kaiser; es war ihm zu Ehren das erste Volksfest seit seiner Thronbesteigung, und ob der Himmel dazu lächele oder nicht, das konnte dem Volke — vielleicht nicht dem Volke allein — ein Zeichen sein, ob der Himmel dem Kaiser lächele, denn so sehr hat die Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts noch nirgends den Aberglauben gelichtet, daß er aufgehört hätte bei solcher Veranlassung das Wetter zum Kündiger der „Gesinnung dort oben" zu machen. Die frommen Wünsche fanden Erhörung. Regen bis acht Uhr Morgens, den wilden Staub zu bändigen. Dann bei milder Luft leichtes Gewölk zum Schutze gegen die heiße Sonne. Der Abend still und wolkenlos. Auch blieb des Himmels Gunst nicht unbemerkt, nicht unbesprochen. Der Himmel will dem Kaiser wohl, hieß es hier, hieß es dort. Und gibt es keinen Zufall, so dürfen Diejenigen nicht gescholten werden, die solches sagten, wahrscheinlich glaubten.

Das Fest war eins der reichsten, glänzendsten und glücklichsten, die Paris gesehen — reich in seinem Wechsel, alle Theater frei, Wettfahrten von Segel- und Ruderbooten, auf dem Marsfelde Reiter- und Tanzkünste im großartigsten Styl — glänzend und feenhaft, bei einbrechendem Abende mit hunderttausend Lampen behangene,

dekorirte Gerüste von den Tuilerien aus um den Concordienplatz längs der elyseischen Felder bis zum Triumphbogen, 354 Arkaden und 26 Säulenhallen voll farbiger Gläser, zwischen ihnen auf der einen, und bunt mit Arabesken gezierten maurischen Wänden auf der andern Seite Kronleuchter von Silberdraht mit rothen und grünen, blauen und gelben Laternen, aus stattlich geschmückten Orchestern rauschende Musiken, über der Fontaine des Rond Point ein mit Blitzen unter den gebreiteten Fittichen auf sternbesäeter Weltkugel ruhender Adler, in der Wölbung des Triumphbogens der brillantenfunkelnde Stern der Ehrenlegion, zum Schluß drei prächtige Feuerwerke, wo ein gekrönter Adler den Namenszug des Kaisers in die Lüfte trug, Funken um Funken fallen ließ, und zum Stern verwandelt über Paris schwebte, bis des Himmels Sterne ihn aufnahmen — und eins der glücklichsten Feste, denn kein Unfall trübte die allgemeine Heiterkeit und ein Einschreiten der bewaffneten oder polizeilichen Gewalt machte sich nirgends nothwendig. Die von der Vorsicht getroffenen Maßregeln hatten Vertrauen erweckt; das Volk handhabte die Ordnung. Da aller Raum den Fußgängern gehörte, schwieg jede Besorgniß vor Wagen und Reitern, und weil Alle sich frei fühlten und froh sein wollten, half einer dem Andern und waren Alle vergnügt.

Gezwungen dies anzuerkennen suchte an den folgenden Tagen böser Wille in der sparsamen Beleuchtung

der Privathäuser, zu welcher die Bewohner „eingeladen" worden waren, einen Maßstab der Theilnahme an der Bedeutung des Festes, gleich als ob darnach die Freunde und Gegner des Kaisers sich abzählen ließen, oder vor den Farbenmeeren, welche die Bevölkerung angestaunt, einzelne Lampen und Lichter nicht hätten erbleichen müssen. Wer wirklich sehen wollte, wie die Theilnahme an der Bedeutung des Festes sich gestaltete, der mußte in der fünften Nachmittagsstunde auf dem Marsfelde sein, als inmitten Dessen, was man „das Volk" zu nennen pflegt, inmitten von Zwanzigtausenden aus den niederen Schichten der Kaiser und die Kaiserin in offenem Wagen erschienen, wenige reitende Municipalgarde voran. Nie konnte, was so häufig behauptet worden war, daß der Kaiser sich nicht ins Volk wage, eine schlagendere Widerlegung erfahren.

Sobald der kaiserliche Wagen sich in der Ferne zeigte, zog der rasch verbreitete Ruf: der Kaiser! Aller Blicke von der fünfundsiebzigjährigen Frau ab, welche eben noch Aller Augen angezogen, wie sie ein 115 Fuß hoch gespanntes Seil hinanstieg, jetzt knieete und die Hände faltete, jetzt sich erhob und den schwindelnden Pfad verfolgte *).

Eine schwellende, wogende Menge umringte den Wa=

*) Madame Saqui mit dem von Napoleon I. ihr ertheilten Titel: Première Acrobate de France.

gen; Hüte und Mützen flogen empor; aus kräftigen Kehlen erschallte der volltönende Ruf: Es lebe der Kaiser! Daran war nichts Bestelltes, nichts Bezahltes. Eine Freude, wie sie sich nicht bestellen, nicht bezahlen läßt, leuchtete von den braunen Gesichtern der Männer in blauen Blousen. Und so nahe war der Kaiser dem Volke, daß jede Hand ihn berühren konnte.

Die Feier des 15. August 1854, obschon ebenfalls glänzend und glücklich, doch minder reich als die des vorhergegangenen Jahres, entbehrte der Gegenwart des Kaisers, welchen die damaligen Ereignisse in Spanien zu einer Reise in die angrenzenden Provinzen bewogen hatten. Er fehlte dem Feste, aber die Erinnerung an ihn fehlte nicht, und je lauter das Bedauern seiner Abwesenheit sich äußerte, desto weniger konnte ein Zweifel bleiben daß eine in den Herzen der Pariser fester gewurzelte Liebe ihn mit gesteigerter Huldigung begrüßt haben würde.

Zwei Monate vorher hatte auf dem Marsfelde eine Ausstellung landwirthschaftlicher Gegenstände stattgefunden*). Am letzten Tage unmittelbar nach Vertheilung der

*) Die Ausstellung — „Concours général d'animaux reproducteurs, instruments et produits agricoles“ — währte vom zweiten bis mit neuntem Juni, war die erste dieser Art in Paris, und soll an Menge und Schönheit der selbst aus den entferntesten Gegenden zur Schau gebrachten Thiere ihre zwei

Preise fuhren der Kaiser und die Kaiserin vor. Keine Empfangsvorbereitung hatte ihr Kommen erwarten lassen, und die Anwesenden gehörten meist anderen Ständen an als Diejenigen waren, welche hier am 15. August 1853 den Herrscher mit Jubel begrüßt hatten. Doch übte das Erscheinen der Majestäten gleiche Wirkung, nur daß häufiger als damals dem „Vive l'Empereur!" ein „Vive l'Impératrice!" sich anschloß.

Begleitet vom Minister für Ackerbau, welcher die Preise vertheilt hatte, und von den Geschworenen, welche sie zuerkannt, gingen Kaiser und Kaiserin die Verschläge hinab, in denen erst das Geflügel, dann die Schafe, dann das Borsten-, dann das Klauenvieh eingepfercht waren, und kehrten längs der Reihen zurück, welche Agrikulturgeräthe und landwirthschaftliche Erzeugnisse bildeten. Alle Departements Frankreichs waren durch Landwirthe vertreten, und Jeder hatte sich eiligst an den seinen Produkten ange-

---

Vorgänger in Versailles und Orleans weit übertroffen haben. Die Besucher zählten zu Tausenden. An den ersten Tagen erhob man zum Besten der Armen einen Frank Legegeld für die Person, welches nahe achttausend Franken eintrug. An den folgenden Tagen, darunter an dem, wo der Kaiser erschien, war der Eintritt frei und völlig unbeschränkt. Die zierliche Ordnung des Ganzen, eine überall herrschende Sauberkeit und geschmackvoller Blumenschmuck standen in meiner Erinnerung einer ähnlichen Ausstellung bei Windsor im Juli 1851 sehr vortheilhaft gegenüber.

wiesenen Platz begeben. Welcher Ausdruck innigster Befriedigung auf diesen ehrlichen Gesichtern, daß Kaiser und Kaiserin zu ihnen kamen! Wie hell und glücklich strahlten die Augen, wenn Kaiser und Kaiserin ihren Gruß erwiderten, und mit welch' verdoppeltem Stolze blickte der Eine auf sein blüthenweißes Schäfchen, das die Kaiserin gestreichelt, ein Anderer auf seinen Stier, dem der Kaiser den sehnigen Hals geklopft hatte! Sie Alle kannten wohl schon den Kaiser, mochten ihn im Bilde oder bereits von Person gesehen haben. Doch jetzt stand er vor ihnen, neben ihnen, zu seiner Seite die Kaiserin, und Jeder schien die Züge sich einprägen, sie für Weib und Kind mit nach Hause nehmen zu wollen. Ein Bretagner, dem der Kaiser zu dem erhaltenen Preise Glück gewünscht und die Hand gedrückt hatte, hob seinen Knaben, der sich an ihn geschmiegt, hoch empor, zeigte ihm den Kaiser und sagte: „Schau den Mann, der uns und Frankreich gerettet!"

Solches war vermuthlich nicht der Glaube einer Dame aus der Vorstadt St. Germain, welcher ich wenige Tage später im Boulogner Gehölze begegnete. Allein in offener, von zwei stolzen Rossen gezogener „Calesche" bog sie in eine Allee, als der Kaiser zu Pferde neben dem Wagen der Kaiserin im Schritt heraufkam. Den Kaiser oder die Hoflivree erkennen und mit gerötheten Wangen dem Kutscher den Befehl zuherrschen, schleunigst umzuwenden und den Weg nach der Stadt zu nehmen, war

Eins. Was aber leistet wohl werthvollere Bürgschaft für die Volksgesinnung, der Befehl der Dame oder der Spruch des Bretagner: „Schau den Mann, der uns und Frankreich gerettet!“

Die Arbeiter.

Es läuft die Behauptung um, Louis Napoleon habe namentlich drei Stände für sich: die Geistlichkeit, die Armee, und die Arbeiter — die Ouvriers. Niemand bestreitet daß dies drei kräftige Stützen seien, und da die Stimmlisten bei der Kaiserwahl und die Aufnahme des Kaisers in den ländlichen Bezirken Zeugniß geben, daß auch die ackerbauende Bevölkerung ihm günstig ist, so scheint es allerdings als stehe sein Thron nicht auf thönernen Füßen. Die Arbeiter sind vielleicht nicht die kräftigste der vier Stützen, aber sie waren stets in Paris bei politischen Bewegungen, wenn nicht Hebel oder entscheidende Macht, doch mächtige Werkzeuge in den Händen Derer, welche jene hervorriefen und leiteten. Daher kettet sich ein besonderes Interesse an die Klasse der Arbeiter, und möglich daß zu der noch unvollendeten Zeichnung ihres Charakters, ihrer Denk- und Handlungsweise Nachfolgendes einige Striche bietet.

Auf der Reise nach Paris erreichte ich in Straßburg den Bahnhof kaum zehn Minuten vor Abgang des Nachtzugs. Ein Mann in blauer Blouse sprang an den Wagen, fragte auf Französisch, ob ich nach Paris wolle, und sagte, als ich bejaht: „dann haben Sie Eile; Sie

erlauben?" — Dabei blickte er auf mein Gepäck. Ich bat ihn es zu nehmen. An der Kasse drängten sich die Fortwollenden. Da mein Mann kein Abzeichen trug, fragte ich, ob er Bahnhofsdiener sei? Er verneinte, und mit einer Offenheit, die jeden Zweifel schamroth gemacht haben müßte, setzte er hinzu daß er aus Paris und Ouvrier, aber ohne Arbeit und bemüht sei nächst Brod Reisegeld zur Rückkehr zu verdienen. Seine Vermittelung förderte meine Abfertigung. Beim Eintritte in den Wartesaal, wohin er mir folgte, verlangte mich nach einem gedeckten Tische, einem Büffet, irgendetwas Hunger Stillendem. „Ein Restaurant hier?" sagte ich zum Ouvrier, im Begriff ihn abzulohnen. Nein, war die Antwort, mit der Bemerkung daß bis Paris nicht zum Speisen angehalten werde, er mir aber Brod, Schinken und Wein holen könne. Da mir das genehm war, eilte er fort, brachte das Versprochene und begehrte dafür, wie mir schien, eben nur seine Auslage.

So handelte ein Pariser Ouvrier. Würde ein deutscher oder englischer in gleicher Weise gehandelt haben? Muthmaßlich hätte der Eine wie der Andere bei meiner Ankunft ohne Weiteres das Gepäck an sich gerissen, hätte im Wartesaale vor allen Dingen gelohnt sein wollen, hätte sich nicht erboten mir Brod, Schinken und Wein zu holen, würde, dazu aufgefordert, erst mancherlei Bedenken gehegt, dann sich nicht entfernt haben, ehe er seinen Lohn und Geld zum Einkauf empfangen, und dar-

auf bedacht gewesen sein, sich für seinen Gang bezahlt zu machen. Der Deutsche hätte so gehandelt aus Schwerfälligkeit, der Engländer aus Mißtrauen. Der Franzose handelte so aus Leichtsinn. Seine Dienstfertigkeit konnte ihn um seinen Lohn, konnte ihn in den Verlust des verausgabten Geldes bringen. Jedenfalls rechnete er nicht. Wäre es ihm in den Sinn gekommen durch sein Erbieten und seine That sich einen Anspruch auf klingenden Dank zu erwerben, oder beim Einkauf zu gewinnen, konnte er ja seinen Zweck kürzer, bequemer, am sichersten erreichen, wenn er das ihm nicht zu verweigernde Marktgeld behielt. Er handelte unüberlegt unterm Einflusse des Moments; aber das Vertrauen und der Wunsch, gefällig zu sein, stechen als Grund seiner Handlung nicht ungünstig gegen die Motiven ab, welche den Deutschen oder Engländer beherrscht haben würden.

Ich habe ein Pferderennen auf dem Marsfelde erwähnt, bei welchem ich zugegen war. Ich stand umgeben von Ouvriers. Im Gespräche mit einem derselben gedachte ich der Verschiedenheit der sich äußernden Theilnahme hier und in England. Meine Aeußerung erregte die Aufmerksamkeit eines Zweiten und Dritten. Sie hörten schweigend zu; dann mischten sie sich ein. Frage folgte auf Antwort. Jener wollte dies, Dieser jenes wissen, und zwischendurch fragte Einer, der instinktartig eine Verletzung darin fühlen mochte, wegen meiner französischen Aussprache den Engländer in mir zu vermuthen

— er fragte in seiner ihm angeflogenen Artigkeit mit einer Feinheit des Taktes, die dem Hofmanne angestanden hätte, nicht, ob ich Engländer, sondern ob ich lange Zeit in England gewesen sei? Auf meine Bejahung lenkten die Arbeiter das Gespräch nach allen Richtungen, in welchen ihr Leben, ihr Gewerbe, ihre Thätigkeit sich bewegte, und stellten sie dem Leben, dem Gewerbe und der Thätigkeit ihrer Standesgenossen in England gegenüber. Zu Dem, was Jeder wußte, wollte Jeder mehr lernen. Da war kein Bemänteln, sondern freies, ungeschminktes Geständniß der Unwissenheit; keine nationale Ueberhebung, wenn auch bisweilen der französische Stolz durchschimmerte; kein absichtliches, gesuchtes, neidisches Schmälern fremden Verdienstes; nur neben der Anerkennung zweifellose Gewißheit, unter gegebenen Umständen es den Engländern gleich, wenn nicht zuvor zu thun. Mag sein daß von Denen, die sich so gegen mich bewiesen, nicht Einer lesen oder schreiben konnte. Aber gesunder Verstand, schnelle Auffassung und das Bewußtsein von Kraft und Willen leisteten Ersatz. Auch klopfte das Herz wohl Manchem auf der rechten Stelle. Einem sah ich das Leid an, als ich ein Modell beschrieb, welches ich in der Londoner Ausstellung gesehen und das in seine Frage einschlug, und er darauf erwiderte daß er sich Reisegeld nach London zusammengespart, aber nicht hingekommen sei, weil ihm ein Kind gestorben und seine Frau zum Tode krank gelegen.

Ich möchte wieder fragen: würden deutsche oder englische Arbeiter sich in gleicher Weise benommen haben — englische natürlich, wenn ich bei anderer Gelegenheit als der eines Wettrennens mit ihnen zusammengetroffen wäre? Oder würden nicht diese wie jene ihr Wissen zur Schau gelegt, ihre Unwissenheit verschwiegen, mehr geredet als gehört, die Vorzüge des Ausländischen bestritten, zu Unbestreitbarem gelächelt, und im Ganzen sich für klüger gehalten haben als Die jenseit der Grenze und jenseit des Kanals?

Bei einer Sonntags-Wanderung über einen Theil der äußeren Boulevards kam ich an die Barrière de l'Ecole Militaire. Den großen, sich vor ihr breitenden Platz begrenzt ein Haus: „Au grand Balcon, Traiteur“, auf dessen geräumigem Altan gespeist wurde. Eine Treppe brachte mich aus dem lebhaften Verkehre des Schanklokals in einen Saal des ersten Stocks, welcher zum Speisen und Tanzen eingerichtet war und auf den Altan ausging. Bald nahmen hier zwei junge, bürgerlich gekleidete Männer an meinem Tische Platz, von denen der Eine sich als französirten Elsasser, der Andere sich als geborenen Pariser kundgab und die Beide, wie sie sagten, Aufseherposten in einer Färberei bekleideten. Nicht lange so traten drei Ouvriers in der obligaten Blouse und Tuchmütze auf den Altan. Sie begrüßten meine zwei Gegenüber. Diese erwiderten den Gruß, forderten die Gekommenen auf sich zu setzen, bestellten eine zweite Flasche Wein, und

berechtigten mich sowohl hierdurch als durch ein, obschon fein gezeichnetes, doch sichtbares Benehmen des Obern gegen den Untern zu dem sich später bestätigten Glauben daß Letztere ihre Untergebenen seien. Aber bei Diesen war keine Demuth, bei Jenen kein Stolz, Höflichkeit auf beiden Seiten. Man stieß an, man trank, man sprach. Man sprach frei, Jeder seine Meinung. Die Meinungen wichen von einander ab. Mehr Wein machte warm. Zwei der Arbeiter waren aus dem mittägigen Frankreich. Ihre männlich-braunen Gesichter dunkelten; ihre Augen leuchteten; die Worte strömten. Aber kein verletzendes Wort; keine Andeutung persönlicher Gereiztheit; klare Behauptung. Der Elsasser verehrte den Kaiser, und sagte warum. Die Zwei aus dem mittägigen Frankreich stimmten bei. Der Geschäftskollege und der dritte Ouvrier machten Einwendungen, keine Ausfälle, und als der Elsasser das Glas hob mit: „Vive l'Empereur!“ stießen Jene zwar an, setzten jedoch die Gläser unberührt nieder. Darüber keine Bemerkung. Wie Jeder dachte was ihm beliebte, that Jeder was er wollte, und ließ den Andern gewähren. In dessen Folge kein Geschrei, keine Heftigkeit, kein auf den Tisch Schlagen, keine übergewöhnliche Hand- und Armbewegung. Wer von dem Gesprochenen Nichts verstand, hätte den aufregenden politischen Inhalt nicht vermuthet. Und dabei meines Erachtens immer richtiges Urtheil, Beweisführung aus dem Leben; die Ansichten verschieden wegen der Verschiedenheit der Anschauung; die Folgerun-

gen verschieden wegen der Verschiedenheit der Vordersätze; diese zwar bestreitbar, aber weder eigensinnig hingestellt noch störrisch verfochten, manche darunter, die von Gelehrten und Staatsmännern für und wider verhandelt, angegriffen und vertheidigt worden sind. Als ich während einer Pause, um die gefundene rücksichtsvolle Beachtung einigermaßen zu erwidern, ihnen die Worte zutrank: „der wahre Ruhm Frankreichs, seine braven Ouvriers!" ergriffen Alle die Gläser, aber Einer winkte und sagte aufstehend: „Verzeihen Sie, mein Herr, zuvörderst Ihre Gesundheit!" Die Gläser klangen und wurden bis zum Boden geleert.

Ich brauche nicht zu fragen, ob in Alledem das Verhalten deutscher und englischer Arbeiter und ihrer Vorgesetzten sich spiegelt. Was ich bei den Franzosen als nicht geschehen hervorgehoben, das dürfte bei Jenen geschehen sein. Die Erörterung des Grundes liegt von meinem Wege ab. Nur kann ich nicht zugeben daß die drei erzählten Begegnisse durch Zufall für die Pariser Arbeiter günstig seien. Vielfacher Verkehr hat sie mir stets als ehrenwerthe Männer gezeigt, als Männer von, zwar nicht abgeschliffener, aber gebildeter Sitte, von weniger aus Büchern als durch das Leben erworbenen Kenntnissen, von Vertrauen auf die eigene Kraft, von ruhigem Blick, entschiedener Handlung und festem Willen. Rechne jedoch Niemand zu diesen Männern, zu dieser höhern Klasse der Ouvriers die niedere, die Handlanger und

Tagelöhner oder quasi ouvriers. Sie unterscheiden sich von Ersteren so wesentlich, daß ich sie in ihrer äußern Erscheinung kaum neben ihre englischen und unbedingt unter ihre deutschen Kameraden selbst bei Den Volksstämmen stelle, welche eine specifisch grobkörnige Natur haben. Ich spreche ihnen die Ehrenhaftigkeit nicht ab, will glauben daß ihre Masse ungeschliffene Diamanten enthält, weiß aber daß blos das Ungeschliffene sich bemerkbar zu machen pflegt. Um dies zu erproben, ihre Eigenthümlichkeiten, ihre — soll ich sagen? — radikale Naturwüchsigkeit kennen zu lernen, ist es nicht nöthig sie an den Orten zu beobachten, wo sie essen und trinken, spielen, tanzen und singen. Wie sie auf der Straße, bei der Arbeit und in den Feierstunden sich benehmen, so benehmen sie sich dort, roh im Allgemeinen und in grellem Abstich mit der Pariser Artigkeit insbesondere. Es mag geschehen daß sie keinen Fremden, der einen ihrer Versammlungsorte besucht, absichtlich beleidigen. Doch erwarte Keiner das anderwärts nie ausbleibende Pardon, wenn ein Elbogen ihn anstößt, ein schwerer Schuh ihm auf den Fuß tritt, eine kurze thönerne Tabakspfeife ihren Inhalt auf seine Hand schüttet, oder irgendeins der vielen Dinge vorfällt, für welche keine Entschuldigung zu höflich sein kann. Auch sind sie und nur sie die immer willigen Werkzeuge politischer Parteien, bereit zu Aufruhr und Empörung, kampfgerüstet und kampfbegierig, wenn ihre Leidenschaften aufgestachelt werden. Ob es

dann den weißen Lilien oder der dreifarbigen Fahne, dem Umsturze eines Throns oder dem Niederreißen einer Republik gelte — sie fechten und bluten für Den, der sie bezahlt, mit gleicher Tapferkeit für Despotismus oder Freiheit.

Nicht so die Arbeiter der höhern Klasse. Sie scheuen den Kampf nicht, aber sie kämpfen nicht für Parteizwecke und nicht um Lohn. Sie ergreifen die Waffen, wenn sie in ihrer Unabhängigkeit, in ihrem Rechte sich gekränkt glauben, Bitten und Vorstellungen fruchtlos geblieben sind, ihr Wohl und das Wohl ihrer Familien in Frage kommen, Gewaltmaßregeln sie zum Widerstande reizen. Und sie legen die Waffen nicht nieder, bis sie den Sieg errungen oder der Uebermacht weichen müssen. Damit soll nicht behauptet werden daß die Sache, zu deren Vertheidigung sie sich erhoben, eine gerechte sein muß, daß sie sich nicht irren, ihre Rechte nicht überschätzen, gegen ihr und der Ihrigen Wohl sich nicht verblenden, sich nicht täuschen, nicht mißbrauchen lassen können. Sobald aber ihre Verführer die Maske abgeworfen, oder sie, dem Einflusse derselben entrückt, eine klare Anschauung gewonnen, ihren Irrthum, ihr Unrecht erkannt haben, sind sie nicht zu stolz es zu gestehen, nicht zu hochmüthig den Nacken zu beugen, begehren sie von den Gegnern keine andere Großmuth, als welche sie selbst geübt haben würden, und empfangen dankbar die Verzeihung.

Von solcher Gesinnung liefern die blutigen Junitage

1848 den Beweis. Wenn je ein Kampf anscheinend im Interesse der Arbeiter begonnen worden ist, so war es Der, welcher in jenem Monate drei Tage lang durch die Straßen von Paris tobte und Opfer zu Tausenden nahm. Es ließ sich glauben daß er ausschließend den Zweck habe die Nationalversammlung zur Rückgabe eines Rechtes zu zwingen, welches der Staat durch seine Regierung, das zur Republik gewordene Frankreich den Arbeitern freiwillig ertheilt und die Nationalversammlung, nachdem sie es bestätigt, ihnen eigenmächtig entzogen hatte. Daß auf dem Boden des Zerwürfnisses die Tendenzen des Communismus und Socialismus lagen, daß die Anhänger dieser das Feuer schürten, und aus den Flammen die rothe Republik hervorgehen sollte — die wenigsten Augen vermochten das zu erkennen, so fein waren die Fäden gesponnen, mit welchen sie die Arbeiter umgarnten. Dennoch ließen anfangs blos Diejenigen sich locken, welche durch das Schließen der öffentlichen Werkstätten ihr Brod verloren, und nicht allein daß die Meisten, die es dort gesucht, aus den Provinzen gekommen waren, gehörte die verhältnißmäßig kleine Zahl der Pariser Arbeiter zur größten der niedern Klasse derselben an. Die ganze Vorstadt St. Antoine mit ihrer dichten, hauptsächlich aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung, worunter gegen achtzehntausend Tischler, Viele deutscher Herkunft, zögerte Theil zu nehmen. Gleichwohl gab es hier Nichts weniger als glückliche, mit der Gegenwart zufriedene Menschen.

Seit dem 24. Februar hatte fast alle Beschäftigung aufgehört; die Werkstätten feierten; jeder Tag steigerte das Elend, an jeder Thüre lauerte der Wolf. Aber die Arbeiter der Vorstadt St. Antoine hatten sich für die Republik erklärt und wollten ihr treu bleiben; sie hatten der regierenden Gewalt versprochen ihr Zeit zu lassen, die neuen Institutionen nach Innen und Außen zu befestigen; sie wollten drei, vier, fünf Monate ausharren, dulden und hungern, und was sie versprochen, und wozu sie unter einander sich verpflichtet, das wollten sie halten.

Die Aufwiegler, die Feinde der Ordnung, Communisten und Socialisten kannten die Denkweise, die Ehrenhaftigkeit, die Willensstärke der Vorstadt St. Antoine, und weil sie wußten daß dort keine Schwärmer, keine Enthusiasten, sondern ruhige, bedachtsame Männer, keine Anhänger des Socialismus und Communismus, sondern Freunde der Ordnung und des Friedens wohnten, hatten sie um so mehr angestanden ihre Wühlereien dahin zu erstrecken, je fester sie meinten die Vorstadt St. Antoine entbehren zu können. Ihre zur Siegesgewißheit gestiegene Siegeshoffnung vertraute dem Abfalle der Mobilgarde, den Sympathien der Armee, der Ueberzahl brodloser Arbeiter, dem Schwanken und der Rathlosigkeit der Nationalversammlung. Sie begriffen daß ein günstiger Erfolg ihrer Aufregung der Vorstadt St. Antoine ihnen unbedeutend nützen, ein ungünstiger ihnen beträchtlich schaden, den Gegnern unerwartete Kräfte zuführen und in den

eigenen Reihen Manchem die Augen öffnen könnte. So zwischen der Möglichkeit eines kleinen Gewinns und der eines großen Verlustes verzichteten sie auf Erstere und gingen ohne die Vorstadt St. Antoine in den Kampf. Nicht Ein Mann von dort betheiligte sich an den Ereignissen des ersten Tags, des 23. Juni. Als aber die Führer des Aufruhrs, ihre Rechnungsfehler einsehend, an der Siegesgewißheit irre wurden, die Mobilgarde nicht zu ihnen übertrat, die Armee keine Sympathie verrieth, die Nationalversammlung nicht nachgab, in der Wahl Cavaignac's zum Diktator keine Rathlosigkeit bewies, ein Theil der Nationalgarde sich für sie erklärte und mit Todesverachtung die Barrikaden stürmte: — da wendeten die Führer des Aufruhrs ihre Blicke nach der Vorstadt St. Antoine und riefen am 24. Juni durch ihre gewandtesten Redner die Hilfe derselben an. Weil nur Eins wirksam sein, nur Eins die Freunde der Ruhe und Ordnung, die Anhänger der Republik aufwiegeln, ihnen die Waffen in die Hand drücken konnte, scheuten die Redner eine Lüge nicht. Sie beschuldigten die Nationalversammlung des Vorsatzes die Republik zu vernichten, behaupteten zum Schutze der Republik in die Schranken getreten zu sein, erinnerten die Vorstadt St. Antoine an ihr Versprechen, an ihre geschworene Treue, brandmarkten mit Verrath und Betrug, was blos die geschickteste Verdrehung so zu deuten vermochte, malten in blutigen Farben die Folgen der Unthätigkeit, und warnten in begei=

sterter Rede vor zu später Reue. Die Arbeiter lauschten, berathschlagten, und beschlossen sich dem Widerstande anzureihen, dafern die Republik wirklich in Gefahr sei. Ein zufälliges, wenn nicht von der Bosheit gemachtes Ungefähr entschied ihren Beitritt. Sie nahmen den Kampf auf mit dem Muthe, fochten ihn durch mit der Ausdauer, die ihnen eigen sind, und fielen als letzte Opfer einer schändlichen Täuschung*).

*) „Le faubourg St. Antoine", heißt es S. 252 des dritten Bandes der „Histoire de la Révolution de 1848, par Daniel Stern," 3 Bde., Paris, 1851—1853, „entré tardivement dans l'insurrection y avait apporté le caractère de persévérance et de détermination particulier à sa population laborieuse."

Jetzt, sagt der Verfasser der „Histoire de Paris depuis son origine jusqu'à nos jours, par B. R." Paris, 1853, bei Besprechung der Vorstadt St. Antoine, „causez un instant avec ces prolétaires, qui ne demandent au travail que ce que le travail doit valoir, une assurance contre la misère, et vous ne tarderez pas à vous apercevoir combien depuis peu d'années le monde a marché; ils vous étonneront par leur bon sens, par la solidité et la simplicité de leur raisonnement, comme ils vous édifieront par la douce austérité de leurs moeurs, leur esprit de famille et de confraternité, la pureté de leurs intentions, la justice de leurs voeux et de leurs espérances. Si l'on se reporte au temps passé, on peut se souvenir que Bonaparte l'ancien fut l'idole du faubourg Saint-Antoine, où son plus zélé partisan était le filateur Richard Lenoir; mais auparavant ce faubourg avait avec son général, le brasseur Santerre, dé-

Wie aus mancher bittern Frucht, welche Frankreich und namentlich Paris seit dem 24. Februar 1848 vom Baume der Erkenntniß gebrochen haben, für Napoleon süße Kerne gefallen sind, so hat auch der Hunger und das Elend, in welches der schöne, aber trügerische Traum von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Vorstadt St. Antoine gestürzt, und hat die List, die in den Junitagen sich ihrer bemächtigt, und hat ihre Hingabe, die sie mit vielen Tropfen ihres besten Herzbluts gebüßt, die dasigen Arbeiter von der Republik losgerissen, sie erst für die Wahl eines zehnjährigen Präsidenten, dann für einen

---

ployé le drapeau révolutionnaire. Sous Louis-Philippe, il eut le malheur de croire que tout changement doit conduire à un meilleur ordre de choses; depuis il s'est complétement désabusé, et de déceptions en déceptions, il en est venu à cette inébranlable et sage conviction, que les travailleurs ne doivent rien attendre que de la stabilité et d'eux-mêmes. Tout mouvement politique les trouverait sachant positivement ce qu'ils veulent; car à cette heure, grâce au progrès, où il y a des bras, il y a de la pensée et de la réflexion . . . . . Ce qu'ils veulent aujourd'hui, ce qu'ils voudront demain, c'est la paix à l'intérieur, la paix qui active et féconde tout, la paix qui rassérène le riche, et fait grandir sa bienvieillance á l'égal de sa sécurité. Le temps des barricades est passé: après les agitations les labeurs, après les troubles et la guerre civile, dont Dieu nous préserve à jamais, le bon accord et l'union, source de toutes les joies et de toutes les prospérités."

Kaiser stimmen lassen. Und was Wunder daß sie jetzt in Louis Napoleon ihren Retter ehren, da er es ist, welchen Frankreich sich zum Monarchen erkoren, und die Monarchie die Wunden heilt, welche die Republik ihnen geschlagen!

Die Gräfin von Agoult, die Demokratie und die Presse.

Unter vier deutschen Schriftstellern — richtiger, zwei Schriftstellern und zwei Schriftstellerinnen, von denen mir bekannt daß sie in ihren Mittheilungen aus und über Paris eine Gräfin von Agoult erwähnt haben, ist Karl Gutzkow der Früheste. Ohne den Namen auszuschreiben widmet er ihr folgende Zeilen:*)

„Ein Wesen, dem es möglich ist Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter sein. Ich kann an diese Frau nie denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch' ein Zauber muß in dem Umgange mit den Musen liegen! Hör' ich die Gräfin d'A. im französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten deutschen Dialog mit Gemüth reden, seh' ich sie am Clavier, durcheilt sie mit prüfendem Kennerblick die Galerien der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den ersten Blick entgegenspringen, führt sie selbst mit jenem schönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich ist, die Feder, und denke ich mir dann unter diesem glänzen-

*) Briefe aus Paris. 2 Thle. Leipzig, 1842. Seite 38 des zweiten Theils.

den Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leiden und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düstere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend sein Haupt stützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langsam verlöschen sieht, denk' ich mir diesen Schmerz und diesen Trost, diese Klage und diese Linderung, so begreif' ich, warum die Alten die Musen so oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'A. ist jene Arabella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten „Voyage à Chamouny" mitten aus den Wirren eines geistreich wilden Künstlerkreises stets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrthen- und Pinienwaldung leuchtet, schweigend, hingegeben, anmuthig, und doch voll Hoheit, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren sie fähig ist, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt."

Aus weiblicher Anschauung schildert zuzweit Fanny Lewald, wenn sie berichtet:*) „Wir fuhren zur Gräfin Marie d'Agoult, der unter ihrem Schriftstellernamen Daniel Stern bekannten Verfasserin der „Nelida" und des „Essai sur la liberté". Wir hofften, da sie einigen Mitgliedern des Gouvernement provisoire befreundet ist, von ihr Auskunft über die Zustände zu erhalten . . . Als ich die

*) Erinnerungen aus dem Jahre 1848. 2 Thle. Braunschweig, 1850. Seite 169 des ersten Theils.

Gräfin das erste Mal sah, überraschte sie mich, abgesehen von dem bedeutenden geistigen Eindrucke ihrer Persönlichkeit, durch die seltene Formenschöne ihres Aeußern. Groß, schlank und voll, hat ihre Gestalt etwas Imponirendes bei dem vollkommensten Ebenmaß der edel gebildeten Glieder. Ihr Profil ist ebenso rein, und die stark und bestimmt ausgeprägten Züge bekommen dadurch, daß sie ihr bereits ergrauendes Haar nach Männerart kurz um den Kopf geordnet trägt, noch einen besondern Ausdruck."

Der Dritte im Bunde der Vier ist Adolf Stahr. Er zeichnet*) zwar die Gräfin weder geistig wie Gutzkow, noch körperlich wie Fanny Lewald, gibt auch sonst kein klar bestimmtes Urtheil, bekennt sich aber „der schönen, geistreichen Frau" zum regsten Danke verpflichtet, unterstützt wiederholt seine Ansichten durch Stellen aus ihren Schriften, und hat andere eingewebt, ohne die Verfasserin zu nennen.

Die vierte und jüngste Feder, welche sich mit der Gräfin von Agoult beschäftigt hat, gehört Emma Niendorf.**) Sie lernte während ihres Sommeraufenthaltes in Paris 1853 die geist= und sinnverwandte Frau kennen, fuhr zu ihr „in die einsame Rue Ste. Marie, eine neu=

---

*) In seinem erwähnten: Zwei Monate in Paris.

**) Aus dem heutigen Paris. Von Emma Niendorf. Stuttgart, 1854. Seite 20 und folgende.

angelegte Straße," wo jene sich ein Haus gebaut, „Villa mit übergrüntem Eingange und lauschigen Draperien schon im Vestibule. Oben hat die Gräfin ihr mit Marmorbüsten geschmücktes „Atelier" sammt Bibliothek, wo sie den ganzen Tag arbeitet, ohne Besuch zu empfangen. „Unten" werden Emma Niendorf und ihren Begleitern „mehre Salons geöffnet, etwas düster, im Geschmacke Ludwig XIV. schwer mit Gold, die Thüren schwarz, die Wände roth wie die Ruhesitze. Rückwärts anstoßend eine Veranda, vielmehr ein kleiner Jardin d'hiver statt Kabinet, träumerisch südlich, von welchem man einige Stufen in den Garten hinabsteigt."

„Während wir uns hier," heißt es weiter, „ihrem Genius nahe fühlten, kam sie selbst, in blaßgrünem Kleide, kräftige Gestalt, strenger Styl, freie und doch gemäßigte Bewegungen; immer gewissermaßen schön, wenn auch matronenhaft, mit silbernem, schlichtem Haare, auf welchem Edelsteine einen Schleier befestigten. Uebergewicht in der Erscheinung, doch nicht erdrückend. Man fühlt daß sie gekämpft, geblutet, aber auch überwunden hat; indeß zu der ganz männlichen Tüchtigkeit, wie wir sie auch aus einigen ihrer Werke kennen, nun noch sänftigend „das ewig Weibliche" tritt. Ueber dieses — ich möchte es die den Meisten unerreichbare Verklärung des Männlichen nennen — sprachen wir zusammen in ihrem Gartenboudoir, unter dessen Zweige sie mich allein an der Hand zurückführte. „Ich hoffe auf die Zukunft," sagte sie später,

meinem resignirten Kopfschütteln gegenüber. Und gleichsam als Erläuterung, als Entschuldigung ihres Talents: „J'ai beaucoup souffert". — Aber wie ein Geist auf seine abgestreifte Körperhülle niederschaut ... Oefters folgte mein Auge der Dichterin, die Alles beherrscht, was sie redet, denkt, beinahe etwas Antikes hat in dieser überragenden Ruhe, wie mir ihre, die ernsten und doch milden Linien wiedergebende Marmorbüste in einem der Seitengemächer bestätigt . . . . . Zu Manchem, was mich in der Erscheinung bezwingt, gesellt sich sicher auch . . . dieser Ausdruck einer grandiosen Nationalität, in welcher die Frau so wachsen kann. Eine Deutsche hätte keinen Raum zu solcher Gestaltung."

Bestände demnach für die Bedeutendheit der Gräfin von Agoult auch nur das Zeugniß obiger zwei Schriftstellerinnen und zwei Schriftsteller, so möchte dies allein schon hinreichen, sie der Beachtung zu empfehlen. Aber es besteht etwas mehr. Mancherlei trifft in ihr zusammen, sie literarisch und politisch hervorzuheben.

Laut einer mir in der Handschrift vorgelegenen, von Louis von Rouchaud für die „Biographie Universelle" entworfenen Lebensskizze wurde die Gräfin Marie v. Agoult in Frankfurt am Main geboren, wo ihr Vater, der Vicomte Alexander von Flavigny nebst seiner Gemahlin, Marie Elisabeth, Tochter des Banquier Bethmann, zu jener Zeit wohnte. Bald nachher kam sie mit ihren Aeltern auf deren Gut bei Tours und verlebte hier in ländlicher

Stille ohne andern Wechsel als den einer Reise nach Frankfurt die ersten Jahre ihrer Kindheit. Nach dem Tode ihres Vaters wurde sie zur Vollendung ihrer Erziehung einem Kloster von Sacré-Coeur anvertraut, und verließ es, um 1827 dem Grafen von Agoult aus altadeligem Geschlechte ihre Hand zu reichen. An seiner Seite betrat sie den glatten Parketboden der großen Welt und glänzte in den goldenen Sälen der Tuilerien, bis sie unter Zurücklassung einer Tochter, jetzt Gräfin von Charnacé, aus Paris und Frankreich schied und die Jahre 1835 bis 1840 in der Schweiz, Italien und Deutschland zubrachte.

Nach Paris zurückgekehrt, aber der großen Welt fern bleibend, weihte sie ihre Muße der Literatur und schrieb 1840 unter dem angenommenen und beibehaltenen Namen Daniel Stern einige Journalartikel über Kunst, welche das schöne Talent der Schriftstellerin ebenso klar bekundeten wie den reinen Geschmack der vielseitig und klassisch gebildeten Frau. War es der Wunsch sich auch im Gebiete der Novelle zu versuchen, oder waren es Erinnerungen aus dem eigenen Leben, welche ihr die Feder in die Hand drängten: — als ihre nächste Gabe lieferte das Feuilleton des Journals „La Presse“ 1841 zwei Erzählungen: „Hervé“ und „Julien“*). Ich glaube ver-

*) Beide erschienen später in einem Bändchen, betitelt: „Hervé. Julien, par Daniel Stern“, Brüssel, 1843. Die Verfasserin sagte mir, „Hervé“ sei von Therese von Bacherach ins Deutsche übersetzt worden.

sichert zu sein daß die Verfasserin Keinem zürnt, der namentlich in der Ersten dieser Erzählungen eine gefährliche Sirene erblickt, um so gefährlicher, je unschuldsvoller sie tändelt, und je reizender die schönen, aber giftigen Blumen duften, mit denen sie ihr Haupt bekränzt. Zu hoch, um Niedrigem, zu edel, um Gemeinem zu dienen, konnte die Dichterin durch den gefundenen Beifall nicht verlockt werden einen Pfad fortzuwandeln, von welchem sie nicht geahnet, wie weit der trügerisch mit Blüthen überstreute sie irre führen werde. Sie wendete sich aufs Neue zu den Gebilden der Kunst, und ihre unter der Aufschrift: „Sur les Salons“, 1842 und 1843 von der „Presse“ mitgetheilten Aufsätze erneueten die frühere Anerkennung. Aber die Zeit fing an zu ernst zu werden für die heitere Kunst; gewitterschwere Wolken zeigten sich am Horizonte, und das scharfe Auge der Gräfin war nicht das Letzte, hinter dem fernen falben Scheine zuckende Blitze zu vermuthen. Vom Standpunkte der Literatur überschaute sie das Gebiet der Politik und betrachtete zuerst die Parzelle, nicht zu sagen, die Enclave, welche Deutschland heißt. In den Heften der „Revue des deux mondes“ von 1844 besprachen ihre „Etudes sur l'Allemagne“ in vorderster Reihe die literarischen Leistungen der Frau von Arnim, in zweiter das „politische Glaubensbekenntniß zweier Dichter, der Herren Freiligrath und Heinrich Heine“, das des Erstern auf Grund der von ihm selbst sein „Glaubensbekenntniß“ genannten Schrift,

das des Letztern mit Hinsicht auf sein „Deutschland, ein Wintermärchen.“ Wenn beide Schriften jetzt vergessen sein sollten, so war es doch damals die Gräfin von Agoult, welche sie in Frankreich bekannt machte, und wenn das Licht, welches durch ihre Vermittelung auf Deutschland und die beiden Dichter fiel, kein besonders günstiges, das Bild, welches sie von Deutschland und den beiden Dichtern aufstellte, weniger hell als dunkel war, so muß man gleichwohl gestehen daß nicht die Gräfin davon die Schuld trug. Im Gegentheile, sie hätte das Licht düstrer fallen lassen, die Farben zu ihrem Bilde dunkler mischen können, und wäre dennoch wahr gewesen. Von den damaligen Bewegungen in Deutschland ausgehend sammelt sie geschichtliche Züge zur Charakteristik des Königs von Preußen und gelangt auf natürlicher Brücke zu Freiligrath und Heine. Es thut ihr weh, daß Freiligrath's Werth als lyrischer Dichter, von ihr eher über- als unterschätzt, sie nicht gegen seine politische Untüchtigkeit verblenden kann, und wie hoch sie auch den Dichter Heine erhebt, vielleicht zu hoch über den Sumpf, in welchem er sich oft behaglich fühlt, das Aber seiner politischen Schwäche, obgleich mit schonender Hand gezeichnet, zieht ihn fast ebenso tief herab. Von Männern wie Freiligrath und Heine konnte Deutschland nur — Gedichte erwarten.

In Verfolgung der eingeschlagenen Bahn kam die Gräfin, ob unwillkührlich oder mit Vorsatz, Schritt um

Schritt dem Felde der Politik näher. Das beweisen nicht allein ihre, 1844—1847 in verschiedenen der geachtetsten Journale erschienenen Aufsätze, von denen namentlich die Betrachtungen über die „Etats généraux de Prusse", über Ronge, „les Amis de la Lumière," und den Graf Platen auch außerhalb Frankreich viel gelesen und erwogen worden sind, sondern es zeugt dafür in deutlichster Weise ihr Roman: „Nelida", — Paris, 1846.

Möglich daß „Nelida" nicht durch und durch Roman, daß die Erzählung zum größten Theile ein Stück Lebensgeschichte ist. Möglich auch daß eine Kritik, die zu kalt, um von der Gluth der Darstellung erwärmt, zu streng, um von hinreißenden Scenen bestochen zu werden, den Maßstab der Logik und der Regelrichtigkeit anlegt, dem Buche die Erfordernisse des Kunstwerkes abspricht. Immer wird „Nelida" eine Geschichte bleiben, in welcher die Handlungen aus den Beweggründen hervorgehen, eine Schilderung socialer und politischer Verhältnisse in Frankreich, eine Andeutung ihrer Entwickelung und ihres Strebepunktes, und rücksichtlich der Verfasserin ein Fingerzeig, ob ihr Uebertritt aus den Reihen der Aristokratie in die Glieder der Demokratie eine Folge davon sein muß, daß, wie Eugène Pelletan bei Erwähnung ihrer „Histoire de la Révolution de 1848" im „Siècle" vom 9. Mai 1853 behauptet: „toutes les fois qu'une intelligence est née dans la noblesse, elle arrive forcément à la démocratie," oder ob er die Folge innerer und äuße-

rer, von ihrem Willen unabhängiger Umstände sein kann.

Nelida von Thieullaye hat in der Wiege beide Aeltern verloren und seitdem bei ihrer Tante, einer Frau von Hespel, in Paris gelebt. Sie zählt zehn oder elf Jahre, als sie dieselbe zum ersten Male auf eins ihrer Güter begleitet, und schaukelt sich in einem Nachen auf dem See des Parks, wo „Wasserlilien, dieser Schwan der Blumen, ihre weißen Flügel über die stille, spiegelnde Fläche breiteten." Nelida ist ein zartes Kind, älter als ihre Jahre, von krankhaft bleicher Farbe, mit langem goldgelbem Haar und einem leichten Ring um ihre himmelblauen Augen. Ihr gegenüber sitzt ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, kräftig, schlank und sonnverbrannt, mit schwarzen Augen, ein freier Sohn des Feldes, ein Kind der Natur. Er rudert die Barke zum andern Ufer. Dort gelandet springen und jagen sich die Beiden, wie Nelida nie gethan, mit einer Lust und Jugendfröhlichkeit, die sie nie empfunden. Laufend und jauchzend kommen sie an einen mit spitzem Pfahlwerk umzäunten Obstgarten. Ein Zweig reifer Kirschen hängt herüber. „Welch' schöne Kirschen!" ruft Nelida. „Willst Du sie?" fragt der Knabe, und ehe jene geantwortet, hat er sich über die Umzäunung geschwungen und den Zweig gebrochen. Mit blutender Hand reicht er ihn lächelnd der Gespielin. Der Hüter des Gartens eilt scheltend und drohend herbei. Der Knabe zieht das zitternde Mädchen

sich nach in den Kahn und rudert sie zurück über den See.

Der Knabe ist der Sohn einer armen im Dorfe wohnenden Wittwe und heißt Guermann Regnier. Unter Nelida kann es erlaubt sein an die Verfasserin zu denken.

Ein Zwischenraum von vier Jahren hat Nelida in ein Kloster geführt, wo sie bis zu ihrem achtzehnten Frühling, der von ihrer Tante im Voraus zu ihrer Vermählung bestimmten Zeit, bleiben soll. „Frau von Hespel wurde nemlich von den Ansichten der großen Welt so ganz beherrscht, daß auch sie die Ehe nur für eine Einrichtung hielt, welche den Frauen ihren Rang in der Gesellschaft anweist, jede Heirath in ihren Augen ein Geschäft war, dessen muthmaßliche Vortheile oder Nachtheile blos der Notar mit der Feder in der Hand berechnen könne und solle." Nelida ihrerseits, schön, ohne es zu wissen oder zu ahnen, schön, ohne Rosen auf den Wangen und ohne das Lächeln sorgloser Jugend um die geschlossenen Lippen, still, ernst, in sich gekehrt, mit niedergeschlagenem Blick, welcher einen tiefen innern Schmerz anzudeuten und bei der Zukunft um Erbarmen zu bitten schien, nährte in ihrer gläubigen Seele einen Hang zur Schwärmerei und fühlte zugleich durch die Güte, mit welcher die Superiorin sie behandelte, sich fester und inniger zu dieser hingezogen. Mutter St. Elisabeth, wie Letztere sich nannte, war von altadeliger Herkunft, und

„selbst ihr grobes Tuchgewand und die leinene Stirnbinde nahmen ihr Nichts von jenem ungesuchten Uebergewichte, welches Frauen von hoher Geburt und hoher Schönheit auszuüben pflegen. Doch war sie nicht mehr schön, obgleich kaum dreißig Jahre alt. Der Kummer hatte ihre Wangen gehöhlt; ihre trockenen, glühenden Augen waren eingesunken; das geringste Zucken ihrer dichten Brauen zog die Stirn in grausenerregende Falten; ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge eines heftigen Ringens mit Leidenschaften, welche besiegt, aber nicht beruhigt waren.*)"

---

*) Es ist gesagt worden, die Verfasserin habe in dem Charakter und den später erzählten Lebensereignissen der Mutter St. Elisabeth auf die ihr damals befreundete George Sand gedeutet. Ihrer eigenen Versicherung nach soll dies nicht der Fall, vielmehr unter jener Maske der im Winter 18$\frac{53}{54}$ gestorbene Abbé Lamennais gemeint sein, von welchem sie ziemlich übereinstimmend mit Obigem in ihrem zweiten, an Fanny Lewald gerichteten „republikanischen Briefe" vom 4. Juni 1848, worin sie die „Physiognomie der Nationalversammlung" schildert, folgende Zeichnung entwirft: „Son front sillonné, son visage amaigri, l'éclair qui jaillit de ses creux orbites, et jusqu' au rire un peu convulsif de sa lèvre attristée, tout en lui révèle la lutte et le déchirement. On sent là comme un immense tremblement d'âme, d'où, se frayant passage à travers les ruines amoncelées, la vérité a jailli et s'est repandue en torrens de feu."

Eines Abends wird Nelida in ihrer Zelle von der Superiorin beim Gebet überrascht. Ihre Inbrunst und ihre Thränen veranlassen die Frage, ob sie ungern im Kloster sei? Auf Nelida's Versicherung des Gegentheils und daß sie sogar Nichts sehnlicher wünsche, als den Schleier zu nehmen, antwortet die Superiorin mit dem Ausrufe: „Hüte dich vor solchem Wahnsinn!" und „malt das Klosterleben in so trüben und schwarzen Farben, dabei so rührend, so treu und wahr, daß Nelida schaudert." Ueber Nacht hat Elisabeth ihren Sinn geändert. Nelida's Zukunft gilt ihr weniger als der Vortheil, welchen es ihr und dem Kloster bringen kann, sie Nonne werden zu sehen und in ihr eine Vertraute zu erhalten. Das bleibt jedoch ihr Geheimniß. Als sie am folgenden Morgen dem Pater Aimery Nelida's Wunsch zur Unterstützung vorträgt, redet sie die Sprache der Kirche. Weitsehender, obschon ebenfalls aus Gründen des Eigennutzes, rathet Aimery Nelida ab, die bald darauf zu ihrer Tante zurückkehrt, nachdem sie noch die fast stumpfsinnige Claudine von Montclair, den Spielball der Kostgängerinnen, sich zum Dank verpflichtet und in ihr eine Freundin gewonnen hat.

Nelida's Eintritt in die große Welt unter Obhut der Frau von Hespel soll auf einem Balle der österreichischen Gesandtin stattfinden. Sehr wider den Wunsch der Tante kleidet sich Nelida nach Möglichkeit einfach. Aber ein bouquet de corsage darf nicht fehlen, und die

Zofe hat es vergessen. Also halten die Damen auf der Fahrt zur Gesandtin bei einer bouquetière. Sie ist ausgekauft; ihre Körbe sind leer. Nur eine Wasserlilie noch. Der Anblick erinnert Nelida an den halbvergessenen Gespielen. Auf dem Balle bleibt sie nicht unbemerkt, und von den jungen Mädchen nähert sich ihr besonders Hortensie Langin. Hortensie Langin, „obwohl Tochter eines Notars", hat überall Zutritt, denn ihr Vater ist reich und sie ist klug, und weil sie klug ist, hält sie sich in den Grenzen ihrer Stellung.

Je mehr Nelida von der großen Welt sieht, desto erbärmlicher erscheint sie ihr. „Es war auch nicht anders möglich", sagt die Gräfin von Agoult, „als daß Nelida's ernster Geist, ihre reine Seele, ihr gerader, ehrlicher Sinn von den Falschheiten, die sie in den Kreisen ihrer Gesellschaft gewahrte, auf das schmerzlichste berührt wurde. Ueberrascht und schwankend suchte sie vergebens, was sie sah und was sie hörte mit der geheimen Stimme ihres Gewissens zu verständigen." Ihr Unmuth wuchs; ihr Herz trauerte; der Vorschlag sich einem Manne zu vermählen, den sie nicht kennt, den sie nie gesehen, treibt sie ins Kloster. Sie will sich der Mutter St. Elisabeth an die Brust werfen, will Nonne werden. Die Superiorin ist nicht zu sprechen. Nelida wird vom Pater Aimery empfangen. Nach einigem Zögern vertraut sie ihm, was sie will und was sie drückt. Wie soll sie versprechen können, den ihr fremden Sohn

des Herzogs von Valmer zu lieben? — „Sie werden ihn lieben", antwortet der Pater; „Sie sind zu verständig und zu adelig geboren, als daß dies anders sein könnte. Sie werden ihm dankbar sein für den hohen Rang, welchen Sie durch ihn in der Gesellschaft einnehmen, dankbar auch für die Freuden Ihrer neuen Lebensweise. Hat er Fehler — wer hat sie nicht? Sie werden sie mit Ergebung ertragen, denn Sie sind Christin, und sich bestreben durch Sanftmuth und Gebet sie ihm abzugewöhnen." Nelida beugt sich, und als der Heirathsplan daran scheitert, „daß die Notare sich nicht einigen können", stimmt sie das weder froh noch traurig. „Sie ist fest entschlossen sich einer Sitte zu fügen, welche der Geistliche ihr zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht hat. Sie untersagte sich darüber nachzudenken. Der Mann Gottes hatte gesprochen, und sie unterwarf sich seinem Worte als der untrügbaren Verkündigung des göttlichen Willens."

Nicht lange so begegnet sie bei einer 'Spazierfahrt mit ihrer Tante einem jungen Manne, der sein arabisches Roß meisterhaft zügelt. Herr von Kervaens ist eben von Reisen zurückgekehrt und wird von Frau von Hespel, welche ihn früher gekannt, zum Balle geladen. Er bittet Nelida um den ersten Walzer, und sie, die nicht walzen gelernt, sagt zu. Man walzt. Er hebt, er trägt sie. Seine Hand, um ihre Hüfte gelegt, bringt sie mit leisem Drucke sich nah. Nelida schwindelt. Er übergibt die

halb Ohnmächtige ihrer Tante, wiederholt seine Besuche, wirbt um ihre Hand und empfängt ihr Ja. „Mit blinder Zuversicht vertraute Nelida dem süßen Wahne zu lieben und geliebt zu werden."

Eines Morgens, während beide Damen frühstücken, läßt Guermann Regnier sich melden. Der kleine Bauerknabe ist zum hohen Manne aufgewachsen. Seine schönen Züge sind ernst, seine Stirn stolz und edel. Er hat mehre Jahre in Paris gelebt und lebt noch hier, um sich zum Maler auszubilden. Mit Nelida allein erzählt er daß die Liebe zu seiner Kunst in ihm erwacht sei, als er einst, begeistert durch die Erinnerung an sie, fast unwissentlich ihr Bild gezeichnet habe — „ein Bild", setzt er hinzu, „welches allerdings nicht so schön war wie Sie, wohl aber Augen, die Sie kannten, und einem Herzen, das für Sie schlug, die Täuschung vorzaubern konnte, daß Sie es seien." Er nennt dies Bild sein Heiligthum. Nelida fühlt sich bewegt, erschüttert. „Zum ersten Male hat sie von dichterischer Aufwallung Worte vernommen, welche nicht die Sprache der Liebe und nicht die Sprache der Religion, aber der Ausdruck beider sind." Als Frau von Hespel und Nelida ihr Versprechen lösen, den jungen Künstler in seinem Atelier zu besuchen, öffnet „ein reizendes Geschöpf" die Thür. Regnier erklärt dies durch die flüchtige Bemerkung: „Mademoiselle habe die Güte ihm fürs Haar zu sitzen." Nicht dieselbe, die sie hingegangen, kommt Nelida zurück. Sie, die ihren

Bräutigam heiß, leidenschaftlich, untrennbar zu lieben glaubte, sie liest plötzlich in ihrer Seele einen andern Gedanken; es ist ein anderer Gegenstand, der sie beschäftigt, eine andere Zukunft, an welcher sie Theil nimmt. Statt des großen Schlosses eines reichen Mannes fesselt das kleine Atelier eines armen Malers ihre Phantasie; es ist nicht mehr Timoleon, sondern Guermann, dessen Bild sie begleitet.

Die Empfangsvorbereitungen auf seinem Schlosse halten Kervaens entfernt. Inzwischen sehen Nelida und Regnier sich häufig ohne Zeugen, und dadurch daß Letzterer, ein glühender Anhänger des Saint-Simonismus, Nelida in die Grundsätze desselben einweiht, verwirrt er ihren Geist, und mehrt sich der Sturm in ihrem Herzen. Sie vergißt den Bräutigam, sich überredend daß sie ihn erwarte. Da empfängt sie in Guermann's Beisein die Anzeige seines Kommens. Ein Flor umzieht ihre Augen; sie erbleicht und wankt. Guermann, außer sich, umfaßt sie, haucht einen Kuß auf ihre Lippen, läßt sie auf einen Sessel nieder und stürzt fort mit dem Rufe: „Nie werd' ich Dich wiedersehen, aber mein bist Du für alle Ewigkeit!" — „Guermann!" flüstert Nelida. Sein Name ereilt ihn nicht; doch für sie ist er das enträthselte Geheimniß ihrer Brust. Nur ihn, ihn allein liebt sie, liebt ihn mit aller Tiefe, aller Gluth der Leidenschaft. Er weiß es, er hat's gesagt — ihm gehöre sie für alle Ewigkeit. Noch brennt sein Kuß auf ihrer Lippe.

Er dünkt sie das Siegel unauflösbarer Vereinigung. Und welches auch die Folge sein möge, sie will ihr Versprechen zurückziehen, Kervaens das seinige zurückgeben, will zu Guermann, ihm sagen daß sie ihn liebt, ihm gehören, seine Gattin werden. Minuten drängen sich zwischen den Entschluß und die Ausführung — Minuten des letzten Kampfes. Das Rollen eines Wagens entscheidet. Kervaens, der Bräutigam, kann kommen. Nelida zögert länger nicht. Fliegenden Schrittes erreicht sie Guermann's Wohnung, irrt sich in der Thür, begegnet dem „reizenden Geschöpf", dem schönen Mädchen, das sie früher getroffen, erfährt daß Guermann ihr Gatte ist, will nun sterben, sucht den Tod am Ufer der Seine, wird von einem Arbeiter erfaßt und halb besinnungslos nach Hause gebracht, erkrankt an Gehirnentzündung, und als sie zum Leben erwacht, sieht sie Kervaens an ihrem Lager, und „ist der erste Laut, der an ihr Ohr schlägt, ein Schmeichelwort der Liebe." Sie erinnert sich des Geschehenen, denkt an Guermann und bebt. „Hassen kann ihre Seele nicht, und Rache hat darin nicht Raum." Sie kann nur verachten, und dieses Gefühl, wähnt sie, habe mit Einem Schlage ihre Liebe geknickt. Genesen wird sie Kervaens' Gemahlin.

Achtzehn Monate verfließen dem jungen Ehepaare in ungetrübtem Glücke. Sie leben auf ihrem Schlosse in der Bretagne, er mit Bauen und Einrichten, sie mit Krankenpflege und Stiftung von Schulen beschäftigt. Aber

Kervaens sehnt sich nach Abwechselung. Sobald er Alles zum Empfange von Gästen geordnet, ladet er nach allen Richtungen ein. Unter den Zuströmenden befindet sich auch die Tochter des reichen Notars, die aus dem Kreise der Mädchen als Baronin von Sognencourt in den Kreis der Frauen eingetretene Hortensie Langin. Sie ist die Königin der Feste, und Kervaens umringt sie mit seinen Huldigungen, während Nelida sich nach Möglichkeit zurückzieht. Plötzlich erscheint für Beide in der Marquise Zepponi eine Nebenbuhlerin. Die Marquise, „une Sicilienne célébre par sa beauté et par ses amours“, hat Kervaens in Italien kennen lernen, ihn dort zu ihren Füßen gesehen, aber nicht erhört. Den Vermählten sucht sie zu umgarnen. Nelida, die Gefahr begreifend, waffnet sich mit allen Reizen ihrer Lieblichkeit. Der Kampf scheint siegreich für sie auszugehen, als sie im Dankgebete vorm Bilde der Jungfrau ein Gespräch ihres Gatten mit Hortensie hört, welches ihr keinen Zweifel läßt daß zu der Zeit, wo Kervaens um sie geworben und ihr Liebe geschworen, Hortensie seine Geliebte gewesen ist. Am nächsten Morgen bringt ihr diese ein Billet des Gemahls an die Zepponi, das sie seinem Kammerdiener entrissen. „Sie befehlen, schöne Gebieterin“, hat Kervaens geschrieben, „und ich gehorche. Um die Mittagsstunde reise ich mit Ihnen ab und führe Sie nach Paris.“ Nelida umschlingt seine Kniee, sie nicht zu verlassen. Er verspricht es, folgt der Zepponi, und meldet Nelida,

daß er jene nach Mailand bringe und durch Spanien zurückkehren werde, ihr aber rathe den Winter in Paris zu verleben.

Niedergeschmettert gibt Nelida sich dem Schmerze hin, als Regnier ankommt, beauftragt von Frau von Hespel ihr Portrait zu machen. Nelida entschließt sich ihn zu sehen. Er ist „bleich, ernst und traurig." Auch er nennt sich unglücklich, denn mit seiner Mutter sei ihm Alles gestorben, was er lieben dürfe, ein Mädchen, das er gekannt, kenne er nicht mehr. Nelida gewährt ihm Aufenthalt. Ein Tag nach dem andern klärt ihr Verhältniß und drängt die Vergangenheit zurück. Sie nehmen ihre früheren Gewohnheiten, ihr früheres Gespräch wieder auf. Abends liest Guermann vor, und seine Wahl und was er hinzufügt entfernen Nelida Schritt für Schritt von der offenbarten Lehre und ihren Glaubenssätzen.

Guermann Regnier liebt die junge Frau aus der Fülle seiner Phantasie und von der Höhe seines Stolzes — „die zwei Mächte, die sein Leben lenken." Er hat Nelida nie aus den Augen verloren und ist zu ihr geeilt, sobald er den ersehnten Moment gekommen glaubt, „das Vorurtheil zu vernichten und der geblendeten oder überwundenen Welt die Allgewalt des Genies zu offenbaren, mit welcher es alle von Menschen aufgebaute Scheidewände niederreißt, den Stolz des Patriciats zertrümmert, und die Schönheit, die Tugend und die Ehre der Ersten

unter den Frauen sich dienstbar macht." An einem gewitterschwülen Abende, während er aus der „Neuen Heloise" einen der ersten Briefe vorliest, wird Nelida ohnmächtig. Sie für todt haltend legt er die Hand auf ihr Herz. Sie erwacht und enteilt. Am Morgen kommt Guermann ihr Abschied zu sagen. Ueberwältigt von ihrem Gefühle ruft sie im letzten Augenblicke: „Du gehst, aber Du gehst nicht allein!" — Guermann's Ziel war erreicht.

Er und jetzt seine Nelida nehmen den Weg nach der Schweiz. Das Erblicken der Alpen erleichtert Nelida. Beim Nahen des Winters wählen sie Genf zum Aufenthalte, wo Guermann einen Freund hat, der ihm helfen soll sich einzurichten, da er zu stolz, Nelida's freies Vermögen anzugreifen, mit ihr von seiner Kunst leben will. Nelida verlangt nach Einsamkeit, Guermann nach Gesellschaft. Sie weicht seiner Bitte ihn ins Schauspiel zu begleiten. Ihr Erscheinen erregt Aufsehen, ihre Schönheit Bewunderung. Sie will ungekannt sein, Guermann durch sie glänzen. „Das bringt den ersten Mißton in ihre verschwiegenen Gedanken." Den gethanen Schritt zu entschuldigen, hat Nelida an ihre Tante und an Hortensien geschrieben. Die Antworten zeigen ihr daß die große Welt sie verstößt. Während nun Guermann an einem historischen Gemälde arbeitet, belehrt sich Nelida aus Schriften über den Inhalt seiner religiösen Gespräche und gewinnt Ansichten, die von den seinigen abweichen, ihnen oft entgegen sind. Daraus der zweite

Mißton ihrer geheimen Gedanken. Die Ausstellung von Guermann's Gemälde in Paris erheischt seine Anwesenheit. Er reist ab. Krankheit bringt Nelida an den Rand des Grabes. Ungern beschleunigt Guermann seine Rückkehr; aber der Anblick der Leidenden schneidet ihm ins Herz. Seine Reue scheint Alles auszugleichen. Nelida vergißt was sie gelitten, und genest. Dann aufs Neue in Liebe vereint gehen sie nach Mailand, wo Guermann anfangs genehmigt daß Nelida in größter Zurückgezogenheit lebe, bald aber, geschmeichelt durch Aufmerksamkeiten, die er erwidern will, ihren Rücktritt in die Welt begehrt. Ihre Weigerung erneuet doppelt stark die verklungenen Mißtöne. Und die letzte Saite springt und das erste Samenkorn des Hasses fällt auf den Boden ihres Bundes, als Guermann die angekommene Zepponi malen soll, Nelida in ihn dringt es nicht zu thun, und er ihrer Aufwallung die höhnischen Worte zuwirft: „Vous êtes sublime ainsi; jamais la Malibran a été plus saisissante.“

Einen Tropfen Balsam in Nelida's Herz träufelt ein Brief ihrer Klosterfreundin, Claudine von Montclair, in welcher die Zeit jede Spur von Stumpfsinn verlöscht und die glücklich in bescheidener Ehe ihre frühere Beschützerin nicht vergessen hat. Mit ihrem Gatten auf der Reise nach Italien begriffen folgt sie schnell dem Briefe, und Guermann stimmt gern in Nelida's Wunsch mit der Freundin Florenz zu sehen. Zwar verspricht er zu

folgen; aber ein aus Nelida's Tagebuch gefallenes Blatt überzeugt ihn vom Verluste ihrer Liebe, und sein von ihr ebenso tief gekränkter wie von der Zepponi hoch gehobener Stolz macht ihn zum Sklaven der Letztern, bis der Ruf eines deutschen Großherzogs ihn aus Italien entfernt. Nachdem er dies Nelida gemeldet, verläßt auch sie mit Claudinen und deren Gatten Italien, stark genug, „durch kein äußeres Zeichen die Empfindung ihres Innern zu verrathen." Aber in Lyon bricht ihre Kraft; die Freunde wollen nicht von ihr weichen, und bei einem Bekannten von Claudinens Gatten, der sich Emile Ferez*) nennt, trifft jener die Mutter St. Elisabeth, die kaum von Nelida's Ankunft gehört hat, als sie zu ihr verlangt. Ihr schwarzes Kleid von grobem Stoffe, ein großes am Halse niederhängendes hölzernes Kreuz, und ein ihre grauen, nach Männerart geschnittenen und gescheitelten Haare bedeckendes wollenes Tuch, das zugleich Brust und Schultern verhüllt, geben ihr ein so seltsames Aussehen, daß Claudinens Gatte fast Anstand nimmt ihr den Arm zu bieten. Desto mehr überrascht es ihn daß alle Arbeiter sie mit Ehrfurcht grüßen, alle Kinder ihr zulaufen, alle Frauen aus dem Volke das Knie vor ihr beugen. Als er später Ferez nach der Ursache fragt, antwortet dieser: „Ihre Geltung bei der arbeitenden Klasse, bei den Armen, und insbesondere bei den Frauen grenzt ans Wun=

*) Angeblich Maske für Ledru Rollin.

derbare, und die Folgen werden nicht auf sich warten lassen. Durch ihre Mildthätigkeit, ihren scharfen Verstand und den Fluß ihrer Rede hat sie sich eine Art Alleinherrschaft erworben, die ihrem männlichen Charakter und ihrem königlichen Wesen wohl ansteht. Sie ist eine große Frau, deren Schritte auf Erden allen Sehenden sichtbar bleiben werden."

Elisabeth siedelt sich bei Nelida an, theilt ihr Kervaens' Tod mit, und enthüllt ihre Lebensgeschichte und ihren Glauben, an dessen Spitze sie den Satz stellt: Was wir Geschick oder Bestimmung nennen, das ist ein leeres, eitles Wort; unser Geschick, unsere Bestimmung liegt in unserm Charakter, ist der Ausfluß unserer Fähigkeiten, je wie unser Wille sie beherrscht, oder unsere feige Unachtsamkeit ihnen den Zügel gönnt." Ihre Mutter hat Elisabeth nicht gekannt; ihren Vater bezeichnet sie als willensfesten und vernünftigen, aber herzlosen Mann. Bis zu ihrem sechzehnten Jahre hat sie kaum lesen gelernt. Dann regt der politische Salon ihres Vaters sie an, und einige Aeußerungen bringen ihr den Beinamen: „die kleine Roland", mit dem Zusatze: „die einst an dem Tage, wo es Noth thut, uns einen Brief an den König schreiben wird." Emile Ferez, Sekretär ihres Vaters, nährt ihre erwachte Lerngier. Er ist „Republikaner bis ins Mark" und erwartet nur den Anfall einer kleinen Erbschaft, „um sich offen der Partei anzuschließen, welche den Sturz der Monarchie betrieb." Sein

Umgang mit Elisabeth führt zur Erklärung seiner Liebe; er schreibt ihr, sie ihm; der Briefwechsel wird entdeckt, Ferez aus dem Dienste entlassen und Elisabeth die Wahl gegeben, sich zu verheirathen oder den Schleier zu nehmen. „Ich konnte kaum begreifen", sagt sie, „daß es eine Liebe gebe, wie die Romane sie schildern, oder eine seligere Wonne als die des Herrschens; die Idee einer großen Zukunft klopfte ausschließend in meinem Herzen." Sie wählt demgemäß das Kloster, „um die jungen Gemüther für die Grundsätze echter Gleichstellung zu gewinnen, in ihnen eine reine begeisterte Liebe für das Volk zu entzünden und dadurch eine sociale Umwälzung vorzubereiten." Sechsjährige Frömmigkeit und völlige Verläugnung des eigenen Willens bewirken was sie angestrebt, ihre Erwählung zur Superiorin. Nun die Hand an die Ausführung ihres Vorhabens zu legen nähert sie sich dem Pater Aimery. Leicht verständigt sie sich mit ihm über den Punkt ihres Ausgangs: — in ihren beiderseitigen Personen die höchstmögliche Macht des Ansehens zu vereinen; im Innern des Klosters sich blinden Gehorsam zu verschaffen; diejenigen Vorgesetzten, die hindernd entgegentreten können, auf ihre Seite zu bringen oder zu täuschen; die ihnen anvertraute Jugend mittels Schmeicheleien zu verführen, und durch sie in das Leben und die Geheimnisse der Familien einzudringen. Mit Alledem ist Pater Aimery einverstanden, aber sein Zielpunkt ein anderer. Statt wie Elisabeth unbillige

Vorrechte und unhaltbare Meinungen vernichten zu wollen, fordert er unbeschränkte und ausnahmlose Wiedereinsetzung des geistlichen Standes in dessen ehemalige Allgewalt. Darüber Zerwürfniß, und aus dem Zerwürfnisse Feindschaft. Aimery's Sieg zwingt Elisabeth zur Flucht. Sie flieht zu Ferez nach Genf, wo dieser, der sich inzwischen verheirathet hat, im Interesse der von ihm sogenannten guten Sache eine Zeitschrift herausgibt. Als er zwei Jahre später Lyon zum „Mittelpunkte seiner Thätigkeit" wählt und Elisabeth sich gegen Aimery's Verfolgungen sicher glaubt, begleitet sie ihn, um zur Förderung seines Plans, eine große Gemeinde, eine Art freier Kirche zu stiften, ihm unter den Frauen Anhang zu werben. Da ihre Bemühungen fehlschlagen, geht sie zu den Arbeitern in die Werkstätten, zu den Gefangenen in ihre Zellen, und findet hier wie dort „so viel männlichen Muth und solch' einfache und heroische Tugenden", daß sie, auf frühere Ideen zurückkommend, den Vorsatz faßt das Volk mit dem Adel, den Adel mit dem Volke zu verbinden, und Beide gegen das Bürgerthum in den Kampf zu führen. Der Adel, meint sie, müsse das Bürgerthum hassen, weil dasselbe anmaßender werde, je mehr Vorrechte und Ehrenämter es ihm entziehe, und das Volk müsse das Bürgerthum hassen, weil der Sieg des von ihm zur Macht gehobenen dem Volke nur eine grausame Täuschung eingetragen habe. Die Frauen aber, in deren Busen das Zartgefühl der Aristokratie und die dem Volke

inwohnende Gluth der Hingebung sich vereinige, glaubt sie zu „Aposteln und Vermittlerinnen jenes Bundes" berufen. Mit frischer Kraft geht sie ans Werk, und die günstigsten Erfolge begleiten ihre Schritte, als Aimery ihr Treiben entdeckt, sie in den Schlössern als sittenloses, dem Kloster entsprungenes Weib brandmarkt, beim Volke als Spion verdächtigt, und dadurch es erreicht daß das Volk ihr mißtraut, der Adel ihr seine Thüren verschließt. „So", endet sie ihren Bericht, „habe ich mit Schwierigkeiten, mit Hindernissen jeder Art zu ringen, und ich zweifle daß es mir gelingt sie zu bewältigen. Was ich aber vielleicht nicht vermag, weil es mir nicht beschieden war, das werden Andere vermögen, die dessen würdiger oder glücklicher sind."

Während dieser Vorgänge ist Regnier in W....., seinem Bestimmungsorte, angekommen. Die Art seiner Aufnahme und Behandlung kränkt seinen Stolz, lähmt seine Thatkraft, und macht ihn krank. Er bereut sein Verhalten gegen Nelida und bittet sie ihm ihre Verzeihung zu bringen. Ehe sie seinen Brief empfängt, berührt die Zepponi W....., hört von Guermann's Leiden, eilt zu ihm, wird seine Pflegerin, und schreibt auf den Rath des Arztes an Claudinens Gatten, ihr Nelida zuzuführen. Nelida kommt; zwei Tage darauf ist Guermann todt.

„Was wurde aus Nelida?" heißt es am Schlusse. Die Verfasserin antwortet: „Vielleicht sagen wir das an

geeigneter Stelle." Noch ist dies in keiner Weise geschehen. Geschieht es, so steht muthmaßlich ein fortgesetztes Stück Lebensgeschichte politischen Inhalts zu erwarten. Ueber die Richtung lassen sowohl die ausgehobenen Stellen als die auf „Nelida" gefolgten literarischen Arbeiten, welche mit Ausnahme der im Feuilleton der „Presse" 1847 erschienenen Novelle: „Valentin," die Sache der Demokratie und des Socialismus vertreten, und die sich treu gebliebene Gesinnung der Gräfin von Agoult keinen Zweifel.

Ihr enächste Schrift war: „Essai sur la Liberté considerée comme principe et fin de l'Activité Humaine", Paris, 1847, — gewissermaßen ein Aufruf zu den Februar=Ereignissen 1848. Die „Lettres Republicaines" folgten. Sie wurden nach damaliger Sitte zum Behuf schnellerer Verbreitung in einzelnen Blättern ausgestreut, und erschienen später als Anhang zu den „Esquisses morales et politiques", Paris, 1849. Werthvoll wie Letztere durch ihre meist kurzen und allgemeinen, fast immer neuen und schlagenden Betrachtungen sind, stehen sie doch den „republikanischen Briefen" insofern nach, als die Verfasserin in diesen nicht allein ihre Hingebung an die Republik, die Demokratie, und den Socialismus darlegt, sondern auch aus eigener Anschauung über die politischen Vorgänge bis zur Erwählung Louis Bonaparte's zum Präsidenten berichtet, und aus persönlicher Bekanntschaft über die bis dahin leitend an der Spitze gestandenen

Männer Mittheilungen macht, Beides auf eine Art, welche für die Geschichte jenes Abschnitts wie für die Beurtheilung dieser Männer von hoher Wichtigkeit ist, vielleicht von um so höherer, weil in mancher nicht bestätigten Auffassung die damals gehegten und zum Theil vorgeherrschten Meinungen sich offenbaren. Unter den geschilderten Männern befinden sich: der Präsident der Nationalversammlung, Buchez; Dupont de l'Eure, „der ehrwürdige Repräsentant republikanischer Redlichkeit"; Arago, „der edle und ernste Typus demokratischer Schönheit"; Lamennais; Lamartine; Thiers; Cavaignac; Pierre Leroux, „der Philosoph des Socialismus"; Louis Blanc; Proudhon. . . . .

Die Aeußerung Proudhon's, daß die Rücksichtsnahme auf Louis Bonaparte bei der Präsidentenwahl eine „fantaisie princière" sei, welche das Volk sich abgewöhnen, oder die ihm ausgetrieben werden müsse, veranlaßte die Gräfin, einen ihrer „Briefe" mit der den Inhalt bezeichnenden Ueberschrift: „A propos du Prince Louis Bonaparte," an Proudhon zu richten. Es kann interessiren, folgende Stelle im Original zu lesen. „Cette fantaisie du peuple", urtheilt die Gräfin, „est de nature à compromettre beaucoup l'idée qu'on s'était faite de sa maturité et de son jugement. Jamais plus brusque sottise n'est venue démentir une sagesse mieux éprouvée. Jamais contradiction plus choquante n'a surpris et contristé ceux qui respectent et voudraient honorer toujours le suffrage

universel..... Aristote à quatre pattes, promenant dans les jardins d'Alexandre, sur son dos de philosophe, une courtisane indienne, me paraît moins grotesque que la Révolution de 1848, élevant dans ses bras et portant aux honneurs suprêmes..... qui? On a honte de le dire, la postérité aura peine à le croire, le prétendant confus de Strasbourg et de Boulogne, le promeneur d'aigle, le traîneur de sabre impérial, le constable par inclination, *)

*) Constable par inclination, freiwilligen Polizeidiener, nennt die Verfasserin Louis Bonaparte, weil er während seines Aufenthaltes in London zur Zeit der großen Chartisten-Demonstration sich in die Liste der unbezahlten Constables einzeichnen ließ. Solche Listen werden in England, wo man die Anwendung von Militärgewalt bis zum Aeußersten zu vermeiden sucht, jedesmal aufgelegt, wenn die öffentliche Ruhe und Sicherheit von einer Gefahr bedroht wird, zu deren Bekämpfung die gewöhnliche Polizeimacht unzureichend erscheint. Dann läßt jeder Einwohner, der ein Freund der Ordnung und stark genug ist einen Stock zu führen, seinen Namen eintragen, und stellt sich so bewaffnet zur Verfügung der Behörde. Ein Engländer, der, wie gesagt, Freund der Ordnung und des Gesetzes ist, sieht hierin so wenig etwas Unehrenhaftes, daß er im Gegentheile glauben würde sich durch Wegbleiben zu entehren. Ausländer mögen thun, wie ihnen beliebt. Wissen sie aber, daß sie durch Wegbleiben sich dem Verdachte der Feigheit oder einer geheimen Sympathie für die Unruhstifter aussetzen, durch ihren Beitritt hingegen in der Achtung gewinnen, so pflegt bei Allen, welche das Letztere dem Erstern vorziehen, die Wahl schnell getroffen zu sein. Auch Louis Bonaparte wählte das Letztere, und es

et, pour tout dire en un mot, le neveu, oui, le neveu obscur d'un grand homme! O démocratie! incline toi; salue la féodalité, le privilége; salue les ducs, les comtes, les barons; renie tes pères, abjure tes dogmes; fais taire la bouche, impose silence aux battements de ton coeur; démocratie, fière démocratie, prépare à ton foyer une place pour des hôtes insolens, venus de loin; voici le cortége de l'Empire qui passe!" *) Gleiche Tendenz

---

fügte sich, daß die Liste, welche ihn als „Constable par inclination" nachwies, die Namen: Sir Robert Peel, Lord John Russell, Herzog von Wellington, und ähnlicher achtungswerthen Männer enthielt.

*) Das Original verdeutscht sich so: „Dieser Einfall des Volks wäre ganz geeignet der Vorstellung, die man sich von seiner Reife und seiner Urtheilsfähigkeit gemacht hat, einen Fußtritt zu geben. Nie hätte eine gröbere Dummheit eine besser geprüfte Weisheit Lügen gestraft, nie ein grellerer Einwurf Diejenigen überrascht und betrübt, welche das allgemeine Stimmrecht hochachten und stets geehrt sehen möchten.... Legte Aristoteles sich auf alle Vier, böt er seinen philosophischen Rücken einer indianischen Buhlerin zum Sitze, und trabte sie durch die Gärten Alexander's: ich würde das minder possirlich finden, als daß die Revolution von 1848 auf ihren Armen Einen emportrüge, emportrüge zur Stelle der höchsten Würde, der —. Aber wen? — Man schämt sich es zu sagen, und die Nachwelt wird Mühe haben es zu glauben. Nun, den verblüfften Kronprätendenten von Straßburg und Boulogne, ihn, der den Adler spazieren führte und den kaiserlichen Säbel schleppen ließ, den

hatte ein anderer, dem „Peuple-Electeur“ gewidmeter Brief, in welchem die Verfasserin die „Präsidentschafts-Candidaten“ bespricht, sich gedrungen sieht eine Stimmenmehrheit für Louis Bonaparte zu vermuthen, und solchen Falls den Wählern Folgendes in Aussicht stellt: „Incapable de tenir unis les hommes d'Etat dont le concours anormal favorise ses projets, Mr. Louis Bonaparte, se verra bientôt désavoué, abandonné dans son impuissance à la risée de l'Europe, à l'indignation du pays trompé. L'armée, humiliée d'obéir à un chef qu'elle n'a jamais vu dans ses rangs, se divisera. Dans des camps séparés, elle servira des ambitions militaires qu'il n'est pas difficile d'entrevoir déjà, ou refusera, le cas échéant, de marcher contre les anarchistes. Le simple bonsens vous indique assez ce que peuvent devenir nos finances

---

freiwilligen Polizeidiener *), oder, um mit Einem Worte Alles zu umfassen, den ungekannten Neffen eines großen Mannes! O Demokratie, neige dein Haupt! Beuge dich vor dem Feudalismus und den Privilegien! Beuge dich vor den Herzögen, den Grafen und Baronen! Verläugne deine Väter, schwöre deinen Glauben ab, verbiete deiner Zunge zu reden, deinem Herzen zu klopfen! Demokratie, stolze Demokratie, bereite an deinem Herde einen Platz für übermüthige, fernher gekommene Gäste! Schau auf, das Gefolge des Kaiserthums zieht vorüber!“

---

*) Siehe die Anmerkung zum Ausdrucke des Originals: „Constable par inclination.“

sous cette restauration impériale qui nous ramène tous les inconvéniens des restaurations: les dévouemens à récompenser, les idées d'un autre temps, la morgue d'une émigration ridicule où l'on se traitait entre soi d'Altesse et de Majesté, et qui sait? un protectorat étranger, peut-être? Electeurs, songez-y devant Dieu; il y va de l'honneur de la France!" *)

Daß demungeachtet die Wahl den von der Verfasserin

---

*) Auf Deutsch: „Unfähig Staatsmänner, deren widernatürliches Zusammenwirken seine Pläne begünstigt, in Eintracht zu erhalten, wird Herr Louis Bonaparte sich zeitig genug verläugnet und in seinem Unvermögen dem Hohngelächter von Europa und dem Unwillen eines betrogenen Landes preisgegeben sehen. Die Armee, erniedrigt durch das Ansinnen, einem Führer zu gehorchen, den sie nie in ihren Reihen erblickt hat, wird sich theilen. In gesonderten Lagern wird sie mehr als einem militärischen Ehrgeize — die Zahl läßt sich bereits errathen — zum Werkzeuge dienen, oder eintretenden Falls sich weigern, gegen die Anarchie vorzugehen. Der einfachste Menschenverstand kann Euch lehren, wohin es unter dieser kaiserlichen Restauration mit unseren Finanzen kommen muß, unter ihr, die uns alle Unbequemlichkeiten der Restaurationen zurückbringen wird; als da sind: treue Diener, die belohnt werden sollen; Ideen von ehemals; trotzige Mienen lächerlicher Emigranten, die sich unter einander Durchlaucht und Majestät titulirten, und — wer weiß! vielleicht ein auswärtiges Protektorat! Wähler, erwägt dies vor Gott; was auf dem Spiele steht, ist die Ehre Frankreichs!"

gefürchteten Ausgang nahm, konnte sie ebenso wenig damit versöhnen, als das anscheinende Ausbleiben der verkündeten Folgen sie nicht abhalten konnte, den Gegnern „des Gewählten", der Revolution, und Denen, die sie gemacht, auch ferner das Wort zu reden. Sie that es im „Almanach du Peuple pour 1851" mittels eines „Fragment", an dessen Anfang: „La première de toutes les révolutions dont le genre humain garde la mémoire, nous la voyons apparaître dans les Ecritures sous le nom et sous l'image d'une femme", sich der Schluß knüpft: „Mais l'esprit de liberté est immortel, et la Révolution, cette Eve perpetuellement rajeunie, préfère encore à cette heure .... le bannissement, l'anathème, la douleur et la mort, à la paix honteuse de l'ignorance et de l'esclavage."

Bei solcher Gesinnung und solchem Wissen, solcher Befähigung und solchem Willen lag der Gräfin von Agoult der Gedanke nahe, eine Geschichte der Ereignisse des Jahres 1848 zu schreiben. Sie führte ihn aus in der „Histoire de la Révolution de 1848, par Daniel Stern", von welcher der erste Band 1850, der zweite 1851, der dritte und letzte 1853 in Paris erschien. Es ist wohlverdiente Anerkennung, wenn Eugène Pelletan im „Siècle" vom 9. Mai 1853 darüber sagt: „J'admire dans cet ouvrage d'un grand esprit la fermeté de jugement d'abord, la vigueur d'analyse, la profondeur de vue, la grandeur de la scène, la sévérité de la forme, la puissance du

récit.“ Wie sehr auch während der Herausgabe des Werks die politische Lage Frankreichs sich geändert hatte: der politische Glaube der Verfasserin war ohne Wandel geblieben, und sie trägt so wenig Scheu vor der bestehenden Gewalt, daß sie die Erwählung Louis Napoleon Bonaparte's am 10. December 1848 zum Präsidenten der Republik, mit welchem Akte das Werk schließt, geradezu eine „résurrection du despotisme impérial“ nennt. Dann, gleich als wolle und müsse sie im Sinne der Schweigenden den gesunkenen Muth ihrer Parteigenossen aufrichten, fährt sie fort: „Sollte es sich denn wahr machen, was man sagen hört, daß der Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts das Loos des römischen Pöbels beschieden sei? Sollte sie, weil unfähig sich zur Freiheit zu erheben, keinen andern Zielpunkt haben als Brod und Schauspiele, und im Einfalle der Barbaren ihren Untergang finden? — Zu viele unläugbare Andeutungen, zu viele Merkzeichen, zu viele rationelle Beweise liegen vor, welche insgesammt jene Fragen beantworten und die Brustbeklemmung lösen. Lassen wir politische Wechsel bei Seite, die sichtbar im Schoße einer nicht fernen Zukunft schlummern: schon ein allgemeiner Ueberblick der Gesellschaft und ihrer Entwickelung bietet genügenden Grund zum Hoffen.“

„Die Demokratie unserer Tage steht nicht unterm Gesetze des alten Verhängnisses. Das Christenthum, welches sie geboren, und die Philosophie, welche sie an

Kindesstatt angenommen, sie sind es, die ihr das Princip eines unbegrenzten Fortschrittes offenbart haben und die Wege dazu bahnen. Nicht eine blinde Gewalt drängt sie vorwärts; eine organische Macht beseelt sie, eine Macht, welche der Form und dem Gesetze einer weitern und vollkommnern Civilisation zustrebt. Unter der Hülle einer anscheinend dermaligen Auflösung, oder mindestens in Dem, was wie die Rückkehr zu einer Art verhältnißmäßigem Barbareizustande aussieht, weil der große Haufe über die Auserwählten, der Trieb über den Verstand triumphirt hat, fühlt man das Pulsiren mächtiger Keime. Durch Mittel, die wir nicht begreifen, bewirkt sich ein geheimnißvoller Fortschritt. Man hat ihm und er hat sich selbst Rechnung getragen bei dem großen Akte, zu welchem er jüngst herbeigerufen worden ist. Von jetzt an kennt er sich; im Gefühle seiner Kraft ist er zum Bewußtsein seines Rechts gelangt, und in unseren Tagen muß die Idee des Rechts erst das Bedürfniß nach, dann die Fähigkeit zur Freiheit erzeugen. Sehen wir doch schon, wie der Geselligkeitstrieb des Volkes und die politische Weisheit der Gelehrten, während sie in dem Glauben Feinde zu sein sich zu bekämpfen suchen, in dem Kampfe, der sie einander nähert und von Angesicht zu Angesicht schauen läßt, sich gegenseitig wider ihren Willen gewissermaßen durchdringen. Bald werden sie, versöhnt und Einer durch den Andern gekräftigt, in der aufsteigenden Bewegung einer allgemeinern Bildung gemeinsam die Gesetze

der neuen Gesellschaft ordnen. Dann erst, aber dann gewiß wird der Genius von Frankreich erwachen. Sitten und Institutionen werden sich ebenso in Einklang finden, wie sie jetzt zu einander in einem Mißklange stehen, welcher durch tief empfundenes Leiden sich zu erkennen gibt. Dann wird die Demokratie ihre Herrschaft begründen, und die französische Revolution, die zur europäischen, das heißt, seit der Stiftung des Christenthums zur größten socialen Revolution geworden ist, sie wird dann erst ihr Ende erreicht haben."

Zuletzt im Schlußworte „an den Leser" sagt die Gräfin: „Ich wage der Hoffnung Raum zu geben daß ein Buch, dessen Verfasserin gänzlich zurücktritt um die Thatsachen allein reden zu lassen, dadurch desto geeigneter wird gewisse Wahrheiten, die ich für nützlich halte, in Umlauf zu bringen, und somit besser vielleicht als ein weniger mangelhaftes und mehr persönliches Werk den glücklichen Gedanken Voltaire's zu verwirklichen: „es geht den Büchern wie unseren Feuerherden; man holt sich beim Nachbar Feuer, zündet das seinige an, theilt es Anderen mit, und macht auf solche Weise das Feuer zum Eigenthume Aller." Das Feuer, welches ich verbreitet zu sehen wünsche, ist ein heißer, tiefinnerster Glaube an die Zukunft, wie die unerwartetsten Ereignisse ihn täglich in meinem Herzen erneuen. Möge dieser Glaube bei Allen einziehen, die mich lesen! Möge er sie stärken in allen Prüfungen, welche die Freunde der Freiheit noch zu bestehen haben

werden, und sie bewahren vor jenem traurigen, ungerechten und verderblichen Geiste der Gleichgiltigkeit oder der Reaktion, welchen die selbst von den gerechtfertigtsten Revolutionen untrennbaren Uebel in die öffentliche Stimmung werfen! Könnte dies geschehen, würde ich mein Ziel errungen haben, würde kein anderer Erfolg mir beneidenswerth erscheinen, die härteste Kritik mich nicht kümmern, mein Ehrgeiz befriedigt sein!"

Die „Kölnische Zeitung" vom 14. April 1853 begleitet in der Anzeige des Geschichtswerkes das ausgehobene Schlußwort mit der Bemerkung: „Das darf in Frankreich Angesichts der herrschenden Partei — und diese herrschende Partei heißt Napoleon! — ein Historiker seinen Gesinnungs- und Parteigenossen zurufen! — Man spricht so gern und so viel bei uns, selbst in Kreisen, wo man's nicht denken sollte, von der „tiefen Erniedrigung", in der die Franzosen leben. Es muß, nach diesem Buche zu urtheilen, doch nicht so ganz arg damit sein!"...

Auch wohl nicht, setze ich hinzu, mit der ebenfalls viel besprochenen Ueberwachung und Fortweisung der dem gegenwärtigen Regiment abgeneigten Personen. Die Gräfin von Agoult, obschon unverhohlene Gegnerin, lebte bis zum Frühjahr 1854 frei und ungeirrt in Paris, wo sie ihren Salon wöchentlich mehre Male öffnete und leicht einen Kreis von Männern versammeln konnte, welche ihre politische Gesinnung theilten. Als sie später

Paris verließ, sollte sie den Weg nach Spanien genommen haben, und die demokratische Richtung der bald darauf dort ausgebrochenen Revolution wurde mit ihrer Reise in Zusammenhang gebracht. Es fehlte sogar nicht an der Sage daß sie in Voraussicht jenes Ereignisses ihre Kenntniß der spanischen Sprache vervollkommnet und in Madrid zu einem Frauenclub gehört habe, von welchem ein dortiger Correspondent unterm 22. September 1854 der „Presse" berichtete: „Nous avons eu ici un essai de club de femmes; le beau sexe espagnol réclame son émancipation. Cette imitation d'une folie française, dirigée par des dames devorées du démon de la publicité, n'a pas eu plus de succès à Madrid qu'à Paris. On se serait cru au Boulevart Bonne-Nouvelle". . . . Dennoch steht fest daß die Gräfin von Agoult im Oktober sich in Frankreich aufhielt und ihre Rückkehr nach Paris beabsichtigte. Aber die schriftstellerische Feder scheint sie niedergelegt zu haben. Ein letzter Aufsatz von ihr besprach im „Siècle" vom 30. März. 1853: „Gervinus' Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", ein Buch, an welchem sie nach Angabe des Inhalts das Ausschließende des genommenen Gesichtspunktes und das dadurch veranlaßte Uebertriebene der Folgerungen tadelte.

Andere Druckbelege für die Vermuthung der „Kölnischen Zeitung" daß es mit der tiefen Erniedrigung der Franzosen so ganz arg nicht sein könne sind mir wiederholt vorgekommen. Ich beschränke mich auf ein Beispiel,

welches zwar nicht gegen Napoleon III., aber, was noch schlimmer, gegen die Pietät verstößt, mit welcher er das Gedächtniß Napoleon I. ehrt, und das sich in einem Werke findet, welches die Besucher von Paris meist zum Führer nehmen: „Quinze Jours à Paris, ou Guide de l'Etranger dans la Capitale et ses Environs, par J. C. G. Marin de P. . . .“, 7ᵉ édition, Paris, 1853. Hier heißt es Seite 365, wo von der Festung Vincennes die Rede ist: „Sous Louis XVI. on n'y enferma personne; mais sous l'Empire, cette forteresse redevint prison d'Etat. Le Prince de Polignac y fut enfermé une première fois; puis, l'infortuné duc d'Enghien qui, par un guet-apens abominable, y fut transféré, jugé la nuit même par d'infames sicaires, et fusillé le lendemain, au mépris du droit des gens et de toute humanité. Déplorable effet de l'ambition d'un parvenu! . . . Mais cet homme ne sut rien respecter; c'est une tâche indélébile à sa gloire, dont rien ne saurait le laver.“ Obgleich man glauben sollte daß Aeußerungen dieser Art, weil leicht verletzend, im Ministerium des Innern doppelt scharf überwacht werden, gestattet sich doch die französische Presse in fraglicher Hinsicht bisweilen Auslassungen, die unter ähnlichen Umständen in manchem andern Staate nicht so hoch zu gehen brauchten, um ihre Ahndung zu finden. Gehen sie aber noch höher, arten sie in grobe Ungebührlichkeiten aus: wer mag es tadeln, wenn das organische Dekret vom 17. Februar 1852, welches in Frankreich die Presse regelt, sein Recht verwaltet?

„La Vérité“, eins der gelesensten Pariser Tageblätter, bekannter noch unter seinem frühern neunjährigen Titel: „Journal des Faits“, gab im Juni 1854 als Feuilleton eine Erzählung: „Le Gardien du Tombeau de Ste-Hélène,“ deren Rahmen ein fortlaufendes, vertrautes Gespräch Napoleon's mit dem spätern Hüter seines Grabes, einem englischen Sergeant, Namens James, bildete. Abgesehen von dem wenig Glaubbaren der Einkleidung plauderte Napoleon, oft in der Sprache des Bivouaks, bunt durch einander von Allem, was ihm eben einfiel, jetzt von den Jahren seiner Kindheit und seinem Mannesalter, dann von seinen Siegen und Niederlagen, bald von den Fürsten, mit denen er verhandelt, bald von seinen Marschällen und Ministern, endlich auch von den Zerwürfnissen in seiner Familie, von deren sittlichem Wandel, und von den Heimlichkeiten seines ehelichen Lebens. Die Nummern des Journals vom 24., 25. und 26. Juni erregten allgemeines Erstaunen, sowohl über die Keckheit der Redaktion als über die Langmuth des Ministers Billault. Vielen mochte es unangenehm sein, Niemand konnte es befremden daß die Nummer vom 28. Juni statt der fortgesetzten Erzählung die Anzeige eines „Avertissement“ *) enthielt, in dessen Folge der Herausgeber

*) Avertissement ist das amtliche Wort für Warnung. Es wird aus dem Ministerium des Innern durch polizeiliche Vermittelung zugefertigt und lautete in vorliegendem Falle, wie folgt:

den weitern Abdruck der Erzählung gehemmt hatte. Nicht genug aber daß derselbe sich der ministeriellen Verordnung fügte, erklärte er, nach Lesung der Stellen, welche jene veranlaßt, und die er aus besonderm Grunde früher nicht gekannt, dem Minister dankbar verpflichtet zu sein, indem er nicht einer Warnung, sondern eines sofortigen Verbots seines Journals sich zu gewärtigen gehabt habe. Es wird zur Begründung dieses Bekenntnisses wie zur Beurtheilung des ministeriellen

---

„Le Ministre secrétaire d'Etat au département de l'Intérieur, vu l'article 32 du décret organique du 17. février 1852, vu les articles publiés par le journal la Vérité, sous le titre de le Gardien du tombeau de Ste-Hélène, dans ses numéros des 24., 25. et 26. juin et signés J. B. d'Airbeau; attendu que ces articles contiennent un récit mensonger et sont un outrage pour la mémoire de l'Empereur Napoléon Ier; sur la proposition du directeur de la sûreté générale, arrête: art. 1er. Un premier avertissement est donné au journal la Vérité dans la personne de MM. J. B. d'Airbeau, rédacteur, et L. Migne, gérant de ce journal; art. 2. Le Préfet de police est chargé de l'exécution du présent arrêté.

Paris, le 26. Juin 1854. (Signé) Billault."

Das Gefährliche einer ersten Warnung für ein Journal besteht darin daß nach einer zweiten ein drittes Vergehen mit Verbot bestraft wird und dieses ein oft sehr werthvolles Eigenthum vernichtet. Uebrigens kann auch sofort Unterdrückung erfolgen.

Einschreitens hinreichen, von den angedeuteten Stellen einige, wenn auch nicht die bösesten, auszuheben.

„J'avais plutôt l'air d'un dieu pour ma famille que d'un frère!" sagt Napoleon. „Aujourd'hui cette idée me fait rire, et je me demande comment eux et moi, nous avons pu garder notre sérieux pendant les dix à douze ans qu'a duré cette comédie?"

„Durant la cérémonie du mariage de mon frère Louis et d'Hortense" — Mutter Napoleon III. — „je remarquai que les deux époux étaient fort tristes. Ma belle-fille pleurait amèrement pendant la cérémonie, et ses larmes ne se séchèrent point après. Elle était loin de chercher les regards de son époux, qui, de son côté, était trop fier et trop ulcéré pour la poursuivre de ses empressements. . . . Voici pourquoi Louis et Hortense ne firent pas un bon ménage. . . . A l'époque du mariage de mon frère je le soupçonnai fort d'avoir eu un vif attachement pour une personne que je ne connais pas encore, mais qui s'est placée entre le coeur de Louis et celui d'Hortense. Pour elle, il est certain qu'elle avait de l'inclination pour Duroc, qui avait alors à peine 30 ans. Il entretenait avec Hortense une correspondance suivie. . . . Voilà la femme que de mauvais bruits, semés par de misérables libelles, ont si outrageusement calomniée! S'il fallait les en croire, j'aurais seduit la fille de ma femme avant de la donner en mariage à mon propre frère. . . . Je

n'étais pas un infâme, voilà ce qui est certain; mais je n'étais pas non plus un saint. J'aurais bien des peccadilles à t'avouer, mon bon James. Mais j'y mettais toujours la plus grande discrétion." . . .

„On dirait, en vérité, que mes frères s'étaient donné le mot pour me contrarier à propos de leur mariage . . . . Lucien savait positivement que je ne donnerais jamais mon approbation à son mariage. . . . M^{me} Jauberthon passait pour avoir été fort galante. . . . Ce qui envenima encore notre brouille, ce furent quelques mots que Lucien m'avait lâchés à propos de Joséphine. . . . 'Vous voyez', lui disais-je, 'où vous conduit votre entêtement et votre sot amour pour une . . . femme galante!' — 'Au moins', repliqua Lucien, 'la mienne est jeune et jolie'. . . ."

„Le mariage d'un seul de mes frères me causait plus de tourments que celui de mes soeurs toutes ensembles. Il y en eut une cependant, qui ne laissa pas que de m'inquiéter un instant sur son avenir, ce fut Caroline. Murat, avant de partir pour l'Egypte, faisait partie d'une division qui avait marché sur Rome. Il vit chez moi . . . la plus jeune de mes soeurs, Marie Annonciade Caroline, à peine agée de 16 ans, et fraiche comme un bouton de rose. Caroline était déjà recherchée par le jeune prince de Santa-Croce; mais Murat eut la préférence, et le prince fut éconduit. . . . Lors des campagnes d'Italie, qui suivirent e retour d'Egypte, Caroline séjourna quelque temps au-

près de Joséphine, au palais Serberoni. Murat l'y revit, et il y eut entre eux, m'a-t-on dit, un commencement d'intimité, qui rendait leur mariage tout-à-fait désirable." . . . .

Die Pariserinnen im Allgemeinen und die Grisetten insbesondere.

Niemand zweifelt daß Paris unter seinen zwölfmalhunderttausend Bewohnern viele Frauen und Mädchen besitzt, welche, wenn auch in der kleinern Zahl, allen Ansprüchen an weibliche Schönheit genügen, und in der größern die breite Mitte halten zwischen Schön und Nichtschön, oder Das sind, was der Sprachgebrauch in Abstufungen hübsch zu nennen pflegt. Auch reicht selbst ein kurzer Aufenthalt hin sich davon zu überzeugen. Gleich ihren Schwestern in Deutschland und England, vielleicht mehr als Erstere und gewiß mehr als Letztere, schließen die Pariser Frauen sich nicht in ihre Häuser ein. Zu Fuß, in Wagen und zu Roß erscheinen sie meist unverschleiert in den Straßen und auf den Boulevards, in den Gärten der Tuilerien und des Luxembourg, in den elyseischen Feldern und an den öffentlichen Vergnügungsorten. Erinnere ich mich aber — ich schweige von Deutschland — wie sehr in London, wenn ich nach bald kürzerer bald längerer Abwesenheit während der wogenden Shopping-Stunden die Bond- und Regentstraße, den Strand oder Ludgatehill beging, mir immer aufs Neue die Menge schöner und hübscher Frauengesichter aufgefal-

len ist, so muß ich gestehen daß Paris mir diesen Eindruck nicht gemacht, mich hier seltener die Fülle als der Mangel überrascht hat. Indessen habe ich auch keinen Pariser getroffen, der das Lob seiner Stadt, wovon doch in der Regel jeder voll ist, auf dieses Gebiet hinübergespielt, dagegen ebenfalls keinen, der nicht für die Pariserinnen den Vorzug der „gentillesse" beansprucht hätte. Es liegt in diesem Worte eine Bedeutung, welche in Bezug auf Frauen von uns Deutschen durch Niedlichkeit, Artigkeit, oder feine Sitte blos zum Theil, und selbst durch Lieblichkeit höchstens annähernd ausgedrückt wird. Ein liebliches Mädchen muß allerdings nett sein und ein artiges Benehmen haben; aber es fragt sich und dürfte zu verneinen sein, ob man nach deutschem Begriffe ein nettes, artiges Mädchen sprachrichtig ein liebliches nennen kann, wenn dasselbe das Gegentheil von mindestens hübsch ist. Hübschheit erscheint dem Deutschen eine unerläßliche und sogar mäßige Bedingung der Lieblichkeit, während der Franzose im Allgemeinen und der Pariser insbesondere nicht den bescheidensten Grad von Hübschsein, von joli, zur Bedingung der gentillesse macht; mit anderen Worten, in Deutschland müssen Mädchen und Frauen wenigstens hübsch sein, um lieblich, in Paris brauchen sie gar nicht hübsch zu sein, um gentilles genannt zu werden, oder, in Deutschland kann ein Mädchen hübsch und dabei nicht im Geringsten lieblich, in Frankreich kann sie gentille, und dabei nicht im Ge-

ringsten jolie sein. Kommen nun aber Deutsche und Franzosen darin überein daß die Ertheilung des fraglichen Beiwortes nicht Folge des Aussehens, sondern des Benehmens, ich möchte sagen, der Bewegung in der Gesellschaft ist, so weichen sie doch wieder darin von einander ab daß der Deutsche für seinen Ausspruch Nichts weiter begehrt, als Augenzeuge jener Bewegung zu sein, der Pariser für den seinigen daß er mit der betreffenden Persönlichkeit spreche. Der Deutsche kann das Liebliche sehen; er erklärt ein Mädchen für ein liebliches Geschöpf, für eine liebliche Erscheinung, auch wenn er keinen Laut von ihr vernommen. Der Franzose mißtraut seinen Augen, solange er nicht selbst Producent der Lieblichkeit ist, und das einzige Mittel zur Produktion, zum Hervorlocken und ihm Sichtbarmachen derselben gilt ihm das Gespräch. Man sollte glauben dieses Erforderniß müsse in Paris dem Urtheile des Einzelnen enge Grenzen ziehen. Aber nein.

Blicken wir von Oben nach Unten.

Oben ist die sogenannte gute Gesellschaft, die sogenannte große Welt, kurzweg die Welt, das heißt, derjenige Theil der Staatsgemeinde, welcher reich, glänzend, und ausschließend im Besitze des Vorrechtes auf „edle Passionen" für den obersten Richter in Sachen der Anständigkeit, für den Hüter der feinen Sitte, für den Wächter des Ehrenpunktes gilt, und welcher, weil er stolz von seiner Höhe niederschauend und überall nur sich

sehend Nichts seiner Beachtung, seiner Theilnahme werth findet, in sich die Welt sieht und deshalb sich die Welt nennt. In dieser Pariser Welt, in dieser besten Gesellschaft Frankreichs ist es, wie seit lange, fortwährend Sitte, und zwar eine in starkem Zunehmen begriffene Sitte, die Erziehung ihrer Töchter im Kloster vollenden zu lassen. Denn die Pariser Welt, diese beste Gesellschaft Frankreichs, herbergt einen merkwürdigen Verein von Konsequenz und Widerspruch, von Grundsätzen und Handlungen, die ganz unvereinbar erscheinen. Sie bekennt sich zur christlichen Kirche, zeigt sich kirchlicher und religiöser als je, und will daher ihre Töchter nur in und nach den Lehren des Evangeliums erzogen wissen, folglich, sollte man meinen, zur Geringschätzung irdischen Reichthums, zur Erkenntniß der Eitelkeit weltlicher Lust, zur Ueberzeugung von der Nichtigkeit hoher Geburt und hoher Ehrenstellen. Aber sobald die Erziehung der Töchter vollendet ist, soll der Schritt aus dem Kloster in die Welt ein möglich kürzester, ein rascher Uebergang vom Betpulte zum Traualtare sein, lächelt die Mutter, wenn man für ihre Tochter von einer Wahl des Herzens, von einer Heirath aus Liebe spricht, lächelt der Vater oder erzürnt sich bei der Andeutung eines an Reichthum und Rang ihm nicht ebenbürtigen Eidams, und wollen beide Aeltern Nichts wissen und Nichts hören von Anwendung der Vorschriften des Evangeliums aufs Leben. Der Vater sucht das Glück der Tochter in einer standesgemäßen,

oder über seinen Stand greifenden Verbindung; die Mutter sucht es in der gesellschaftlichen Stellung und nebenbei in der durch die Vermählung erlangten Freiheit; sie sucht es auf demselben Wege, auf welchem es für sie gesucht und von ihr gefunden worden ist, und beide Aeltern übernehmen die Vermittelung. Noch während die Tochter im Kloster zur Dame gebildet wird, treffen sie die Wahl. Ist diese getroffen, haben die Notare, mit der Rechnungsfeder in der Hand, über Mitgift und Witthum sich geeinigt, und hat der Gewählte, wie häufig, die ihm weniger zur Gefährtin als zur Gemahlin Bestimmte nicht schon gesehen, so erblickt er sie das erste Mal im Kloster, von Weitem in der Messe, und mag ungewiß bleiben, ob sie darum weiß, ihn sieht, oder nicht. Sein vorläufig gegebenes Wort ist bis dahin frei. Das Sehen soll entscheiden, ob er sich binden oder ablehnen will. In gleicher Weise haben die Aeltern ihr bindendes Wort an die Einwilligung der Tochter und solche an den Eindruck des ersten Sehens geknüpft. Keine Besorgniß beschleicht sie daß die Tochter den Gedanken haben könne, einen andern, ihren eigenen Weg, den Weg der Liebe zum Traualtar zu gehen. Den Weg der Liebe — wer sollte ihr ihn gezeigt; den Gedanken, in der Ehe statt durch die Ehe glücklich zu werden, — wer sollte ihr ihn eingehaucht haben? Die Superiorin nicht und nicht der Beichtiger, und nicht aus der Welt ins Kloster gedrungene Töne. Denn die Töne wüßten nur zu erzählen daß Buhlerkunst und Coquet-

terie in der großen Welt wenig Tadel, aber traute, einfache Herzensliebe Spott und Hohn findet. Und die Superiorin und der Beichtiger können die Tochter nur belehrt haben daß Fügsamkeit in hergebrachte Sitte das Gesetz ihres Standes, blinder Gehorsam unter den Willen der Aeltern die Pflicht des Kindes, stille Ergebung und widerstandloses Dulden das Gebot des Christenthums, übrigens der Kirche die Macht verliehen ist, menschliche Schwächen zu verzeihen und begangene Fehltritte zu sühnen. Unbekümmert daher um die Gesinnung der Tochter, und ihrer Einwilligung im Voraus gewiß wählen die Aeltern, nachdem sie das Ja des Erkorenen empfangen und jene das Kloster verlassen hat, ein Familiendiner,*) einen Ball, eine glänzende Soiree, Alles, nur kein prunkloses Begegnen zum Mittel die Bekanntschaft einzuleiten. Dieser, weil das Herkommen sie erheischt, streng beobachteten Förmlichkeit folgt die nicht minder leere Form

*) Ein Paar Züge eines solchen Diner gibt Balzac im 23. Kapitel seines „David Séchard“ — 2 Theile, 1843, — an der Stelle, wo er sagt: „L'avoué“ — der erkorene Freier — „dînait pour la première fois chez Madame de Sénonches qui devait recevoir officiellement la demande de la main de sa pupille. Ce fut un de ces dîners de famille dont la solennité se trahit plus par les toilettes que par le nombre des convives. Quoiqu'en famille, on se sait en représentation, et les intentions percent dans toutes les contenances. Françoise“ — die zu Verlobende — „était mise comme en étalage.“ . . .

der Werbung, und nach Ablauf der geordneten Frist führt die Unterzeichnung des Kontraktes und der Spruch des Priesters das Ende herbei — in einer Vereinigung, wenn es Gott gefällt, zum treuen Beisammenstehen in Freud und Leid, in guten wie in schlechten Tagen, oder, wenn es den Verbundenen gefällt, zum Auseinandergehen, Jedes auf seinem Wege.

So flattert das junge Mädchen aus dem Kloster in die Welt, verfügbaren Herzens jedenfalls, ob die Hand vergeben sei oder nicht. Und so gleitet die junge Frau über den Spiegelboden ihrer Welt ohne andern Halt als welchen der Zufall bietet. Sie aber gleich der Braut und diese gleich dem Mädchen, für welches ausnahmsweise sich keine „entsprechende Partie" gefunden, oder welchem das Geschick die getroffene Wahl zerstört hat, sie Alle bewegen sich frei in den hohen, weiten Kreisen der Pariser Welt, und wer daselbst Eintritt hat, dem kann die Gelegenheit nicht fehlen, die Lieblichkeit der Mädchen und Frauen zu erproben.

Ein halbes, vielleicht ein volles Dutzend Stufen führen nach Unten, wenigere zu den mittleren als von den mittleren zu den niedrigsten Schichten. Glücklicherweise ist es unnöthig sie bis zur letzten hinabzusteigen.

Man hat gesagt, die sogenannte gute Gesellschaft ähnele sich in den meisten Beziehungen, zeige überall mit kleinen Schattirungen dieselben dunkelen und hellen Farben, sei gleich tadelns- und gleich lobenswerth, gleich

exclusiv und gleich herablassend in Paris wie in London, in Wien wie in Petersburg. Burke, der spitzige Irländer, hat auch gesagt, jeder Staat sei ein Bottich, die Gemeinde das Bier, zuoberst der Schaum, zuunterst die Hefe, nur in der Mitte genießbares, gutes, gesundes Getränk. Während aber die gute Pariser Gesellschaft leichtere Zugänglichkeit und leichtere Bewegung gegen den Mittelstand voraus hat, fehlt es diesem, besonders in seiner weiblichen Abtheilung, weder an Schaum noch an Hefe. Beide werden von Vielen vertreten, denen es nicht schwer hält die Zunge zu lösen.

Paris ist eine reinliche, in seinen Straßen und auf seinen freien Plätzen fleißig gefegte, von einem aus dreihundert und vierzig Brunnensteinen hervorsprudelnden Wasserstrome blank gewaschene Stadt, und die Zeit vorüber, wo ein Platzregen die Straßen ungehbar machte, flinke Hände, eines Lohns gewärtig, fliegende Brücken schlugen, und Wagen und Rosse sich mühsam Bahn brachen. Aber nach wie vor scheucht ein Platzregen die Fußgänger, die nicht dem Unwetter Trotz bietende Eile, gleichviel übrigens, ob sie Schirme haben oder keine, von den Straßen fort, hier in eine Hausflur oder in eine der zahlreichen, unverschlossenen Einfahrten, dort unter den Schutz einer säulengetragenen Vorhalle oder eines mit Glas überdachten Durchganges. Und hier wie dort, wenn der Himmel seine Schleuße geschlossen, fürchten eine Menge zierlich beschuhte Füßchen den Schmuz und

die Nässe der Straße, und wollen gern sich gedulden, bis die letzte Wolke verschwunden und die Sonne ihre trocknenden Strahlen gesendet hat. Dann ist es leicht den Inhaberinnen jener Füßchen die Lippen zu öffnen. — „A Paris“, habe ich sagen hören, „les averses ont donné naissance à bien des aventures.“ — Oder wenn der Frühling endlich gekommen ist, laue, weiche Lüfte ins Freie locken, die Blumenbeete in den Gärten der Tuilerien und des Luxembourg ihre Winterhülle abgeworfen haben, und die Kastanien Laub und Blüthen treiben; oder im Sommer, wenn die heiße Stubenluft drückt, das plätschernde Wasser in jenen Gärten die Hitze kühlt, balsamische Gerüche dort wehen, die Bäume Schatten geben, und Militärmusik erklingt; oder im Herbst, wenn falbe Blätter an den nahenden Winter mahnen, jene Gärten vor rauhem Luftzug schirmen, die Sonne dort wärmer scheint, und hier und da ein Vogel sein Abschiedslied singt: — wie sie da hinausziehen, dort sich sammeln und sich niederlassen auf den steinernen oder hölzernen Bänken und auf den strohgeflochtenen Stühlen, die Inhaberinnen der zierlich beschuhten Füßchen! Es ist kein Verbrechen, den leeren Platz an ihrer Seite, den freien Stuhl neben ihnen einzunehmen. „Erlaubt ist Alles, was sich ziemt.“ Bescheidene Rede erhält züchtige Antwort, und immer, ob Regen falle oder die Sonne glühe, befähigt Gedankenaustausch, die Sprechende lieblich zu finden oder nicht.

Zwei tiefer liegende, eng an einander gerückte Stufen bringen zu den Grisetten und Loretten, Erstere so geheißen nach einem leichten, wohlfeilen, ehemals von Mädchen dieses Standes viel getragenen Zeuge, Letztere nach der Kirche Notre-Dame-de-Lorette, in deren Umgebung die Meisten wohnen und wohin sie vorzugsweise zur Messe gehen, „ebenso sehr", versichert der früher erwähnte „Guide de l'Etranger", „um sich und ihre Toilette zu zeigen, als um in Andacht zu beten." *) Wohl

---

*) Von dieser Kirche sagt Ch. Paul de Kock unter XV. des ersten Theils seines noch brauchbaren: „La Grande Ville, nouveau Tableau de Paris comique, critique et philosophique", — 4 Theile, Paris, 1843, — „Notre-Dame-de-Lorette, dans le sein de la Chaussée-d'Antin, au bout de la rue Laffitte, une charmante petite église, tendue en étoffe bleue, des vitraux gothiques, des peintures de bon goût, des tableaux de nos premiers peintres, des tapis sur les dalles, des chaises qui semblent frottées et vernies, une chapelle simple, mais bien décorée; enfin tout autour de vous un air de bonne compagnie, de confortable, d'aisance, qui fait éprouver à l'âme un secret contentement. . . . On a dit que les dévotes de Sainte-Lorette étaient plus élégantes, plus jolies que partout ailleurs. . . . Ceci n'est point un mal. . . . On a dit qu'elles étaient coquettes. . . . Si c'est un péché, elles vont sans doute à l'église pour le confesser. . . . On a dit que les jeunes fashionables du quartier allaient à cette église, parce qu'ils savaient y trouver de jolies femmes. . . . Mais en admirant la créature, n'adore-t-on pas aussi le Créateur?" . . .

in der Mehrzahl bald nach ihrer Geburt verlassen und vergessen, Zöglinge des Findelhauses, haben die Einen wie die Anderen nie die Pflege einer Mutter, nie die Fürsorge eines Vaters, selten den Namen ihrer Aeltern gekannt, sind groß gewachsen wie die Lilien auf dem Felde, haben sich gebildet, wie der Zufall es gefügt, haben einen Erwerb gewählt, wie Umstände, Geschmack und Neigung es gewollt, und haben nicht den Freier erwartet, um das Herz zu verschenken. Die Bedürfnisse des Lebens nöthigen sie zur Arbeit, und als Blumenverfertigerinnen oder Putzmacherinnen, Schneiderinnen, Stickerinnen oder Nähterinnen arbeiten sie gewöhnlich mit Lust und Eifer die ganze Woche hindurch, damit der Sonntag ihnen gehöre, ihrer Freiheit, ihrer Erholung, ihrem Vergnügen. Gehen aus ihren Reihen Frauen hervor, die nicht mehr arbeiten, sich mit Luxus umgeben und doch abhängig sind, so dürfen diese ihnen ferner nicht beigezählt werden.

Es soll eine Zeit gewesen sein, wo die Grisetten sich von den Loretten wesentlich unterschieden, auf hoher Stufe über ihnen standen. Eine solche Zeit muß gewesen sein, oder es wäre kein Wort der Wahrheit an den Sittenschilderungen, welche Grisetten und Loretten scharf abgrenzen, keine Silbe der Wahrheit an den Erzählungen, in denen Grisetten als Muster treuester Liebe, als Opfer ihres Vertrauens, ihrer Uneigennützigkeit, ihrer Hingebung erscheinen; es wären Thränen entlockt und Täuschungen geübt worden zu heiß und schwer selbst für das

Gewissen eines Romandichters. In jenen Tagen liebten die Grisetten, ehe sie wählten, und wählten die Loretten, ehe sie sich lieben ließen; folgten Erstere nur der Stimme ihres Herzens, und beachteten Letztere auch die Stimme ihres Vortheils; erröthete die Grisette schon beim Gedanken, einem Andern als dem Manne ihrer Liebe zu gehören, und erröthete die Lorette nicht; empfing jene dankbar vom Geliebten, was seine Mittel ihr bieten konnten, wies aber streng zurück, was seine Mittel überstieg; war der Lorette solcher Zartsinn fremd, forderte sie zwar nicht, erwartete aber Geschenke, und freute sich jedes dargebrachten, ohne zu fragen: kannst du es geben?; war die Grisette, wenn das Geschick sie vom Geliebten trennte, unglücklich und wünschte zu sterben, weinte die Lorette und tröstete sich.

Möglich daß das Geschlecht der Grisetten jener Tage noch nicht ausgestorben ist. Das jedoch steht nicht zu läugnen daß sie vom Materialismus unserer Tage scharf berührt worden sind; das schöne Bild von damals seine Farbe gewechselt, die helle Farbe gedunkelt hat; was die Grisette von der Lorette unterschieden, sich immer mehr verliert, und die Zeit nicht fern sein dürfte, wo jene in dieser aufgehen, das Geschlecht der Grisetten in seiner frühern Zeichnung ein ausgestorbenes sein wird.

Jemand hat Adolf Stahr*) von einer Grisette er-

*) a. a. O. S. 165 des zweiten Theils.

zählt, die ein Engländer ihrer armseligen Dachstube und der harten Arbeit entrissen hatte, unter der Bedingung daß sie nicht mehr tanzen wolle. Sie versprach es und hielt geraume Zeit Wort. Endlich aber überkam sie die Sehnsucht, wenigstens einmal wieder tanzen zu sehen. Es gelang ihr den Engländer zu bewegen, sie auf eine Stunde in die Closerie des Lilas zu führen. Gleich bei ihrem Erscheinen ward sie zum Tanze aufgefordert. Sie schlug es ab. Aber die Aufforderung wiederholte sich. Der Engländer blieb unbeweglich. Da endlich, nachdem sie alle Bitten, sie mindestens ein einziges Mal tanzen zu lassen, erschöpft hatte, nahm sie plötzlich ihren kostbaren Kaschemir von der Schulter, warf ihn nebst Armbändern, Uhr und Ringen dem kalten Sohne Altenglands vor die Füße mit den Worten: „Da nimm Dein Lösegeld für meine Freiheit!“ und reichte einem jungen Handwerker ihre Hand zum Tanze. Der Nacherzähler setzt hinzu: „Diese Geschichte ist keine Erdichtung.“ Das verbietet jeden Zweifel an ihrer Wahrheit. Ohne solches Verbot würde ich gemeint haben: ich zweifle nicht daß sie wahr sein kann, aber ich zweifle daß sie wahr ist. Nach jenem Verbote beschränken meine Beobachtungen und Mancherlei, was aus dem Thun und Treiben der heutigen Grisetten zu meiner Kenntniß gekommen, mich auf den Glauben daß Die, die so gehandelt, eine seltene Ausnahme war. Wenn jedoch der Nacherzähler fortfährt: „Die Grisette hat auch ihren Stolz und ihre

Freiheitsliebe, ihr Gefühl persönlichen Werths, das die Arbeit gibt; die Arbeit ist der Adelsbrief der Grisette, sie ist ihr Stolz, ihre Unabhängigkeit", so bin ich weit entfernt dies in Abrede zu stellen, beklage deshalb doppelt daß, gepreßt und gefoltert von der Schraube des Lebens, der bittern Nothwendigkeit, die armen Mädchen oft keine andere Wahl haben als dem Dasein oder ihrem Stolze zu entsagen, unabweisbaren Bedürfnissen zu erliegen oder ihre Freiheit zu verkaufen und für das Opfer des Gefühls persönlichen Werths Nichts einzutauschen als eine ungewisse, meist trübe Zukunft, und möchte hierin eine Verpflichtung finden, selbst den kleinsten gegen sie erhobenen Stein fallen zu lassen.

Paul de Kock hat einen Roman geschrieben — „La Jeune Fille du Faubourg", 2 Theile, Paris, 1848, — welcher darauf berechnet scheint in das Leben der Grisetten einzuführen, desto größern Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat, je weniger es dem Verfasser an Gelegenheit gemangelt haben kann sich mit seinem Gegenstande vertraut zu machen, und doch nur dazu dient vom Leben der Pariser Grisetten, wie es gegenwärtig ist und leider sein muß, eine falsche Vorstellung zu geben, — ein Roman, dessen Verwickelungen in ihrem hübschen Gewande sehr anziehen würden, wenn der Verfasser sie, statt in das helle Licht der Gegenwart, in den Nebel einer vergangenen Zeit gelegt hätte. Die Titelrolle ist einem jungen Mädchen gegeben, welches aus glücklichen

Verhältnissen in die tiefste Armuth gestürzt vom Ertrage ihrer Nadel nicht allein sich ernährt, sondern auch ihren Vater im Gefängnisse unterstützt, dann bei sich pflegt und nie eine Entbehrung fühlen läßt. Einen Theil der Staffage bildet eine Gruppe Grisetten, welche zwar nicht die strenge Sittlichkeit der Heldin üben, aber insgesammt — und darauf kommt es hier an — von Dem, was sie durch ihrer Hände Arbeit erwerben, gemächlich leben, anständig wohnen, sich gut kleiden, und stets Fleisch in der Schüssel und Wein im Glase haben. Ist das möglich? — Man bedarf nicht der Verneinung aus dem Munde einer Grisette. Wo die Ansätze so unbestreitbar sind wie bei der Antwort auf diese Frage, da ergibt ein einfaches Rechnungsexempel das Nein.

Ich habe die Beschäftigungen der Grisetten genannt und fürchte nicht der Unterschätzung gezeiht zu werden, wenn ich den Erwerb der geschicktesten, fleißigsten und glücklichsten für die sechs Wochentage auf zwölf Franken — drei Thaler sechs Silbergroschen oder ungefähr fünf und einen halben Gulden rheinisch — berechne. Minder Begabte oder Glückliche ernten oft nur die Hälfte oder ein Drittel.*) Davon muß in vorderster Reihe der Mieth-

*) Das wird, einleuchten, wenn man weiß daß der Frank 20 Sous hat, und erfährt daß der Arbeitslohn für eine Weste von 15 bis 5, für ein Pantalon 10, für eine Twine 15, für ein Unterbeinkleid 4, für eine Frauenmütze 3, für ein Commiß-

zins berichtigt werden, denn der neunte Tag des Januar und April, des Juli und Oktober will im Voraus bedacht sein, dafern nicht die eiserne Hand eines unbarmherzigen Vermiethers das Recht haben soll im Laufe der nächsten zwei Wochen Alles zu ergreifen, was ihn gegen Verlust sichert, und die Zahlungsunfähige aus dem Hause zu stoßen. Die Wohnungen aber kosten in Paris gegen die übrigen Bedürfnisse am theuersten. Eine Wohnung, wie Grisetten sie zu haben pflegen, ein bescheidenes Stübchen des dritten oder vierten, des fünften oder sechsten Stocks, und ein kleiner anstoßender Raum, welcher die Küche bedeutet, sie kostet monatlich, dürftig meublirt, selten unter vierzig, unmeublirt wohl nie unter zwanzig Franken. Muß die Rechnung fortgesetzt und in allen Einzelnheiten vorgelegt werden, um den Beweis zu vollführen daß selbst die Glücklichste, und wäre sie durch den Besitz eigener Meubles die Glücklichste der Glücklichen, nur auf dem Wege äußerster Sparsamkeit zur Geltendmachung ihres Adelsbriefs, zur Behauptung ihres Stolzes und ihrer Unabhängigkeit gelangen kann? Oder genügt schon der Miethzins, auch sie mit Auspfändung, mit Hunger und Elend bedroht, auch sie zur Veräußerung ihrer Freiheit gezwungen zu sehen, falls die Arbeit mangelt oder Krankheit ihre Thätigkeit lähmt? Und

---

hemde 4 Sous, für alles Andere in Verhältniß beträgt, und darunter die Auslagen für Zwirn, Seide und Nadeln begriffen sind.

Glücklichste unter den Glücklichen ist vielleicht kaum Eine von Hundert.

Wäre die Vergangenheit in jenen Punkten der Gegenwart gleich gewesen, so müßten von den Erzählungen, welche den Ruf und das Lob der Pariser Grisetten durch alle Länder getragen haben, ihnen fortwährend die Neugier der Fremden zuwenden, und sie in die Charakteristik der „Hauptstadt der Civilisation" einreihen, unbedingt dem Reiche der Fabeln zugewiesen werden. Aber die Vergangenheit war in jenen Beziehungen nicht die Gegenwart. Die letzten dreißig Jahre haben die Zahl der Mädchen und Frauen, welche die Beschäftigungen der Grisetten treiben, fast um das Fünffache vermehrt und ziemlich in der Maße, wie sie den Arbeitslohn vermindert, den Preis der Miethe und vieler Bedürfnisse erhöht. Damals konnte es einer fleißigen und geschickten Arbeiterin möglich sein, kleine Ersparnisse zu machen und auf dem Altare niederzulegen, dessen alleiniger Priester ihr Geliebter war. Damals konnten die Erzählungen Wahrheit sein, welche in ihr die Tochter zur Erhaltung ihrer Aeltern, die Schwester zur Erhaltung ihrer Geschwister, das liebende Mädchen zur Erhaltung des geliebten Studenten Tag und Nacht die Hände regen ließ, bis der Himmel sie segnete oder ein gebrochenes Herz ihr Leben brach. Damals konnte sie für ihre Treue leben; jetzt kann sie für ihre Treue nur sterben. Der Materialismus unserer Zeit mag das Seinige thun, Entsagungen zu erschweren; der

Luxus unserer Tage die Selbstsucht steigern, der leichte Werth der Sittlichkeit Leichtsinn erzeugen: — gewiß würden die Grisetten von heute noch die Grisetten von sonst sein, wenn die Verhältnisse von sonst die heutigen wären. Dafür bürgt daß Gutmüthigkeit der vorherrschende Zug ihrer Physiognomien ist, ihre frohe, unbefangene Laune das Gepräge unverdorbener Herzen trägt, in ihrem ganzen Wesen selten sich etwas Geziertes und Gemachtes zeigt, sie in der Regel nicht besser erscheinen wollen als ihr Ruf, sie am Arme des Geliebten keine Augen für andere Männer haben, und durch kein Wort und keine Geste die äußere Zucht verletzen. Ohne ihre Armuth zur Schau zu stellen, haben sie ihre Armuth nicht Hehl; ohne höfliche Anrede unerwidert zu lassen, kommen sie ihr nie entgegen; ohne das Gespräch zudringlich fortzusetzen, brechen sie es nicht unartig ab; ohne irgend eine Aufmerksamkeit zu begehren, nehmen sie jede dankend an, und oft habe ich eine Vergleichung angestellt zwischen ihnen und vornehmen Frauen, die auf sie herabblicken, die ernst und mürrisch durch die Straßen rollen, gleich als ob keine Heiterkeit in ihnen wohne oder sie keine sehen lassen dürften, deren Inneres dem Schicksale zürnt, und die zu stolz sind vor Unabwendbarem sich zu beugen. Dann hätte ich vermuthen mögen daß manche Grisette sittlich reiner und glücklicher sei. Welcher Unterschied auch zwischen den Mädchen dieses Standes in Paris und in London!

Ich war eines Abends im Château des Fleurs, einem der besten und besuchtesten öffentlichen Tanzgärten. Auf einer der grünen Bänke, welche rings um den hell mit Gas erleuchteten Tanzplatz in kleinen Zwischenräumen stehen, saß ein junger Mann an der Seite einer Grisette, neben dieser eine Andere. Die Zwei kannten sich, schienen Freundinnen zu sein. Der junge Mann war Ausländer, ihnen fremd. Seine Anrede wurde erwidert. Er hatte das Wort an seine Nachbarin gerichtet, und erst, als er es auf die Zweite übertrug, nahm diese am Gespräche Theil. Die Nacht war warm. Beide Frauen wollten nicht tanzen, lehnten Erfrischungen ab, und standen auf sich im Garten zu ergehen. Der junge Mann mit ihnen. Die Nachbarin legte ihre Hand in seinen Arm, die Andere begleitete. Vorüber an mit bunten Lichtern gesäumten und durchschlängelten Blumen- und Rasenbeeten, und vorüber an plätschernden Springbrunnen, auf deren Strahl und niederthauenden Perlen der Schein der Lampen sich wiegte, kamen sie an eine geschmückte Laube, wo süß duftende, mit weißem Papier umhüllte Blumensträuße zum Kauf einladeten. Der junge Mann wählte zwei der schönsten und reichte sie seinen Begleiterinnen. Sie nahmen ohne Zögern, obwohl sichtbar überrascht, und der Dank, den sie sagten, glänzte mit kindlicher Freude in ihren Augen.

Würde eine Londoner Grisette die Erfrischung abgelehnt und für die Blumen ein Wort des Dankes gehabt

haben? Ich glaube: Nein. Würde sie eine Erfrischung begehrt haben, dafern der junge Mann sie ihr nicht angeboten? Ich glaube: Ja; und wer die Londoner Grisetten in Cremorne- oder Vauxhall-Gardens gesehen, wird über den weitern Unterschied zwischen ihnen und ihren Pariser Schwestern zu Gunsten der Letzteren nicht zweifelhaft sein.

Oeffentliche Vergnügungsorte und die Polizei.

Was mit Ausschluß der Theater sich als öffentlicher Vergnügungsort bezeichnen läßt, dem entspricht weder der Garten der Tuilerien oder des Luxembourg noch der Park von Monceaux. Alle drei sind Gärten zum Lustwandeln oder Ausruhen, zum Lesen oder Nachdenken, zum Alleinsein mit sich oder mit einer „verwandten Seele". Zwar gibt es in jedem der zwei Ersteren ein Café, darin aber Nichts von Geselligkeit, nur die gewöhnliche Unterhaltung mit der Tasse, dem Eisbecher, und dem petit verre, Zeitungslektüre inbegriffen. Und wenn der Park von Monceaux unter dem Namen: „Nouveau Tivoli", eine Restauration aufzuweisen hat, welche Speise und Trank reicht, auch Sonntags, Montags und Donnerstags öffentlichen Ball hält, so hat er sie doch an einen seiner äußersten Endpunkte neben die Barrière von Monceaux verlegt und durch Mauer und Graben sich von ihr abgesperrt. Ueberdies besteht sie blos im Sommer, vom Mai bis Oktober. Ist demnächst der Eintritt in die Gärten der Tuilerien und des Luxembourg auf die Tagesstunden beschränkt, hört er folglich auf, wenn während der heißen Monate das Pariser Nachtleben beginnt, so umgrenzt der Besuch des

Parks dadurch, daß er wöchentlich nur an drei Tagen gestattet ist und eine Einlaßkarte erfordert, sich noch enger. Glücklicherweise hat die Erlangung der Letztern wenig Schwierigkeit und belohnt sich die kleine Mühe durch die unverlöschten Erinnerungszeichen an jene Zeit, wo der Park dem Herzoge von Orleans, später Philippe Egalité, gehörte und von ihm wegen der als Herzog von Chartres auf dessen Anlage und Ausschmückung verwendeten Millionen „Folies-de-Chartres" genannt wurde. In seinem Auftrage hatte Carmontel der Kunst gegen die Natur den Sieg gewonnen. Unter seiner Leitung vereinigte sich englischer und französischer Geschmack zu einer Feenschöpfung. Gothische Ruinen wechselten mit den Trümmern griechischer und römischer Baukunst, antike Statüen mit egyptischen Pyramiden und Obelisken; unweit romantischer Sennhütten erhob sich eine mittelalterliche Burg, deren letzte Mauer zäher Epheu zusammenbindet; einer Meierei gegenüber schlängelt noch jetzt ein breiter Bach sein krystallnes Wasser durch grüne Wiesenmatten; kleine Brücken, die auf künstlichen Felsen ruhen, überspannen ihn, und das Laub stattlicher Bäume spiegelt sich in seiner Fluth, bis er in ein mit schlanken Säulen gesäumtes Becken ausmündet. Noch gibt es Vieles von Dem, was Jacques Delille als vorhanden „bezeugte":

„J'en atteste, ô Monceaux, les jardins toujours verts;
Là, des arbres absents les tiges imitées,
Les magiques berceaux, les grottes enchantées,

Tout vous charme à la fois. La, bravant les saisons,
La rose apprend à naître au milieu des glaçons;
Et les temps, les climats, vaincus par des prodiges,
Semblent de la féerie épuiser les prestiges."

Auch das Lusthaus steht noch, welches der Herzog sich im dichtesten Schatten errichten ließ, wo er seine Freunde und Freundinnen, darunter Mirabeau, Fabre von Eglantine, Laclos, Saint-Hurùges und Frau von Genlis um sich sammelte, und wo er als Philippe Egalité die Politik mit der Orgie verkuppelte. Nachdem sein sündiges Haupt unterm Beile gefallen war, nahm der Nationalconvent den Park für den Staat in Besitz; darauf schenkte ihn Napoleon seinem Exkollegen Cambacérès und empfing ihn zurück, als dieser ihn nicht veräußern sollte und die Erhaltungskosten zu hoch fand. Unter der Restauration wurde er wieder Eigenthum des Herzogs von Orleans und seiner Schwester, der Prinzeß Adelaide, bis nach dem verhängnißvollen 24. Februar 1848 eine bittere Ironie des Schicksals das schwelgerische Lusthaus des Herzogs von Chartres zum Vereinspunkte der nationalen Werkstätte und somit aus Folies-de-Chartres Folies-de-Louis Blanc machte.

Ein Wenig näher dem Begriffe eines öffentlichen Vergnügungsortes tritt der Jardin des Plantes, ursprünglich nur botanischer Garten, eine dankenswerthe Gabe dreier Könige, des XIII., XIV. und XV. Ludwig, und heute eine großartige Anstalt, welcher Büffon's Geist

und vierzigjähriges Wirken den Stempel aufgedrückt haben, den sie trägt. Was dem Garten die Farbe eines Belustigungsortes leiht, das sind natürlich weder die gelehrten Vorlesungen von dreizehn Professoren über alle Zweige der Naturgeschichte noch die Schätze des anatomischen Saals, weder die berühmten Sammlungen getrockneter Pflanzen noch die zoologischen, mineralogischen und geologischen Galerien. Aber von früh bis Abend jeden Tag ist der Garten unentgeltlich geöffnet und noch zu Anderm geeignet als zu anmuthigem Lustwandeln. Man findet sich am Bärenzwinger oder am Affenhause, lacht hier über die Sprünge und Purzelbäume, über die Fratzen und das Schäkern seiner Bewohner, reicht dort einer zarten Hand Brocken als Zankapfel für die Bären, besteigt gemeinschaftlich den gepolsterten Rücken eines geduldigen Elephanten, und hält und stützt während seines Schaukelganges die ängstliche Nachbarin, oder man läuft und hascht sich den Hügel hinauf, wo die Wege sich verschlingen, weshalb der Hügel das Labyrinth heißt, ruht oben unter den horizontalen Aesten der ersten Ceder, welche 1734 von Bernard von Jussieu nach Frankreich gebracht und vor etlichen Jahren durch einen Windstoß ihrer Krone beraubt wurde, sieht die wilden Thiere füttern und entwickelt in Verwunderung setzende Kenntnisse, bildet dann einen Kreis und labt sich mit Speise und Trank, oder macht von Alledem den Zuschauer und stillen Beobachter.

Wenn dann die Pariser, wie sie stets thun, den Palais Royal *) nicht allein zu ihren Vergnügungsorten zählen, sondern auch auf der Liste derselben ziemlich hoch stellen, so liegt dem wohl eine kleine Begriffsverwirrung zu Grunde, eine Art Verwechselung der Schale mit dem Kerne. Die geschlossenen Räume des Palais Royal bieten allerdings Gelegenheit zu Genüssen der verschiedensten Art. Abgesehen von den aus den Gräueln der letzten Revolution geretteten Kunstschätzen, zu welchen in den von Jerome, dem kaiserlichen Oheim, bewohnten Gemächern das Büreau de la Régie Einlaßkarten gewährt, verheißen schon die europäischen Firmas: Very, Vefour, und Les trois frères Provencaux jeden erdenkbaren Gaumenkitzel, fesseln die Eßwaaren-Gewölbe von Chevet und Corcelet durch die erlesensten, zur Schau gelegten Proben aus dem Reiche der Früchte und Gemüse, der Fische und Leckereien, laden die Cafés de Foy,

*) Seit der Palast aus der Familie Orleans an die Krone übergegangen, ist das von der Februarrevolution 1848 in National verwandelte Royal wieder hergestellt worden. Für jene Besitzentziehung durch Napoleon III. wird unter Anderm geltend gemacht daß Cardinal Richelieu, der Erbauer, bei der Schenkung an Ludwig XIII. die Unveräußerlichkeit des Palastes von der Krone — „pour quelque cause que ce fût“ — ausdrücklich bedingt, mithin Ludwig XIV. kein Recht gehabt habe ihn 1692 an seinen Bruder, Herzog von Orleans, bei dessen Vermählung mit Fräulein von Blois abzutreten.

de la Rotonde, de Lamblin, und Andere gastlich ein, ruft donnernder Paukenschlag in das unterirdische Café des Aveugles, und liefern alle Gewerbe das Neueste und Schönste ihrer Erzeugnisse. Kann aber dieses Locken und Reizen, dieses Rufen und Einladen, kann eine ab- und zuströmende Masse Gesättigter und Hungernder, Schauender und sich Ergehender die freien Räume des Palais Royal zu einem Vegnügungsorte stempeln? Sind sie nicht die Schale des Kerns? — Doch es fragt sich und dürfte zu verneinen sein, ob selbst der Genuß des Kerns jene Bezeichnung im Allgemeinen rechtfertigt. Eine Gemäldegalerie und Statüensammlung galt nie für einen Vergnügungsort. Auch nicht ein öffentlicher Speisesaal, wo das Kommen und Gehen der Gäste, das Treiben und Drängen, das Sitzen an einzelnen Tischen jede über die nächste Umgebung hinausreichende Geselligkeit ausschließen. Die Schaufenster eines Eßwaaren-Magazins mögen belehren oder Verlangen erregen, aber der schmale, an den Gewölben von Chevet und Corcelet vorüberführende Gang, wo die Bewegung stockt und Einer den Andern schiebt und stößt, ist Nichts weniger als ein Vergnügungsort. Die genannten und andere Cafés sind Anstalten zum Zeitunglesen, nicht Vereine zur Unterhaltung, nicht Plätze öffentlicher Lust. Oder macht etwa das Café des Aveugles eine Ausnahme?

Die durch ungewöhnlich großen Anschlag verkündete Produktion eines Herrn Gormin, „ersten Bauchred-

ners von Europa", veranlaßte mich eines Abends mir das „Kaffeehaus der Blinden" anzusehen, bekanntlich so geheißen, weil das Orchester aus Blinden besteht. Ein Mann in blauem, goldbordirtem Rocke und dreieckigem Hute, einen echten Portierstab mit goldenem Knopfe, seidener Trobdel und hoher, gelber Zwinge in der Hand, hütete oder hütete vielmehr nicht den Eingang in die unterirdische Räumlichkeit, denn ohne Frage erlaubte er hinabzusteigen. Ungeachtet der „Extra-Produktion" des Herrn Gormin gab es kein Eintrittsgeld zu zahlen, war, wie der Anschlag es ausdrückte, „Entrée libre." Indessen fand sich später daß die Großmuth, wie häufig, nur eine scheinbare war, der Wirth gleich manchem Staatswirthe die indirekte Besteuerung der direkten vorzog und jene im Wege erhöhter Preise für Getränke und sonstige Genüsse bewirkte. Das Niedrige und Dunstige des spärlich erleuchteten Saals, in welchen die Treppe einmündete, seine hölzernen Tafeln und Bänke, die hier und da abgebraucht erschienen, der Mangel alles Schmucks, ich möchte sagen, jedes Comfort, ließen in den erwarteten Gästen anspruchslose Menschen vermuthen. Die linke Seite des Saals nahm eine Art Logen ein, in welchen Rohrstühle die Bänke vertraten und einen Tisch zwischen sich hatten. Die Querseite des Saals, den Logen zunächst und der Treppe gegenüber, füllte das Orchester und eine Schaubühne. Ich weiß nicht ob die Musiker, zehn oder zwölf, blos blind oder auch taub waren. Je-

denfalls machten sie bessern Lärm als Musik, und waren sie nicht taub, so müssen sie es inzwischen geworden sein, selbst wenn ihnen die donnernden Paukenschläge nicht geschadet haben sollten, mit welchen ein schlanker, muskelstarker Mann in Indianertracht, eine bunt befederte Mütze auf dem Kopfe und einen Schurz um die Lende, das Vorspiel zu jedem Stück besorgte. Mit Blitzesschnelle kam und verschwand er. Ein Sprung aus der Tiefe, und er stand im Orchester; die Pauken dröhnten, die Luft bebte; und ehe der letzte Laut verklungen, ein Sprung in die Tiefe, und der Indianer war fort. Um die neunte Stunde hob sich der Vorhang der Schaubühne. Laut Zettels sollte die von einem Manne, einer Frau und einem Kinde gegebene Vorstellung ein Lustspiel sein. Möglich daß sie das war; aber gelacht wurde nur, als das Kind seiner Mutter dreimal ins Gesicht nießte. Den Beschluß der Abendunterhaltung machte Herr Gormin, dessen Leistungen Beifall ernteten und verdienten, obschon sie die Grenze des Gewöhnlichen nicht überschritten. Die Anwesenden trugen meist Blousen und Mützen, gehörten folglich zur Klasse der Arbeiter, und die Wenigsten waren in Begleitung von Frauen. Sie tranken fast insgesammt Bier und rauchten Cigarren oder Pfeifen.

Es gibt im Palais Royal noch ein Café, dessen Besucher gleich denen des Café des Aveugles sich nicht mit Zeitunglesen beschäftigen und zufolge ihrer Kleidung en

bourgeois — ich habe nie eine Blouse bemerkt — auf der Leiter der bürgerlichen Rangordnung über den Arbeitern stehen. Es nennt sich Casino Français, Café Concert, und will durch das letzte Wort sagen daß es als Beikost zum Kaffee musikalische Vorträge gewährt. Der Saal ist im ersten Stock, hoch und luftig, nicht reich, aber anständig. Längs der Tafeln reihen sich gepolsterte Bänke, und quervor erhebt sich eine Estrade mit vier oder fünf Stühlen, einem Pianoforte auf der einen, und einem Gestell voll Blumensträuße auf der andern Seite. Sobald das Concert beginnen soll, zwischen sechs und acht Uhr Abends, nehmen vier oder fünf Sängerinnen die erwähnten Stühle ein und wechseln in ihren Vorträgen mit zwei oder drei Sängern, singen auch mit Letzteren gemeinschaftlich. Eintrittsgeld wird ebenfalls nicht gezahlt. Dagegen findet zwar keine indirekte Besteuerung, aber durch eine der Sängerinnen eine direkte Einsammlung statt, welche jedoch den Betrag der Gabe dem freien Willen überläßt und nicht einmal eine feine Daumenschraube anlegt, indem ein undurchsichtiges Körbchen das Geldstück empfängt und dieses ungesehen hineingleiten kann. In den Pausen trägt die Eignerin der Blumensträuße Loose zum Kauf umher, das Stück zwei Sous, und hat sie die erforderliche Zahl angebracht, werden die Nummern gezogen, und entscheidet das Schicksal, welcher ein Blumenstrauß zufallen soll. Oft geschieht es dann daß der gewonnene einer Sängerin überreicht

wird. Ohne Tabakrauchen geht es freilich auch hier nicht ab; nur in der Nähe der Estrade ist es verboten. Was unter solchen Verhältnissen von der edeln Sangkunst erwartet werden kann, bleibt selten unerfüllt.

Diese zwei Cafés dürften Alles erschöpfen, weshalb die Pariser ihren Palais Royal einen Vergnügungsort nennen. In seinen offenen, ungehindert zugänglichen Räumen, dem Hofe der von Jerome bewohnten Fronte, der mit Glas überdachten Galerie Orleans, dem Garten, und den mit Ausschluß jener Fronte rings umlaufenden Arkaden ist der Palais Royal ein Schau-, Spazier-, und Versammlungsort, wo alle Bedürfnisse befriedigt, alle Gegenstände des Luxus erlangt werden können, wo jeder Schritt zu einer Augenweide führt, der Regen nicht naß, die Sonne nicht heiß, Wind und Kälte sich weniger fühlbar, viele Einheimische ihre Geschäfte, und die meisten Fremden ihre Bestellungen machen, das Leben aber, wie bunt und reich es auch noch sei, an Glanz und Wellenschlag ärmer, die Tagsbewegung stiller, die Nachtbeleuchtung matter worden ist, seit die Moralität ihren Einzug gehalten, die Spielhäuser geschlossen und die leichtfertigen Toiletten vertrieben hat. *)

*) Bekanntlich auf Befehl Ludwig Philipp's, damals Eigenthümer des Palastes, bald nach seiner Thronbesteigung 1830. Eine graphische, wenn auch ein Wenig überfärbte Schilderung jener Vergangenheit findet sich im vierten Theile des angeführ-

Wie an Umfang, so als Vergnügungsort muß der Palais Royal den elyseischen Feldern weichen, dieser vom

---

ten Werkes von Paul de Kock, unter der Aufschrift: „Filles.“ Ich kürze sie in Folgendem ab: „Ce ne fut qu'en 1789, je crois, que l'entrée du jardin et des galeries du Palais-Royal fut permise à la fille publique; de ce moment elle s'en empara, elle en fit sa chose, et comme la lice de la fable, elle parut y avoir établi son domicile pour toujours. . . . . Nous avons encore vu le temps où le Palais-Royal appartenait exclusivement à la fille publique; c'était la prostituée qui en faisait les honneurs: elle y avait son salon de réception et son parc. L'hiver, à la fumeuse chaleur des lampes“ (vor der Gasbeleuchtung) „elle recevait dans les galeries de bois“ (an deren Stelle 1828 die steinerne, „mit Glas überdachte Galerie Orleans“ trat); „l'été, à la douce lumière de la lune, elle glissait sous les tilleuls ou folâtrait autour du bassin, pareille à ces nymphes dont parle Virgile, qui se cachent, mais avec le désir d'être vues, qui fuient, mais dans l'espérance d'être atteintes. . . . . Alors le Palais-Royal présentait un singulier aspect dont rien ne peut donner une idée: entre deux rangées de chétives baraques“ (den Verkaufslokalen in der hölzernen Galerie), „quelquefois splendidement décorées au dedans, mais toujours pauvres et mesquines au dehors, circulaient une centaine de créatures, dernière tradition des costumes du sacre, dernier échantillon des toilettes de l'empire, coiffées de fleurs, de plumes et de faux diamants, décolletées jusqu'à la ceinture, vêtues de satin, de velours et de soie, avec les joues enluminées, les sourcils peints, les lèvres rougies; marchant d'un pas de reine de théâtre, se faisant faire place dans la foule,

Concordienplatze unterbrochenen, aber von ihm bis zur Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe

---

comme Jean Bart se faisait faire place parmis les courtisans; apostrophant de temps en temps, d'une voix avinée, une connoissance qui passe ou une amie qui coudoie; agaçant par une parole libertine le provincial nouvellement débarqué; provoquant par un geste lascif l'employé trop inconnu pour aller dans le monde et trop paresseux pour rester à travailler chez lui; jetant une promesse de luxure au commis voyageur dont la journée est finie, et qui se proméne comme un sultan dans ce bazar de chair humaine en faisant résonner les éperons de ses bottes et sonner l'argent de son gousset; puis, de temps en temps, débordant dans l'une ou dans l'autre des galeries de pierre" (den „rings umlaufenden Arkaden") „pour s'assurer si quelque amateur n'a pas mordu à l'hameçon de leurs séductions frelatées; si oui, s'éloignant rapide et tournant de temps en temps la tête pour s'assurer sa proie par la fascination du regard, puis disparaissant avec elle dans quelque allée obscure, au fond de laquelle rampe un escalier humide et tortueux; si non, se rejetant en empressée dans toute cette lumière, dans toute cette foule, dans tout ce bruit, pour voir si elles ne seront pas plus adroites ou plus heureuses à la seconde fois qu'à la première. . . . . . Puis, minuit venu, tous ces démons de la luxure s'evanouissaient comme si la baguette de quelque enchanteur les eût anéantis; en un instant tous avaient fui par les portes étroites, par les allées bâtardes, par les rues obscures: avec eux disparaissait toute la foule qui venait là pour eux. Puis peu à peu les boutiques se fermaient, le bruit allait diminuant, les ténèbres reprenaient leur empire.

Stunde langen Fortsetzung des Tuileriengartens, eingerahmt zwischen die Vorstadt Saint-Honoré zur Rechten und das rechte Seineufer zur Linken, durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly, und durchkreuzt von ungezählten Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet gewähren die elyseischen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölze zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seitenalleen mit Fußgängern jeden Alters, und während die Welt sich brüstet, geht das Volk seinem Vergnügen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen rollen sauber gekleidete Kinder in Karrossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der Eine die Lenkseile, der Andere die Peitsche in der Hand, Jener die Thiere zügelnd, Dieser sie antreibend. Die gefahrenen Mädchen singen und lachen. Bei ihnen wie bei den

---

Alors devant certaines maisons s'allumaient des numéros de feu, enseignes infernales, à la lueur desquelles on voyait entrer et sortir des hommes au visage pâle, aux joues caves, aux regards fiévreux. Ces hommes c'étaient des joueurs; ces maisons, c'étaient des tripots.“ ....

Knaben kommt schon der leichte französische Sinn zum Durchbruch. Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blousen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in eng geschlossenen Kreisen beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balancirt eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der einen Knaben balancirt, welcher ein Kaninchen bei den Ohren emporhält, oder wird ein Eiertanz aufgeführt, oder machen Hunde wunderbare Kunststücke, sitzt eine Hellseherin mit verbundenen Augen auf einem Sessel, und legt ein Mann ihr Fragen vor, welche die Zuschauer ihm schriftlich reichen und Jene zu ihrem Erstaunen, doch nicht immer nach Wunsch beantwortet, oder kämmt ein Mann sich das Haar, und wie er es kämmt, dabei den Rock bald zuknöpft, bald lüftet, das Gesicht jetzt breit und dick, jetzt lang und dünn zieht, die Zähne fletscht, mit den Augen blinkt oder schielt, erkennt man bald diese, bald jene Aehnlichkeit, ruft jetzt Bravo und lacht aus vollem Halse. Dort singt ein Mann Lieder, die ihm überm Arme hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektrischer Apparat, und macht der Schlag der umlaufenden Kette die Einen schreien, Andere quiken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orchester zwei Geigen bilden, ergötzen sich Kinder und Erwachsene an der stündlich wiederholten Vorstellung eines Stücks, in welchem ein Polizeicommissar

und ein Gendarme, ein Hanswurst und der Teufel, der sie Alle holt, die Hauptrollen spielen. Oder sitzen mit kaum in Schranken gehaltener Heiterkeit vor einem Puppentheater, wo der winzige David den Riesen Goliath erschlägt, eine Frau als Luftballon auffliegt, und von einer Gans geritten ein Esel über die Breter galoppirt. Oder drängen sich Viele hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die „pièce curieuse“ zu sehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, besteigen die russischen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, besteigen Boote, die von Seilen getragen mit vollen Segeln Wellenberge erklimmen und aus der Höhe in den Abgrund stürzen. Hier wird Ball geschlagen, dort das Kugelspiel gespielt. Reiselustige besehen durch die Gläser der Guckkasten die Haupt- und Hafenstädte, die sie besuchen, die Seen, die sie durchschiffen, die Alpen, über welche sie wandern möchten, und empfinden weniger oder doppelt schmerzlich daß ihr Geschick es ihnen versagt. Karrousséle mit und ohne Ringstechen, mit Hirschen, Schwänen und Pferden, mit Lehnstühlen und Wagen drehen sich pfeilgeschwind; nach nahem und fernem Ziele wird aus Vogelflinten geschossen; gegen den sichern Verlust von Sousstücken und den unsichern Gewinn von Makronen oder Glaszeug schieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgestellte Kegel; Mütter lassen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an

den Tischen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher schwingen, und wovon die Hälfte des Einsatzes das Doppelte gekauft hätte, das gewährt, weil gewonnen, den Kleinen zweifache, den Aeltern, weil es die Kinder erfreut, dreifache Freude. Zwischendurch wetten zwei, drei, vier Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolstertes, an eisernem Stocke in eiserne Röhre gefugtes Kissen durch die Gewalt des Faustschlags am tiefsten hineinzwinge, streiten Andere, welcher am schwersten oder am leichtesten wiege, und lassen sich der Reihe nach auf einem der vielen unter streifigen Baldachinen stehenden Wagsesseln behaglich nieder. Hier sitzt ein blinder Flötenbläser, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Näpfchen vom Halse auf die Brust. Der Flöte entschlüpft manch' falscher Ton und die Geige ist verstimmt. Aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfchen, und immer scheint es als seien die Aermsten die bereitwilligsten Geber.

Wenn eine Art Jahrmarkt gehalten wird, vermehrt sich nicht allein die Regsamkeit dieses Treibens, sondern auch die Zahl der Buden und Zelte, räumt im Schatten des Hintergrundes, besonders nach der Seine hin, die Schaulust der Eßlust den Platz, und übt die Garküche ihre Herrschaft auf glühenden Kohlbecken oder scharf geheizten Oefen mit papierdünnen Waffeln und improvisirtem Krausbrod, mit in Fett schmorenden Kartoffeln und

duftenden Bratwürsten, der kalten Speisen und des unentbehrlichen Salats zu geschweigen. Auch Obst gibt es von allen Sorten und in Körben feil getragenes Gebäck der verschiedensten Art. Aber an Menge des Vorraths kommt Nichts dem Pfefferkuchen gleich. Wein und Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen sich die Meisten mit Coco, einem aus Wasser und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Citronschale beigemischt ist. Im Reiche der Garküchen ruft der sinkende Tag bescheidene Lichter und Lampen ins Dasein. Dem Vordergrunde wälzt er, ob Jahrmarkt sei oder nicht, eine Lichtfluth zu. Nah gerückte Reverberes säumen beide Seiten der großen Fahrstraße und lassen ihre Flammen nach allen Richtungen leuchten. Kein Verkäufer ist so arm, er zündet ein Lichtchen an. Auch vor jedem Geiger und Flötenbläser brennt eins zu seinen Füßen. Die Marionettentheater und alle Schaustellungen schmücken sich mit weißem und buntem Lichte nach Verhältniß ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Ohne Rücksicht auf Letztere hängen die drei großen Cafés, die zugleich Restaurationen sind, ihre Lampenguirlanden auf, erscheint vor dem Einen ein gewaltiger Adler mit gebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und gießen sie sämmtlich in ihren mit Blumen und Zierrath umhüllten Pavillons, aus welchen die Stimmen von Sängern und Sängerinnen erschallen, einen Lichtstrom herab. Dann drängen

sich die Massen enger und enger zusammen, lauscht man hier und horcht man dort, wird überall geschwiegen und geplaudert, genossen und geschwelgt, bis Lampen und Lichter erlöschen, aber die Reverberes noch die Finsterniß bannen, und der Tummelplatz vieler Freude und mancher Thorheit verödet.

Unmittelbare Nachbarn sind Einige der Orte, welche den vollgiltigsten Anspruch haben innerhalb und außerhalb der Ringmauer öffentliche Vergnügungsorte zu heißen, ich meine die dem Tanz und der Musik gewidmeten Gärten und Säle. Sie können eingetheilt werden in Solche, die das ganze Jahr hindurch, oder die blos im Winter, vom September bis April, oder nur während der Sommermonate, vom Mai bis Oktober, „empfangen." Diese Eintheilung begründet zwar gewisse Klassen, ändert aber wenig an ihrem allgemeinen Charakter, und wird in letzter wie in erster Beziehung von jenen Nachbarn zu zwei Dritteln vertreten. Da ist zuvörderst der seit 1845 bestehende Jardin d'Hiver — Avenue des Champs-Elysées —, ein kolossales Gewächshaus mit einer Menge Raum zu geselligen Vereinen, zu Bällen und Concerten, welcher den Namen Wintergarten insofern nicht rechtfertigt, als er auch im Sommer seine Thüren öffnet. Er bildet gleichsam einen Uebergang aus der Welt, welche sich die große nennt, zu Der, welche die große ist. Dann kommen die zwei Tanzgärten: Mabille und Château des Fleurs, dieser in vorgedachter Avenue, der Villa Beaujon

gegenüber, jener nahebei in der Avenue Matignon, noch vor Kurzem Allée des Veuves. *)

---

*) Ich kenne nicht den Grund der Namensänderung. Sie ist aber in Paris bei Straßen, Plätzen und Brücken so häufig, daß der Ausländer sich geneigter fühlt den Beweggrund in einem nationalen Gefallen am Wechsel als in irgend Etwas zu suchen, das die von Störung der städtischen Topographie untrennbaren Unbequemlichkeiten aufwiegt. Nebenan erhellt daraus das Ungeschickte, besonders bei einem so beweglichen Volke wie die Franzosen, Straßen, Plätze und Brücken zu Trägern politischer Namen und Ereignisse zu machen. Unter jenen Unbequemlichkeiten ist Die nicht die geringste, daß der neue Name oft lange Zeit braucht, den alten zu verdrängen. So wird die in Avenue Matignon verwandelte Allée des Veuves fortdauernd Allée des Veuves genannt. In der Rue de Penthièvre weiß man nicht, warum die Straße aufgehört Grande Rue Verte zu heißen und man der einmündenden den der Petite Rue Verte gelassen hat. Daß Abukir verdrießliche Erinnerungen weckt, begreift sich. Dennoch hat man erst neuerlich Rue und Place d'Aboukir in Rue und Place de Bourbon Villeneuve umgeschaffen. Die Straßen Taitbout, Houssaye und Trois Frères bildeten seit lange eine gerade Linie. Das wird als Ursache angeführt, weshalb man neuerlich die zwei letzteren Namen gestrichen und die ganze Straße Taitbout genannt hat. Die Errichtung einer Statüe Ludwig XV. auf dem freien Platze zwischen dem Tuileriengarten und den elyseischen Feldern gab ihm 1763 den Namen Place Louis XV. Die dasige Errichtung der Guillotine „in Permanenz" und einer Freiheitsstatüe machte 1792 die Place Louis XV. zur Place de la Révolution; das

Beide Gärten haben zwar für den Fall, daß ungünstiges Wetter den Aufenthalt im Freien unterbricht oder überhaupt nicht gestattet, schöne, geräumige Säle; doch werden sie nur als Aushilfe betrachtet und bleiben im Winter unbenutzt. Wegen der Bälle haben die Eigen-

---

Abfahren der Guillotine und das Verschwinden der Freiheitsstatüe 1800 zur Place de la Concorde; das Einrücken der Verbündeten 1814 wieder zur Place Louis XV., der Wille Karl X. 1826 zur Place Louis XVI., und die Revolution 1830 wieder zur Place de la Concorde. Ein von Heinrich IV. in der Nähe der Bastille 1612 erbautes Viereck hieß nebst der aus Rue St. Antoine dahin führenden Straße bis zur ersten Revolution Place und Rue Royale. Dann wurden Beide zu Ehren des Département des Vosges, weil dasselbe mit Zahlung der ausgeschriebenen Geldbeiträge sich vor Allen beeilt und freiwillig vierzehn Bataillone gestellt, Place und Rue des Vosges genannt. Die Restauration, die solche Anerkennung nicht theilte, löschte den Namen und setzte dafür wieder Royale. Die Revolution von 1848 löschte das Royale und setzte wieder des Vosges. Das Kaiserthum hat dem Platze und der Straße das Royale zurückgegeben. Die Brücke de la Concorde hieß zuerst Pont Louis XVI., dann Pont de la Révolution. Der Pont Royal mußte sich zweimal National nennen und heißt jetzt wieder Royal. Der Pont du Carroussel heißt auch Pont des Saints-Pères, der Petit Pont en Fer auch Pont Saint-Charles, der Pont de la Cité auch Pont Rouge. Eine 1834 gebaute Brücke erhielt den Namen Louis-Philippe. Das Jahr 1848 verwandelte ihn in de la Réforme. Jetzt hat sie wieder den ursprünglichen Namen. Und so weiter.

thümer sich dahin geeinigt daß sie dieselben Sonntags und Feiertags Beide, an den Wochentagen abwechselnd geben, und hierdurch am deutlichsten bewiesen daß, wenn sie auch Nebenbuhler sind, sie sich doch gleichen Rang zugestehen. Das öffentliche Urtheil stimmt bei und stellt ihre Gärten an die Spitze aller ähnlichen Sommerunternehmungen innerhalb der Barrièren, damit aber bedeutend hoch über Solche wie der vierte Nachbar, das Café au Rond Point an der Place des Champs-Elysées, die auf abschüssigem Wege aus der Welt, welche die große, in Diejenige bringen, welche die gemeine ist. Was jene zwei Gärten für den Sommer, das sind für den Winter die Salle Valentino in der Rue St. Honoré und die Salle Sainte Cécile, Casino Paganini, in der Chaussée d'Antin, während die das ganze Jahr hindurch geöffnete Salle Montesquieu in der Straße gleichen Namens den Reigen der Winter-Tanzlokale à la Café au Rond Point anführt.

Das sicherste Erkennungszeichen der Klasse, zu welcher ein derartiger Vergnügungsort gehört, bietet der Betrag des Eintrittsgeldes. Vielleicht läßt sich mit besserm Rechte als von Menschen sagen: Jeder ist so viel werth, als er sich selbst schätzt. Das Legegeld steigt bis zu fünf Franken und fällt bis auf einen halben. Dazwischen liegen die Sätze: ein, zwei, drei Franken. Ein Satz von vier Franken scheint nicht gebräuchlich zu sein. Ebenso gibt es nur drei Orte, welche von den „Damen" einen, wenn auch geringern Betrag als von den „Ca=

valieren" erheben: der Jardin d'Hiver, Ranelagh im Boulogner Gehölz, und Château et Parc d'Asnières. Bei allen Uebrigen bemerken die Anschlagezettel: „Entrée libre pour les Dames." Daß die Meisten steigende und fallende Preise haben, z. B. der Jardin d'Hiver von zwei, Ranelagh von anderthalb bis zu fünf Franken; Mabille und Château des Fleurs, Salle Valentino und Salle Sainte Cécile zwei oder drei; Château Rouge vor der Barrière Rochechouart — Chaussée de Clignancourt, Rue du Château, — die Grande Chaumière — Boulevart du Mont Parnasse —, und Closerie des Lilas, früher La Chartreuse — Avenue de l'Observatoire —, einen oder zwei Franken; auch die wohlfeilsten, wie Jardin de Paris vor der Barrière du Mont Parnasse — Rue de la Gaîté —, Maison Dourlans an der Barrière de l'Etoile, Ermitage und Elysée Montmartre vor der Barrière des Martyrs, Vauxhall in der Grande Rue vor der Barrière von Clichy, Folie-Asnières, und die zwei schon erwähnten, das Café au Rond Point und die Salle Montesquieu, ihre 50 Centimen heute netto, morgen „à consommer" fordern, mithin letztern Falls bei der Zeche in Abrechnung bringen: — alles dies läßt die Klassen unverrückt, gleicht durch die gemeinsame Sitte sich mathematisch aus. Wo aber der Preis die Abstufungen bestimmt, folgt es von selbst daß diejenigen Orte, welche beiden Geschlechtern freien Eintritt erlauben, wie das Café aux Mille Colonnes in der Rue de la Gaîté, oder Au Grand Balcon vor der

Barrière de l'Ecole Militaire, auf der untersten Schwelle stehen. Dagegen wäre es im Allgemeinen unrecht, aus der Höhe oder Niedrigkeit des Legegeldes einen Schluß auf die Qualität der sich einfindenden Persönlichkeiten zu ziehen, in Jenem eine Stufenleiter Dieser, wohl gar einen Maßstab für ihren moralischen Werth zu erblicken. Im Allgemeinen müßte das auch irrig sein, schon weil die „Damen" vom Legegelde meist frei sind, glücklicherweise der moralische Werth eines Mannes von seiner Fähigkeit Geld auszugeben unabhängig ist, und die Klassifikation der fraglichen Orte, indem sie nicht aus der Qualität ihrer Gäste, sondern aus ihrer eigenen Beschaffenheit hervorgeht, im Betrage des Legegeldes nur ihren Ausdruck erhält. Dennoch steht nicht zu läugnen daß diese Orte fast ebenso auffällig wie durch Reichthum oder Armuth ihrer Einrichtung sich durch die äußere Erscheinung ihrer Gäste unterscheiden. Das Mädchen, welches seinen Abend im Café aux Mille Colonnes vertanzt, bedarf kaum einer bessern Kleidung als dort, um bei Mabille eingelassen zu werden. Der junge Student, der sich die Closerie des Lilas zum Tanzplatze wählt, achtet vielleicht die drei oder vier Franken nicht, welche Ranelagh mehr kosten würde. Aber er geht in die Closerie und das Mädchen in die Mille Colonnes, weil sie hier, er dort unter Bekannten ist, und diese Bekannte sind nicht der Typus der Besucher von Mabille oder Ranelagh, sondern so verschieden von ihnen wie letztere Orte von Ersteren. Das:

Gleich und Gleich gesellt sich am liebsten, dürfte es daher hauptsächlich sein was Jedem die ihm eigene Gesellschaft zuführt und dadurch das ihm eigenthümliche Gepräge gibt.

Wie unbestreitbar jedoch, welches auch die Ursache sei, die von ihr erzeugte Wirkung ist: — die Polizei weiß von keinem Unterschiede, überwacht die öffentlichen Tanzlokale, ob innerhalb oder außerhalb der Ringmauer, ob höchster oder niedrigster Klasse, mit demselben Eifer, mit derselben Strenge, und hier mindestens hat der Franzose Recht, wenn er Gleichheit vorm Gesetze zu seinen „Errungenschaften" zählt.

Es thut weh, inmitten einer äußerlich so gebildeten Bevölkerung wie die Pariser, an Orten der Freude und Lust, wo die Sorge des Tags vergessen und die Freiheit des Lebens empfunden werden können, die Augen der Polizei umherspähen und die bewaffnete Macht zu ihrer Unterstützung bereit zu sehen. Es thut um so weher, wenn man in einem artigen und gesitteten Benehmen, in seltener Verletzung der öffentlichen Zucht, und in dem unbedingt Irrigen der Behauptung: „daß eben nur die Uebermacht der Polizeigewalt die verbestialisirte Pariser Menschheit in gewissen nothdürftigen Schranken der Bestialität zu halten vermöge", keinen Grund der Nothwendigkeit für eine unausgesetzte Ueberwachung erblicken kann. Allerdings werden auch in London, in der Hauptstadt eines Landes, welches doch gewiß kein Polizeistaat, bei einem Volke, das gegen Eingriffe in seine Freiheit

gewiß nicht blind, und unterm Schutze einer Verfassung, die zur Wahrung jener Freiheit gewiß nicht zu schwach ist, öffentliche Vergnügungsorte von der Polizei beaufsichtigt. Liegt aber hierin ein Beweis für die Unvermeidbarkeit der Maßregel, so steht ebenfalls fest daß die polizeiliche Beaufsichtigung in London gegen die in Paris eine fast unsichtbare ist. Angenommen auch daß die in Paris geübte Strenge unerläßlich sei, immer bleibt es wahr und bedauerlich daß Seiten der Polizei nicht allein nicht das Aeußerste geschieht, das Verletzende ihres Auftretens zu mindern, sondern sie häufig das Gegentheil thut. Hier ein Beispiel.

Es war Ball in der Salle Montesquieu. Der Saal zu ebener Erde ist groß und stattlich, empfängt am Tage sein Licht durch zwei gewölbte Glasdächer, und wird des Abends mit Gas erhellt. Das Orchester, ein Wenig erhöht, steht quervor und war stark besetzt, die Musik bisweilen lärmend, aber im Ganzen gut. Rings um den Saal laufen doppelte Sitzreihen. Wer nicht tanzt, und nicht auf die Galerie gehen will, soll hier Platz nehmen. Da dies zum Zwecke hat den Saal für den Tanz frei zu halten, that die Polizei nur ihre Pflicht, die an demselben nicht Theilnehmenden dahin zu weisen. Sie that aber schon etwas mehr, daß sie während der Tanzpausen den Saal fegte, und es war offenbar Ueberschreiten ihrer Aufgabe und roh, daß sie die Frauen beim Arme, die Männer beim Kragen faßte. Unter den dort

Sitzenden befand sich ein junger Mann an der Seite einer „Dame." Er hielt ihre Hand in der seinigen, als ein Polizeidiener herantrat und ihm mit herrischer Geberde befahl, die Hand los zu lassen. Ohne zu gehorchen sah der junge Mann den Polizisten groß an. Mit raschem Griffe trennte dieser die Hände, schüttelte Jenen an der Brust und sagte ihm daß die Wiederholung solchen Ungebührnisses mit seiner Fortweisung bestraft werden würde. „Mais, Monsieur", rief der junge Mann, sich erhebend. „Point de mais", unterbrach der Andere; „laisez-vous", und kehrte ihm den Rücken. Der junge Mann schwieg, und seine Nachbarin und alle Umsitzende schwiegen.

Derartiges Benehmen muß die Beaufsichtigten gegen ihre Aufseher erbittern, muß einen Groll entzünden, von dessen Ausbruch der Flammentod einer tapfern Schar Municipalgardisten in der Revolution 1848 gräßliches Zeugniß gegeben hat. Bös und traurig genug ist aber schon Das, was keine Gewalt niederschlagen kann, weil es ihr keinen Angriffspunkt bietet, was geschehen muß, weil es eine psychologische Nothwendigkeit, und was sich nicht wegläugnen läßt, weil es tägliche Thatsache ist: die stille, sich aus sich selbst erzeugende und durch sich selbst genährte Verbrüderung des Volks gegen die Polizei, das Einverständniß ihr keine helfende Hand zu reichen, sie auf falsche Spur zu leiten, und in jeder unstrafbaren Weise ihre Thätigkeit zu lähmen, dieser kleine, die öffentliche Sicherheit gefährdende Guerillakrieg der Schwäche

gegen die Stärke. Und wie der Ueberwundene im letzten Gefühle seiner sittlichen Freiheit sich an seinem Sieger, der Gemarterte sich an seinem Peiniger rächt, so rächen sich auch oft die von der Polizei wie Sklaven Behandelten durch Hohn.

Mein Weg führte mich in später Abendstunde an „Mabille" vorüber. Wenn dort Ball und die Nacht warm und trocken ist, sammelt sich vorm Eingange ein Haufe Volks, Frauen, um die Toiletten der ankommenden „Damen" zu sehen, Alle, um Kindern gleich an den das Thor bekränzenden Lampen, am Glanze der zu beiden Seiten des Ganges von bronzenen, reich vergoldeten Säulen getragenen Reverberes, und an einem in der Ferne Diamanten funkelnden Wasserstrahle sich zu weiden, vielleicht auch um den herausschallenden Tönen der Tanzmusik zu lauschen, oder von Genüssen zu träumen, in welchen Andere unterm Laubdache oder im Lichtsaale schwelgen, und die ihnen unerreichbar sind. Ich blieb stehen, die Bewegung zu betrachten und die Aeußerungen des Volks zu hören. Da kam vom Endpunkte des Ganges eine Gestalt heran, die jetzt vorwärts taumelte, dann Fuß faßte, dann in schwankendem Wirbel dem Thore nahte. Es war ein schmächtiger, hoch gewachsener Mann in schwarzer Kleidung und grauem Hute. Hinter ihm wurden zwei Männer sichtbar, ein Polizist und ein Soldat. Sie waren die Treiber, Jener der Getriebene; sie griffen ihn nicht; sie stießen ihn vor

sich her. Nach jedem empfangenen Stoße drehte er sich drei-, viermal im Kreise. Drauf bot er die Stirn. Doch widersetzte er sich nicht, ballte keine Faust, kreuzte nur die Arme. Er schimpfte nicht; er lachte und höhnte. Wenige Schritte vom Thore, als er wieder Fuß gefaßt und die Stirn zeigte, traf ihn ein mit verdoppelter Kraft geführter Stoß. In Einem Sprunge flog er durchs Thor. Der Polizist und der Soldat ließen von der Verfolgung ab. Jener aber, an einen Baum gelehnt, schlug aufs Neue die Arme in einander, lachte laut und höhnte mit Spott und Trotz. Die Umstehenden hörten zu, und als er sich entfernt hatte, nannten sie ihn einen „pauvre garçon." Keiner fragte nach der Ursache des Vorfalls; doch bezeugten ihre Mienen und bewiesen ihre Worte daß sie für ihn waren gegen die Polizei.

„Geschieht dem Burschen ganz recht", hätte in London bei dessen Fortweisung, obschon mit der Ursache gleich unbekannt, der Engländer geurtheilt. Es wäre ihm kein Zweifel gewesen daß der junge Mann die Strafe verschuldet. Auch von den französischen Zuschauern in Paris will ich annehmen, daß zum Richter berufen Keiner eine andere als die Stimme des Rechts gehört haben würde. Aber am Thore von Mabille erklärte sich Jeder zu Gunsten des jungen Mannes, nicht weil die Behandlung, die ihm widerfahren, eine ungerechte, sondern weil die Polizei es war, die sie ihm zugefügt, denn in den Augen des Pariser Volks ist Der

ein Unterdrückter, den die Polizei verfolgt. Und wie an solcher Gesinnung sein Groll, so trägt an diesem Grolle das barsche und rohe Wesen der Polizei, ihr Dünkel und ihr Uebermuth, wenn nicht die alleinige, doch sicher die meiste Schuld. Ich mag nicht untersuchen, welchen Theil an der entgegengesetzten Gesinnung des Engländers das in London musterhaft höfliche, rücksichtsvolle und dienstbereite Benehmen der Polizei hat. Wer aber möchte jenes Puffen und Stoßen geziemend, gleich geziemend finden mit dem Verfahren des Londoner Constable, der in verwandtem Falle dem jungen Manne die Schulter berührt, ihn aufgefordert hätte sich zu entfernen, und nur Acht gehabt daß seiner Mahnung Folge geleistet würde?

Es wäre jedoch doppelt ungerecht, weil unwahr, den oberen Polizeibehörden Unachtsamkeit gegen das Verhalten, und pflichtwidrige Nachsicht gegen Uebergriffe ihrer Untergebenen, oder in Fällen erhobener Anklage den Tribunalen Parteilichkeit für die Handhaber der polizeilichen Gewalt beizumessen. Sooft die Tribunale Recht zu sprechen gehabt haben, hat die öffentliche Stimme anerkannt daß es nach Vorschrift der Gesetze, und es ist selten geschehen ohne ausdrückliche Geltendmachung der den Polizeidienern eingeschärften Verbindlichkeit, in ihren Amtsverrichtungen sich der größten Humanität zu befleißigen. Einer der bedeutendsten solcher Fälle kam im Juni 1854 vor die Assisen.

Laut der Anklageakte hatte ein gewisser Langlois,

früher Soldat, am 26. März 1854 in einer Trinkstube bei Gelegenheit eines Gesprächs über die militärische Stellvertretung der Strafen gedacht, denen verheirathete Männer sich aussetzten, wenn sie sich zu Stellvertretern verkauften, als der in Civilkleidung anwesende Polizeidiener Segelle sich eingemischt und dem Langlois Schweigen geboten. Ein Zeuge hatte ausgesagt daß Segelle dies gethan, weil Langlois den Kaiser erwähnt, jedoch beschworen daß diese Erwähnung Nichts im entferntesten Unehrerbietiges gehabt habe. Dagegen stand fest daß Segelle die gröbsten Ausdrücke gebraucht und Langlois namentlich „ein altes Vieh, ein Pferd, und einen Esel" geschimpft. Als Langlois, der Jenen nicht kannte, darauf erwidert daß, wenn er ihn für ein Pferd und einen Esel halte, er mit ihm ins Freie gehen möchte, hatte Segelle seine Uniform gezeigt, den Langlois im Namen des Gesetzes verhaftet, ihm befohlen aufzustehen und, obwohl Dieser sich in keiner Weise widersetzt und nur geäußert daß seine Verhaftung ihm wenig gerechtfertigt erscheine, ihn unter Stößen zur Thüre hinausgeschoben, um ihn in Gewahrsam zu bringen. Ein Gendarme, welcher Beiden auf der Straße begegnet, sich dem Segelle zur Hilfsleistung erboten, aber keine Antwort erhalten, hatte das durchaus ruhige Benehmen des Langlois bezeugt. „Ich habe überdies Beiden nachgesehen", hatte er gesagt, „und kann nur versichern daß Langlois ohne Weigerung mitgegangen ist." In Betreff des Segelle

hingegen hatte sich ergeben daß seine Haltung wie seine Sprache ganz geeignet gewesen den Andern zu reizen, daß er ihn am Kragen gepackt und mit dem Säbel bedroht. „Lassen Sie mich los“, hatte Langlois gerufen, „puffen Sie mich nicht, ich gehe ja und will gehen.“ — „So geh, geh doch zu!“ hatte Segelle erwidert; „gehst Du nicht, soll Dir mein Säbel quer durch den Leib fahren!“ — „Sie haben also einen Säbel“, hatte Langlois geantwortet; „ich möchte schon wissen, wozu Sie einen Säbel brauchen.“ — Dies waren die letzten Worte gewesen, die man aus seinem Munde gehört. Wenige Minuten später hatte eine ihm von Segelle beigebrachte Wunde seinen Tod veranlaßt, war dessen Säbel unterhalb der rechten Schulter bis ans Heft in den Körper gedrungen und hatte den rechten Lungenflügel und die Leber durchbohrt, ohne daß irgend Etwas einen zwischen Beiden stattgefundenen Kampf angedeutet, während drei Schnitte in Langlois' Blouse bewiesen daß Segelle ihm bereits früher die Spitze seines Säbels hatte fühlen lassen.

„Aus Alledem“, schloß die Anklage, „erhellt klar und deutlich daß dieser Polizeiagent ungereizt dem Langlois den Säbelstich versetzt hat, welcher ihm durch und durch gegangen ist, — eine Handlung wilden Zorns und empörender Rohheit, welche, da der Stich in der beigebrachten Weise nothwendig den Tod zur Folge haben mußte, als unabgenöthigter und sogar vorsätzlicher Mord

hätte bezeichnet werden können und einen mildern Namen nur deshalb erhalten hat, weil es unmöglich ist zur Erklärung eines so schweren Verbrechens einen hinreichenden Beweggrund des Thäters aufzufinden. Indem man daher einräumt daß Segelle, der von offenbar heftiger Gemüthsart, auch in seiner Jugend wegen gegebener Schläge zu fünfzehntägigem Gefängniß verurtheilt worden ist, den Langlois ohne Mordabsicht verwundet, folglich wider seinen Willen getödtet hat, muß der Ankläger auf der Bahn günstiger Auslegungen so weit als möglich vorschreiten. Er begnügt sich demgemäß, gegen einen Agenten der öffentlichen Gewalt, der als Solcher mehr als jeder Andere zur Selbstbeherrschung verpflichtet ist und sich dennoch zu einem so abscheulichen Verbrechen hat hinreißen lassen, die vollste Strenge seiner Richter anzurufen."

Von der Jury schuldig gefunden ohne mildernde Umstände wurde Segelle zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurtheilt.

Daß ferner die oberen Polizeibehörden das Betragen ihrer Diener im Auge behalten, die Ungebührnisse derselben gerügt und keine Scheu gehabt sie öffentlich anzuerkennen und zu tadeln, davon gab der Polizeipräfekt im September 1854 durch ein an die Polizeicommissare von Paris und dessen Weichbild erlassenes Rundschreiben Gewißheit, wenn es in betreffender Hinsicht heißt: „Ich benutze diese Gelegenheit Sie zu erinnern daß, wie wichtig

es mir auch ist, durch Sie bei allen Vorkommnissen den Gesetzen Achtung verschafft zu sehen, es mir um Nichts weniger wichtig ist, daß Sie und Ihre Untergebenen bei Ausübung Ihrer Amtspflichten und auch außerdem sich jener Höflichkeit und jenes wohlwollenden Wesens befleißigen, welche der Gewalt zugleich Achtung und Liebe gewinnen. In den ersten Tagen meines Antrittes sagte ich den um mich versammelten Beamten der Polizeipräfektur: Seien Sie streng, aber seien Sie höflich. Alle Agenten sollen wissen daß sie ihre Aufgaben mit der äußersten Mäßigung zu lösen haben, welche die Erfordernisse des Dienstes gestatten, und daß die Behörde ihren Schicklichkeitsformen ebenso entschieden Rechnung tragen wird wie ihrer Thätigkeit und ihrem Eifer." Dieser Rath ist zwar im Allgemeinen befolgt worden, doch habe ich ausnahmsweise Verstöße und Uebergriffe zu beklagen, denen ich für die Zukunft vorbeugen muß und vorbeugen will. Ich rechne dabei auf Ihr Beispiel und Ihre Mitwirkung. Es ist der Wille des Kaisers daß die Autorität, welche er wieder aufgerichtet und hoch gestellt hat, in allen Fällen mit einer Würde und Rücksichtsnahme geübt werde, die sie dem Volke lieb und achtungswerth mache. *) Ich nehme diesen erhabenen Gedan-

*) Dies nennt zugleich eine der Veranlassungen und einen der Zwecke der durch kaiserliches Dekret vom 26. Sept. 1854 angeordneten Neugestaltung der Pariser Polizei. Weil dieselbe aber

ken für meine Mitarbeiter wie für mich zu einer Richtschnur, in welcher ich die Ehre meiner Amtsführung sehe.

---

eine starke Vermehrung des Personals bedingt, verdient es Erwähnung daß die Absicht, der Pariser Polizei die bessere Einrichtung und größere Wirksamkeit der Londoner zu geben, in anderer Weise nicht zu erreichen war. Der betreffende Vortrag des Ministers des Innern an den Kaiser äußert sich hierüber wie folgt: „Was man in der Einrichtung der Londoner Polizei auf den ersten Blick bemerkt, und was auch wirklich das Grundprincip ihrer Thätigkeit ausmacht, das ist die aller Orten, Tag und Nacht, und zu jeder Stunde stattfindende Gegenwart einer beträchtlichen Zahl Agenten, von denen Jeder ausschließend einen ziemlich beschränkten Raum zu überwachen hat, diesen unausgesetzt begeht, dadurch alle Bewohner und ihr Treiben genau kennen lernt, immer zur Stelle und bereit ist erforderlichen Falls Beistand zu leisten, und durch sein stetes Kommen und Gehen Niemand Zeit läßt Strafbares auszuführen oder auch nur vorzurüsten. Es leidet ebenso wenig Zweifel daß das eng geflochtene Gewebe dieser Schirmwache den Einwohnern einen hohen Grad von Sicherheit verbürgt, als daß es eine unbestreitbare Wohlthat sein würde Dasselbe für Paris zu thun. Aber mit der gegenwärtigen Ziffer der Polizeimannschaft ist das unmöglich. Sie gewährt kaum einen effektiven Bestand von 750 Mann. Von Diesen werden ungefähr 300 in specieller oder außerordentlicher Weise verwendet; bleiben folglich blos 450 zur Ueberwachung der zwölf Stadtbezirke, ohne Abzug der Kranken, Beurlaubten, oder aus anderen Gründen für den Dienst Unbrauchbaren. Sollten diese 450 eine ununterbrochene Bewachung gehend ausüben, so würden, da jeder Einzelne von den

Damit ist hinreichend gesagt daß ich jede Verletzung derselben auf das strengste ahnden werde."

---

vierundzwanzig Stunden höchstens acht auf den Füßen sein kann, nie mehr als hundertundfünfzig auf einmal thätig sein. Das ergäbe drei Mann für jede der achtundvierzig Sektionen von Paris, mithin einen gewiß sehr unwirksamen Dienst. Auch hat man bei der dermaligen Organisation sich begnügen müssen, am Tage auf die Hauptplätze der Stadt einige Wächter zu stellen und des Nachts Runden machen zu lassen, von deren Unzureichendheit Das einen Begriff geben mag, daß Jede im Durchschnitt 26,325 Einwohner beschützen soll. London hat 4,764 Constables . . . , fünfmal mehr als Paris bei einer nur doppelt starken Bevölkerung." Aus diesen Gründen wird nach Antrag des Ministers die Pariser Polizei in nächster Zeit ein Corps bilden: erstens, für den allgemeinen Dienst, von 12 Friedensbeamten, 12 Inspektoren, 18 Brigadiers, 31 Unterbrigadiers, 461 Polizeidienern, und 20 Gehilfen, im Ganzen 554 Mann; zweitens, für die unausgesetzte Ueberwachung der zwölf Bezirke, von 12 Friedensbeamten, 36 Brigadiers, 228 Unterbrigadiers, 2,415 Polizeidienern, und 241 Gehilfen, im Ganzen 2,992 Mann. Die jährlich auf 5,600,000 Franken berechneten Kosten treffen zu drei Fünfteln die Stadt, zu zwei Fünfteln den Staat.

Soweit die Pariser Journale die neue Maßregel besprochen haben, ist es günstig geschehen, jedoch mit überwiegender Besorgniß daß ihre Wirkung gegen London zurückstehen werde. „Wir hoffen", sagte „La Patrie", „daß sie die Massen gewöhnen wird die Dienstleistungen der Polizei nach deren wahrem Werthe zu schätzen . . . . . Das Wort Polizei, welches Sicherheit, Ord-

An solche Worte, die nach der Gesinnung Dessen, der sie ausgesprochen, und noch mehr nach dem charak-

---

nung und Vertrauen bedeutet, wird nur zu oft in argwöhnischem Sinne verstanden. Fühlen aber alle Klassen der Gesellschaft sich unaufhörlich beschützt und vertheidigt, so werden sie wie in England die Männer achten und ehren lernen, welche ihre Personen und ihr Eigenthum bewachen und recht eigentlich Hüter der öffentlichen Sicherheit sind. Noch einmal, wir hoffen es." — „Auch wir möchten es hoffen", bemerkt „Le Droit", „aber wir wagen nicht zu hoffen daß unser Sergent de Ville so geachtet und geehrt werden wird wie der Policeman in England. Wir kennen nur zu gut den Unterschied zwischen unseren Sitten, unseren Gewohnheiten und unseren Gefühlen und den Gefühlen, Sitten und Gewohnheiten der Engländer; nie hat gleich ihnen Frankreich einen Cultus der Autorität und ihrer Vollstrecker gekannt und geübt. Auch sind wir weit entfernt in dem Grade wie unsere Nachbarn den Instinkt und das Bewußtsein von Pflicht und Achtung gegen die Behörde zu besitzen. Gelingt es indessen dem Sergent de Ville nicht sich so geehrt zu sehen wie der Policeman, immer muß die neue Organisation eine Menge ungerechte Vorurtheile vernichten und jenen Geist der Feindseligkeit ausrotten, welcher die Pariser Bevölkerung noch heute beherrscht." — „Will man einmal", schließt „La Vérité", „englische und französische Sitten mit einander vergleichen, sollte man die Vergleichung zu Ende führen. Allerdings hegt der Engländer tiefere Achtung gegen das Gesetz und dessen Handhaber, während wir mehr zum Tadel und zur Widersetzlichkeit hinneigen. Vergesse man jedoch nicht daß bis in die untersten Schichten der eng-

teristisch eisernen Willen Dessen, der sie veranlaßt, keine hohlen Phrasen sein können, darf sich wohl die Erwartung knüpfen daß sie gute Frucht tragen, die dawider Handelnden schnell genug begreifen werden daß der Polizeirock nicht länger zu Grobheiten berechtigen oder auch nur eine Entschuldigung für polizeiliche Rohheit sein soll.

---

lischen Staatsverwaltung dem Bürger und seiner Freiheit die äußerste Rücksicht gezollt und dadurch jener wechselseitige Austausch freundlicher Beziehungen geschaffen wird, welchen wir endlich auch in Frankreich stattfinden sehen möchten. Wir versäumden unser Land nicht, wenn wir eins seiner Gebrechen aufdecken. Jeder weiß aus Erfahrung daß die kleinsten, untersten Beamten oder Staatsdiener keineswegs immer das richtige Bewußtsein ihrer Autorität haben. Soll daher in den Sitten und Gewohnheiten unserer Nation hinsichtlich der den Behörden schuldigen Achtung eine Besserung eintreten, so möchte Seiten Dieser hinsichtlich der dem Publikum und seiner Meinung schuldigen Achtung ebenfalls Etwas geschehen. Uebrigens berechtigen die seit Kurzem getroffenen Wahlen zu dem Glauben daß dieses Etwas nicht lange auf sich warten lassen wird."

Theater.

Je weniger Paris 1853 und 1854 Frühling oder Sommer gehabt hat, indem beide Zeiten bis zum September meist mild fortgesetzte Winter waren, desto weniger konnte, streng genommen, die übliche Phrase Anwendung finden daß der Frühling die eine Hälfte der Dramatiker verscheuche, der Sommer die andere vertrockne. Dennoch sahen die neuen in Scene gesetzten Stücke ganz darnach, oder mindestens so aus, als seien sie eiligst fertig gemacht worden, ehe der Frühling seine Lockungen, der Sommer seine Hitze brächte. Meist waren es Kleinigkeiten, welche die Listen der Literatur mit Zahlen, aber nicht mit Zählern füllen, — Possen, Vaudevilles, und „Comédies melées de couplets.“ Dramen von Umfang und Bedeutung, die zum Theil aus dem Winter herüberkamen und in den Winter hinübergegangen sind, waren 1853: „L'Honneur et l'Argent“; „Guzman le Brave“; „Le vieux Caporal“, und „Le Consulat et l'Empire“; 1854: „Le mauvais Coucheur“ — dies ein Vaudeville —; „Le Vicaire de Wakefield“; „Le Marbrier“; „La Bête du bon Dieu“; „Les Oiseaux de Proie“, und „Les Amours maudits.“

Da diese Dramen den gegenwärtigen Stand der französischen Theaterliteratur und offenbar die betreffende Geschmacksrichtung der Pariser bezeichnen, möge Beides aus dem Inhalte derselben in der aufgeführten, zugleich chronologischen Reihenfolge sich einigermaßen zu erkennen geben.

„L'Honneur et l'Argent" ist ein fünfaktiges Lustspiel von F. Ponsard, Verfasser zweier mit Beifall aufgenommenen Tragödien: „Lucrèce", und „Agnès de Méranie", sowie einer kleinen hübschen Komödie: „Horace et Lydie". Es ging über die Bühne des Odeon, des, weil es dem Théâtre Français zunächst im Range steht, sogenannten zweiten französischen Theaters.

Die Scene eröffnet im Salon eines jungen, reichen Mannes, Namens George. Die Mittagstafel ist eben aufgehoben und seine Gäste sagen ihm viel Schmeichelhaftes, der Eine über seine Küche, ein Anderer über seinen Keller, ein Dritter über seine Einrichtung, ein Vierter über seine Malerei, die er als Liebhaber treibt. Ein Fünfter, ein Staatsmann, versichert ihn daß, wenn er eine Anstellung wünsche, er sie im Ministerium des Innern oder des Aeußern, im Staatsrathe oder bei einer Gesandtschaft sich aussuchen könne, und ein Sechster, ein Kapitalist, schlägt ihm glänzende Heirathen vor. George will nicht angestellt sein und äußert für den Fall seiner Verheirathung:

Ich werde Die nur freien, die ich liebe,
Bei meiner Heirath nach der Mitgift nicht,
Nur nach dem Werth und nach den Reizen fragen.

In gleichem Sinne spricht er sich später gegen seinen Freund Rodolphe aus, welcher im Allgemeinen denkt wie er, aber die Welt nimmt wie sie ist. Als inzwischen eine Menge Briefchen und Einladungen einlaufen, welche George mit Vergnügen liest, und deren größern Theil Rodolphe auf Rechnung seines Reichthums und seiner Ledigkeit setzt, vertheidigt George die Absender und behauptet daß die Menschen um Vieles besser seien als man gemeinhin glaube. Rodolphe bezweifelt es, und seiner Bemerkung daß Jener, wenn arm, anders reden würde, wirft George ein:

Die Armuth, die man unerträglich findet,
Ist mehr des Menschen als des Schicksals Schuld.

Ein Herr Raymond wird gemeldet. George will ihn nicht sehen, läßt ihn abweisen, denn —

Er ist ein Schuft, der unter falschen Namen
Jetzt für, jetzt gegen den Minister schreibt.

Rodolphe entschuldigt ihn mit seiner Dürftigkeit. Ach was, ruft George,

Kein Geld zu haben ist für Nichts Entschuld'gung;
Ja, wär' ich arm, ich wäre stolz darauf!

Rodolphe erinnert an das Schwierige einer bedrängten Lage. George räumt es nicht ein und setzt hinzu:

Um Dich zu überführen möcht' ich wünschen
Daß ich geplündert, ausgebeutelt würde.
Der Arme, der's verdient, wird stets geachtet,
Und man erlangt was man erlangen will.

Der zweite Akt beginnt in der Schreibstube eines Notars. Mercier, Vater zweier Töchter, Laura und Lucile, von denen Erstere George liebt und von ihm geliebt wird, aber nur mit Genehmigung ihres Vaters die Seine werden will, erkundigt sich beim Notar nach George's Vermögen, erfährt daß er von seinem Vater Nichts, jedoch von seiner Mutter 30,000 Franken Rente habe, findet das zwar wenig, meint indeß, es solle genügen, denn

Was höher mir als Reichthum gilt, mein Herr,
Das ist der gute Ruf, der Zartsinn ... Deshalb
Verlang' ich einen Eidam brav wie ich,
Und regelte die Ehre nicht sein Handeln,
Ich bräche augenblicklich Alles ab.

In der folgenden Scene wird George vom Notar benachrichtigt daß sein Vater überschuldet gestorben sei, es ihm frei stehe die Erbschaft anzutreten oder auszuschlagen, und erstern Falls sein mütterliches Erbe zur Deckung der Schulden gerade ausreiche. George entscheidet sich für den Antritt.

Von meiner Hände Arbeit will ich leben;
Mein Pinsel soll mein täglich Brod erwerben.
Notar. Es gilt den Kampf mit tausend Nebenbuhlern,
Und schwer ist's einen Namen zu erringen.

George bleibt unerschüttert. Das Gebot der Ehre geht ihm über Alles. Er ist auf jede Anstrengung, auf jede Entbehrung gefaßt. Und als der Notar die Besorgniß äußert, Mercier werde dann die Verbindung mit seiner Tochter nicht zugeben, ruft er entrüstet:

Mein Herr! Zurückgewiesen sollt' ich werden,
Weil ich als Mann von Ehre handelte,
Ich das gethan, was meine Pflicht erheischt?
Notar. Leicht möglich.
George. Und er gäb' mir seine Tochter,
Wenn ich ein Schurke wäre?
Notar. Möglich auch.

George beharrt bei seinem Entschlusse.

Die Ehre will's; ihr Ausspruch ist Gesetz.

Die Gläubiger werden versammelt. Sie erwarten den Verlust ihrer Forderungen, unter ihnen „eine alte Jungfer von 45 Jahren," welche mit ihrer Aussteuer von 300,000 Franken betheiligt ist. Auf George's Erklärung daß sie Alle befriedigt werden sollen überstürzen sie sich in Lobeserhebungen, bieten ihre Dienste an, versichern unauslöschliche Dankbarkeit, und die alte Jungfer sagt für sich:

Ich fühle mich bewegt; bei meiner Seele,
Ein solcher Mann wär' jedes Weibes Stolz!

Mercier, durch George von dem Geschehenen unterrichtet, tadelt ihn zwar nicht, will aber wegen der Hei-

rath Nichts bestimmen, zuvörderst mit seiner Tochter sprechen,

Denn ihrem Herzen laß ich freie Wahl ...
Auch ist ja meine Laura noch so jung.

Im dritten Akte versucht Rodolphe bei Mercier für seinen Freund zu wirken. Mercier erkennt durch und durch das Edle in George's Handlung, hat jedoch Laura dem Banquier Richard zugesagt, obschon diesen seine drei Banquerote bereichert haben und er überdies in häßlichem Rufe steht. Da er aber reich ist, hat das Nichts zu bedeuten. Auch fügt sich Laura trotz der Vorstellungen ihrer Schwester in des Vaters Willen und erklärt es George, der in seiner Verzweiflung von Rodolphe an die Kunst gewiesen wird —

Die Kunst, des Menschen Trost in Noth und Elend,
Die treue Freundin und der sichre Hort,
Der Alle schirmt, die sich ihm anvertrauen.

Der vierte Akt bringt ein Ballfest beim Notar, zu welchem die befriedigten Gläubiger sowie Diejenigen, welche im ersten Akte bei George getafelt und ihm Anerbietungen gemacht, vom Notar deshalb eingeladen worden sind, damit George, der anwesend, in seinen künstlerischen Bestrebungen gescheitert und in größter Dürftigkeit ist, Gelegenheit habe die Gläubiger um Vorschuß zu einem Handelsgeschäfte, oder seine früheren Freunde um Verschaffung einer Stelle anzugehen. Seine ehemaligen Tischgäste

weichen ihm aus. Der Staatsmann allein steht ihm Rede, hofft durch seinen Einfluß eine Copistenstelle für ihn zu erlangen, und rathet ihm sich um Raymond's Gunst zu bewerben, der ein Mann von Gewicht worden ist, weil er

Gelernt hat den Geschmack des Publikums
Zur Richtschnur für den seinigen zu machen.

Im Innersten verletzt wendet sich George an die Gläubiger. Jeder hat eine Ausrede, Keiner Geld. Das drängt ihn zu der Bitterkeit:

Wie war ich doch so dumm, Euch zu bezahlen!

Da naht sich der Kapitalist und verspricht ihm die Hand der alten Jungfer. Nach schwerem Kampfe mit sich selbst ist George zur Annahme entschlossen. Sobald Jener sich entfernt hat die alte Jungfer zu benachrichtigen, tadelt Rodolphe, der den Ausgang des Gesprächs gehört, seinen Freund, wiederholt dessen frühere hochfliegenden Reden und erzürnt ihn dergestalt, daß er ihm den Rücken kehrt mit den Worten:

Die Knabenschuhe hab' ich ausgetreten;
Hofmeistern soll mich Keiner, wer es sei!

Ihm Balsam ins Herz zu träufeln, bittet Rodolphe Lucilen, George zum Tanze aufzufordern. Schon hat dieser bereut, was er dem Freunde gesagt, und Lucilens Entgegenkommen thut ihm wohl.

Nun ist's vorüber. Wieder fühl ich mich.
Verzeiht die Schmähung, Liebe, Ehre, Tugend!

Auf immer, unbedingt, gehör' ich euch.
Die Schwäche, die mich hoch erröthen macht,
Ich will sie büßen mit entschloßnem Muthe,
Will Undank, Spott und Elend ruhig dulden,
Und daß mein Entschluß sich zur That gestalte,
Will ich von heut' an Zeichenstunde geben.'

Beim Anfange des fünften Aktes haben sich die Verhältnisse geändert. Der mit Laura verheirathete Richard hat zum vierten Male fallirt und Mercier um einen großen Theil seines Vermögens betrogen, während George unter Beistand des Notars wohlhabend geworden ist. Er freit um Lucilen; Mercier willigt halb beschämt ein, und das Stück schließt mit George's Versicherung:

Ich glaube was ich stets geglaubt, es bleibt
Nicht unbelohnt, sich ehrenhaft zu nehmen.

Viel wie es dem Verfasser gelten muß daß der ungemeine Beifall, welchen seine Dichtung bis zum Ende der Vorstellungen im Odeon 1853 fand, nach dessen Wiedereröffnung 1854 sich fortsetzte, kann es ihm nicht weniger schmeicheln, daß die mit Zuerkennung von Preisen für zwei der besten im Laufe des Jahres aufgeführten größeren dramatischen Werke betraute Commission *) ihm

*) Diese Staats-Institution datirt aus den Tagen der letzten Republik, wo ein ministerieller Erlaß vom 12. Oktober 1851 sie begründete, wird gegenwärtig vom Hausminister des Kaisers und vom Minister des Innern durch gemeinschaftliche Ernen-

für 1853 den ersten Preis von 5000 Franken zugesprochen und darüber in dem von ihrem Mitgliede, dem Akademiker Sainte-Beuve unterm 6. Juni 1854 erstatteten Berichte gesagt hat: „C'était moins l'auteur de la comédie 'L'Honneur et l'Argent', qui envoyait sa pièce au concours, que la voix publique et l'acclamation d'un grand succès qui semblaient la désigner dès l'abord au choix de la commission. L'ouvrage de M. Ponsard a été examiné avec l'attention particulière qu'il méritait en lui-même et que la réputation déjà établie de l'auteur appelle sur toutes ses oeuvres. Le résumé de ce qui s'est dit à ce sujet, dans plusieurs séances, formerait assurément la critique littéraire la plus complète de la pièce, et

---

nung einer Commission vertreten, und wirkte zum ersten Male 1852. Der ihr vorgezeichnete Zweck ist Beförderung eines „accord entre la saine morale et la littérature dramatique." Den ersten Preis von 5000 Franken hat die Commission zuzuerkennen „à l'auteur d'un ouvrage dramatique en cinq ou quatre actes, en vers ou en prose, représenté avec succès pendant le cours de l'année, et qui sera jugé avoir le mieux satisfait à toutes les conditions désirables d'un but moral et d'une exécution brillante;" den zweiten von 3000 Franken „à l'auteur d'un ouvrage en moins de quatre actes, en vers ou en prose, également représenté avec succès pendant le cours de l'année, et qui, dans des proportions différentes, serait jugé avoir rempli au plus haut degré les mêmes conditions." 1852 waren 40, 1853 nur 14 Dramen eingesendet worden.

l'auteur n'aurait pas à s'en plaindre, puisque son ouvrage en est sorti triomphant."

„Guzman le Brave," Trauerspiel in fünf Aufzügen, aus der Feder des als Novellist und Dramatiker geachteten Méry, schritt ebenfalls zuerst und monatelang über die Breter des Odeon. Der Dichter will eine spanische Chronik aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts benutzt haben, welche jedoch das von ihm behandelte Ereigniß ziemlich in der bereits bekannten Weise erzählt.

Ihr zufolge wäre Don Alphons Perez de Guzman, der, 1256 in Valladolid geboren, zur Zeit des Drama 32 Jahre gezählt haben muß, von Alphons X., König von Aragonien und Castilien, nachdem er ihm bei seinen Kämpfen gegen die Mauren wesentliche Dienste geleistet, mit solcher Geringschätzung behandelt worden, daß seine Hofleute ihn ungestraft hätten beleidigen können. Erst als der König seiner wieder bedurft, „in den Tagen trüben Unglücks, wo auch ein König nur ein Mensch ist," habe er seiner gedacht und ihn, der sich nach Afrika begeben und dem Kaiser Muley von Morokko gegen Fez und Tripolis seinen Degen geliehen, zu sich berufen mittels Schreibens, in welchem es geheißen: „Mein Leiden ist so groß und mein Fall von solcher Höhe, daß man ihn aus weiter Ferne sehen kann. .... Ueberall wird man das Unheil und den Kummer erfahren, welche mein Sohn" — der Thronerbe Sancho IV. — „mir bereitet mit Beistand meiner Freunde und meiner Prälaten, die, anstatt

zu Frommen des Friedens zu arbeiten, sich nicht scheuen die Unruhen zu schüren. Es fehlt in dem Lande, das ich bewohne, weder an Zufluchtsorten noch an Vertheidigern; aber die Einen sind mir verschlossen und auf die Anderen kann ich nicht rechnen ungeachtet des vielen Guten, das sie von mir empfangen haben." Guzman, berichtet die Chronik weiter, sei ohne Säumen zu Alphons geeilt, habe ihm zu seinem Rechte verholfen, und unter seinem Sohne und Nachfolger, Sancho IV., den Mauren Tarifa, „den Schlüssel von Spanien," entrissen. Bald jedoch sei er aus dem Belagerer der Belagerte geworden, indem die Mauren, zu welchen der Infant Juan, Sancho's Bruder, nach dessen Krone er gestrebt, übergegangen sei, Tarifa umzingelt hätten. Nachdem er ihre Stürme abgeschlagen und der Infant Juan die Hoffnung aufgegeben ihn durch Waffengewalt zu besiegen, habe Dieser zu einem andern Mittel gegriffen. „Da Guzman's Sohn sein Gefangener war, ließ er ihn eines Tages an den Fuß der Mauer führen und drohte ihn zu tödten, wenn Guzman nicht Tarifa räume. „Ich habe nicht einen Sohn gezeugt," antwortete Letzterer, „damit er meinem Vaterlande, sondern ich habe einen Sohn gezeugt, damit er den Feinden meines Vaterlandes schade. Möge der Infant Juan meinen Sohn tödten. Dadurch gibt er ihm das wahre Leben, mir den wahren Ruhm, und wird von seiner Grausamkeit keinen andern Gewinn haben als daß er vor der ganzen Welt sein Gedächtniß

zu ewiger Brandmarkung verdammt. Ihm zum Beweise, wie wenig ich daran denke die Stadt für ihn zu räumen, — hier mein Messer, dafern Ihr keine Waffe habt sein Bubenstück zu vollziehen." Dies sagend warf er seinen Dolch von der Mauer hinab. Der Knabe wurde erwürgt, aber Tarifa nicht genommen, und Guzman erhielt vom Könige den Beinamen des Braven."

Soweit die Chronik. Nun Mery's Drama.

Die Handlung beginnt zu Sevilla im Palaste Alcaçar. Sancho IV. hat seit Kurzem den Thron seines Vaters bestiegen, und sein Bruder Juan, von ihm des Erbtheils beraubt, trachtet nach seiner Krone. Zu dem Ende beabsichtigt er ein Bündniß mit den Mauren und begünstigt die Liebe Don Pedro's, des Sohnes Don Guzman's, zu seiner Tochter, Dona Sol. Nachdem er ihm unter Schmeichelreden die Möglichkeit einer Verbindung in Aussicht gestellt, läßt er ihn mit seiner Tochter allein. Dona Sol will ihrem Vater folgen, Don Pedro hält sie zurück.

Bleibt, bitte ich; gewährt mir diese Huld;
Ich leb' ja nur im Hauche Eurer Seele;
Der sel'ge Traum der eben mich geblendet —
Weh mir! er geht mit Euch, ist dann entschwunden,
Und ich versinke wieder in mein Nichts!
Mein Leben tagte auf der Reise, wo
Ich Euch begleiten durfte, neben Euch
Und meiner Mutter Abends süße Luft
Mit durst'gem Mund' in langen Zügen schlürfte.

Zum Kampf geboren wollt' ich kämpfen gleich
Den span'schen Helden meines alten Stammes.
Als über Leichen, über Ströme Bluts
Ich ging, da träumte ich von solchem Ruhme.
Die Lüge machte meine Jugend krank.
In Eurer Nähe werde ich genesen,
Im Strahl des heut'gen Tags ahn' ich das Leben:
Das Leben ist im Herz, der Ruhm die Liebe.

Dona Sol.

Zwei Jahre hab' ich von den Meinen fern
Geweint und an die Riegel meines Gitters
Das Ohr gepreßt, des Kriegs Gebrüll zu hören,
Das in der stillen Nacht das Mark durchfröstelt.
Da kamet Ihr; mein Kerker war geöffnet;
Ich sah die Wiesenblumen wieder blühen,
Die Sonne wieder aufgeh'n, uns zu segnen,
Und meiner Mutter bess're Tage nahen!
Mir war's als stände neben Euch der Engel,
Den Gott vom Himmel niedersteigen läßt,
Um mächtig Die zu schirmen, die er liebt.
Mein erstes Lächeln, mir so süß und theuer,
Dem Himmel galt es, Euch gehörte es!
Droht auch Gefahr, ist aber Gott mit uns,
Sieht Alles schön in unserm Spanien,
Hier, wo die Sonne mit dem Golde der
Orangen Alabaster-Blüthen säumt,
Hier, wo sich Arabesken eines Teppichs,
Wie Asien aus Blumen ihn uns webt,
Auf Andalusiens Gefilden breiten,
Und wo im Schatten der Acacien
Am schönen Ufer meines Quadalquivir

Der Stimmen Lieblichste im Chore singen.
Zum Leben nicht geboren fühlt' ich daß
Ich lebte, als die Stimme mir erklang,
Die mich ein neues Dasein, eine frohe
Welt, einen Himmel mich erkennen ließ,
Des Herzens Freude und der Augen Wonne.
Euch danke ich das Eden, das mir fremd,
Euch danke ich mein Glück, den Trost der Mutter,
Den Rang, den ich am Hofe wiederfinde.
Kann Liebe Euch für solche Gaben lohnen?

Don Pedro.

Die Worte die Ihr sprachet, Dona Sol,
Sie sind die Seligkeit, die Gottes Güte
Die Auserwählten hoffen läßt, und neben
Euch führt ein Blumenpfad zur Himmelspforte.
Doch halten wir geheim das Glück das mich
Berauscht; man würd' es uns nicht gönnen. Möge
Die Welt im Kampfe und im Dunkel bleiben;
Niemand erfahre daß wir glücklich sind!

In der folgenden Scene erscheint Guzman mit den Schlüsseln von Tarifa. Er legt sie dem Könige zu Füßen, erneuert die Versicherung treuester Ergebenheit, lehnt jede Belohnung ab, tadelt jedoch die verschwenderische Hofpracht, die in so schwerer Kriegszeit das Volk doppelt drücke, und wird dafür von Sancho des Landes verwiesen.

Der zweite Akt versetzt nach Tarifa, wo Don Pedro und seine Mutter, Dona Maria, sich aufhalten. Zu ihnen kommt der Infant Juan, welcher inzwischen das

Bündniß mit den Mauren geschlossen hat und für den Besitz seiner Tochter von Pedro Alles erlangen zu können glaubt. Er fordert Tarifa. Don Pedro widersteht. Aber bald schwankt er und ist im Begriff einzuwilligen, als Guzman, der aus Afrika zurückkehrt, seinem Sohne das Schändliche solcher Handlung vorrückt.

Sohn! Als Vasall hast Du nur Einen Herrn.
So wähle zwischen uns und dem Verräther,
Dem Halbmond von Medina und dem Kreuze,
Der Bibel und dem Koran, Lug und Gott!
Wohnt Treue nicht in Deiner Brust, bist Du
Ein ehrvergeßner, schmuzbefleckter Ritter,
Wird diese Hand mit Schande Dich bedecken,
Dir mit den Sporen Deine Ehre nehmen!

Don Pedro zögert nicht. Er ist entschlossen die Liebe seiner Pflicht zu opfern und bleibt bei seinem Vater. Rache brütend entfernt sich der Infant.

Im dritten Akte wird Don Pedro bei einem Ausfalle gefangen. Als Lösegeld verlangt der Infant die Uebergabe von Tarifa. Guzman verweigert sie. Seinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen, veranlaßt der Infant eine Zusammenkunft zwischen seiner Tochter und Don Pedro.

Don Pedro.

Eu'r Vater, Bundsgenosse uns'rer Feinde,
Bereut er's endlich? Sprecht. Will er uns Beiden
Ein Vater sein? — Was kommt Ihr mir zu sagen?

Dona Sol.

Vereinen will er uns.

Don Pedro.

Ist Wahrheit Das?

Dona Sol.

Noch heute.

Don Pedro.

Wär's —

Dona Sol.

Errathet Ihr den Preis?

Don Pedro.

Nein; sprecht!

Dona Sol.

Verrath!

Don Pedro.

Ich ein Verräther?

Dona Sol.

Ja.

Die Stadt gehorcht Euch, und die Truppen sind
Bereit zu folgen. Ist Tarifa morgen
In meines Vaters Hand, habt Ihr die Meine.

Don Pedro.

Geliebte, soll Das eine Schlinge sein? —
Wer hat gesagt was eben ich vernommen?
Seid Ihr's? — Wenn Ihr es war't, so seid Ihr's nicht.

Dona Sol.

Ich war's, ich bin's, und gab für Euch die Antwort.

Don Pedro.

Und welche?

Dona Sol.

Daß Du sterben willst.

Don Pedro.

Du liebst mich!

Der vierte Akt spielt wieder in Tarifa. Der Infant hat Don Pedro dahin entlassen um, falls Guzman lieber den Sohn verlieren als die Stadt übergeben wolle, von seinen Aeltern Abschied zu nehmen, zu den Belagerern zurückzukehren und den Tod zu leiden. Guzman bleibt unerschüttert. Aber Dona Maria mag um keinen Preis ihren Sohn in den Tod gehen sehen. Durch Bitten und Thränen entlockt sie ihm das Versprechen mit ihr zu fliehen. Im Momente der Ausführung tritt Guzman seinem Sohne entgegen.

Warum in einem Augenblick wie dieser
Entfernst Du Dich von mir, jetzt, wo Dein Ohr
Dem Rathe meiner Stimme lauschen sollte?

Don Pedro.

Mein Vater —

Guzman.

Gib mir Deine Hand. Sie zittert!
Du bist bestürzt, und Deine Stirn ist bleich.
Wo ist des Kriegers Muth von ehedem?
Was ist aus ihm geworden, dem gerühmten? —
Ein Schandpfahl hat mein Wappenschild zerschlagen!
Furcht, blasse, feige Furcht in meinem Hause!

Don Pedro.

Ein Feigling ich, der Euer Sohn! — — Wohl mag
Ein schneller Augenblick der Schwäche mir
Erlaubt sein. Meine Mutter sah ich weinen.

Guzman.

Ah, ich begreife. Deiner Mutter gabst
Du nach, mein Sohn, Dein Ehrenwort zu brechen!
Ich weiß recht gut, wie mächtig eine Mutter
Ist, die dem Sohne gegenüber fleht
Und weint. — — Doch sage, wär' es Dir erlaubt,
Vor Deinem Feind im Kampf die Flucht zu nehmen,
Wenn auf dem Schlachtfeld Deine Mutter Dir
Zu fliehen rieth, weil Deinen Tod sie fürchtet? — —
Du schweigst. Das ist die Antwort. Nicht erloschen,
Bedeckt nur war die Flamme Deiner Seele.
Der Fuß nur strauchelte, das Herz nicht. Wie
Der Priester seinem Altar, sollst Du der
Beschwornen Pflicht die Treue wahren, Nichts
Dich irren, was auch rings um Dich geschehe.
Die Ehre, siehst Du, sie ist Gott! Er redet,
Und man verstummt, und man gehorcht. — Mein Sohn,
Zwei Schalen bot die Wage mir zum Füllen;
In Eine legt' ich meine Liebe zu
Dir, Deiner Mutter Thränen, den gerechten
Schmerz, unter dessen Last ihr Leben bricht,
Dein Blut, das mir aus offnen Adern rinnt,
Kurz, Alles was Ein Tag mir nehmen kann;
Und in die Andere das Vaterland,
Das unerbittliche, dann Deine Ahnen
Im Strahlenkranze ihrer Tugenden,
Dein Wort, das Du dem Feind verpfändet hast,
Und die Gefahren, die für Spanien
Und für den Christenglauben sich erheben;
Noch mehr als alles Dies, die schwere Schmach,
Die Schmach die mir der König zugefügt,

Und schwanken konnt' ich nicht! Du kennst den Wahlspruch,
Die Ehre Deines Wappenschilds; er wurde
Dir überliefert, wie ihn Jeder unsers
Stamms, kaum geboren, schon empfängt aus Gottes
Hand: Schwerer wiegt der König als das Blut!

Don Pedro.

O sprecht, mein Vater; jedes Eurer Worte
Entflammt den Muth und stählt die Seele mir!

Guzman.

Ich sag' es gern, ich nähre Hoffnung noch.
Ich baue auf den Emir, auf das Blut,
Das ich in Afrika für ihn vergossen.
Nur ist die beste Hoffnung trügerisch,
Wenn Gutes man erwartet; ahnt man Schlimmes,
Geht's öft'rer in Erfüllung, trüget selten.
Erlöscht die Hoffnung denn, die ich umarme,
Winkt Dir der Tod: — stirb Deines Stammes würdig;
Des Todten Ruhm wird durch die Welt erklingen,
Du stirbst als Christ, als Ritter und als Märt'rer!

Don Pedro (die Hand seines Vaters fassend).

Du bist es, der jetzt zitttert, Du!

Guzman.

O schweig!

Und doch ist's Dies, was man von uns begehrt! —
Nichts Menschliches in uns, stolz opfern wir
Der Kinder Blut für unsers Namens Glanz!
Nun ja, ich zittere, und heiße Guzman.
Der Held ist stets das Aeußere des Mannes;
Uns blutet auch das Herz, wenn es durchstochen;
Nur sieht man nicht das Blut; die Rüstung deckt es! ——
Selbst jetzt, in dieser fürchterlichen Stunde,

Verhehl' ich meine Wunde Deiner Mutter,
Und während sie mich kalt gehässig glaubt,
Weint meine Seele ohne Thrän' im Auge.

Don Pedro.

Und dieses rührende Bekenntniß, das
Geheim Ihr Allen haltet, mir vertraut Ihr's.
Wie ehrt und hebt mich Das!

Guzman.

Mein Sohn, sprich leiser!
Den Muth, der hell im Schlachtgewühle glänzt,
Besitzen Alle, die von edelm Stamme.
Doch gibt es Kämpfe, wo des Panzers Eisen
Das Herz nicht schützt, der Muth vergeblich ist.
Und einen solchen Kampf besteh' ich jetzt.
Wie leicht und schön wär' es, mein Sohn, nur stets
Die Luft der Schlacht zu athmen, wo die Sonne
Begeistert, wo die Kraft den Sieg erringt,
Wo Ruhm belohnt, im Leben und im Tode!
Doch thut der Mensch nicht immer was ihn lockt.
Das Leben gab uns Gott und auch die Ehre;
Es sind zwei schöne Gaben seiner Güte.
Das Leben fassen wir mit beiden Händen,
Zerreißen es in Fetzen, werfen's fort.
Die Ehre nehmen sorgsam wir in Acht,
Denn sie, sie ist der einz'ge Schatz, der Gott
Zurückgegeben werden muß vom Menschen,
Und vor dem strengen Blick des Erben Oben
Gilt Nichts der Schatz, wenn ein Atom ihm fehlt.
Nun aber, ob zum Unheil oder Heil
Die Ehre rufe, — gehe! sagt Dein Vater,
Dem seine Arme den Gehorsam fast

Verweigern, der Dich halten möchte und
Nicht halten will auf Deinem Weg zum Tode!

Don Pedro.

Ich geh', mein Vater; mit mir Eure Stimme.
Für unser Spanien und für den König,
Trotz Eurer Schmach, werd' ich zu sterben wissen.
Fort! Schwerer wiegt der König als das Blut!

Im fünften Akte empfängt Guzman Anzeige daß seine auf den Emir gestützte Hoffnung eine trügerische war, mit Anbruch des nächsten Tages das Heer der Belagerer sich unter den Mauern von Tarifa aufstellen, eine Trompete, ihm zur Wahl, ob er das Thor öffnen und die Stadt übergeben oder den Sohn sterben lassen will, dreimal ertönen, und nach der dritten fruchtlosen Aufforderung Don Pedro den Tod leiden soll. Der Tag bricht an, die Trompete schmettert. Da bringt Dona Sol zu Guzman und fleht knieend, zur Rettung seines Sohnes ihrem Vater mit ihrem Tode zu drohen. Die Trompete schmettert ein zweites Mal. Noch sträubt sich Guzman. Sie schmettert ein drittes Mal. Guzman eilt auf die Mauer; Dona Sol ihm nach. Zu spät. Don Pedro liegt erschlagen, und durch einen Sprung von der Mauer gibt Dona Sol sich den Tod.

Die demokratische Partei fand in dieser Tragödie eine politische Tendenz. Sie nannte das Stück „le poëme de l'obéissance et du dévouement aveugle à l'autorité, quelle qu'elle soit", und nahm an, der Dichter habe

die Absicht gehabt die Moral desselben — unbedingten Gehorsam unter die Befehle und blinde Ergebung in den Willen der bestehenden Gewalt — als unverbrüchliche Pflicht des Staatsbürgers hinzustellen. Daß gegen solche Moral und solche Pflicht, sagte sie, Mancherlei eingewendet werden könne, folge selbstredend daraus daß der Verfasser nicht im Stande gewesen seinen Satz auszuführen, indem, weil er Unbeweisbares habe beweisen wollen, er damit geendigt habe zu beweisen daß er es nicht beweisen könne. Dies begründete sie folgendermaßen. Nach der Anschauungsweise Guzman's, nach seinen Grundsätzen von einer Hingebung „wenn auch" und einer Aufopferung „ungeachtet" opfere man sein Vermögen und sein Leben, das Leben und Vermögen seiner Familie, opfere man Alles ohne Ausnahme, folglich auch, wenn es sein müsse, die eigene Ehre und die Ehre der Seinigen, die Ehre, „die sorgsam wir in Acht nehmen", die Ehre, „die der einzige Schatz ist, welchen der Mensch Gott zurückgeben muß, und welcher vor dem strengen Blick des Erben Oben Nichts gilt, wenn ein Atom ihm fehlt.' Das sei logisch richtig. Denn mäkele man um Etwas, könne man um Alles mäkeln; nehme man von seiner Hingebung und Aufopferung die Hingabe und das Aufopfern der Ehre aus, könne man jedes andere Opfer und Hingeben ausnehmen. Gleichwohl leite Guzman eine solche Nothwendigkeit selbst ein, wenn er sage: „das Leben gab uns Gott und auch die Ehre",

kündige darin den Vorbehalt einer Ausnahme an. „Sein Leben faßt er mit beiden Händen, zerreißt es in Fetzen, wirft es fort.“ Aber seine Ehre, nein, das ist etwas Anderes, „seine Ehre muß er Gott zurückgeben, ohne daß ein Atom daran fehlt.“ Folglich kann und darf er seine Ehre dem Könige nicht opfern, selbst wenn der König das Opfer verlangt. Folglich feilscht er, mäkelt er, handelt Etwas ab, gibt das Eine, verweigert und behält das Andere, legt in die Eine Wagschale den König, in die Andere sein Gewissen, und legt gleich jedem gewissenhaften Menschen zum Gewissen seine Ehre, muß also Letztere um seines Gewissens willen dem Könige abschlagen.

Durch diese Schlußziehung wollte die demokratische Partei der Moral des Stücks die Spitze abbrechen, beschränkte durch sie die Pflicht des Gehorsams unter die Befehle und der Ergebung in den Willen der bestehenden Gewalt auf Das, was nicht Sache der Ehre sei, und zeigte durch das Offenlassen der Frage: was ist Sache der Ehre? in der beliebigen eigenen Beantwortung einen möglicher Weise bis an die äußerste Grenze der Pflichtvergessenheit führenden Weg. Die Bemühung der Demokraten hierdurch dem Einflusse entgegenzuwirken, welchen das Stück haben könne, wäre schon an sich geeignet eine ihm günstige Vermuthung zu wecken. Aber selbst die Federn jener Partei, die gern unterm Deckmantel der Kritik schreiben, erkannten seinen dichterischen Werth an, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, und ein Epigramm, welches den

Zweck hatte vom Besuche der Vorstellungen abzuhalten, war eine Schmeichelei für Diejenigen, die sich nicht abhalten ließen. Es lautet:

„La pièce a marché sans entrave,
Mais l'on peut dire assurément:
Quand on va voir Guzman le Brave,
On est plus brave que Guzman.“

Wäre die Zugkraft eines Theaterstücks maßgebend für seinen Kunstwerth, so stände „Guzman le Brave“ keinen Zoll breit über „Le Vieux Caporal“, Drama mit Musik in fünf Aufzügen, von Dumanoir und Dennery, dessen reicher Ertrag dem Theater de la Porte Saint-Martin zufiel. Als Gebäude zeichnet sich dieses Theater durch seine acht von Kariatiden getragenen dorischen Säulen, die zwischen Letzteren aufgestellten Büsten von Quinault, Lulli, Rameau und Gluck, und das darüber befindliche Basrelief von Boquet ebenso sehr aus wie durch seinen achtzehnhundert Personen fassenden Saal mit fünf offenen Galerien, reicher Beleuchtung und höchst geschmackvollen Verzierungen; unstreitig einer der schönsten Säle der Pariser Theater. Bis vor wenigen Jahren gab es hier fast ausschließend Melodramen grauenhaften oder herzbrechenden Inhalts, Pantomimen und Ballete. Dann wurden einaktige Comédies-Vaudevilles hinzugefügt. In der jüngsten Zeit kamen auch regelrechte Trauer- und Schauspiele zur Aufführung, und der ehemalige Charakter des Theaters behauptete sich nur dadurch daß Er-

stere vorzugsweise lärmender, Letztere weinerlicher Natur waren.

Bei einer der ersten Vorstellungen des „Vieux Caporal", die um acht Uhr ihren Anfang nahm, und für welche die Kasse eine halbe Stunde früher geöffnet wurde, sah ich bereits um vier Uhr das Theater belagert und eine lange Queue stehen. An dem Tage, wo ich der 32sten Vorstellung beiwohnte, hatte die Schaulust sich nicht gemindert, und als das Theater mit der 78sten schloß, bildete sich die Queue schon um zwei Uhr, und verkündete ein Anschlag daß es mit „Le Vieux Caporal" wieder geöffnet werden solle.

Dieses also echte Kassen-Drama beginnt während eines Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich. Die Franzosen bereiten sich zu einem Gefechte, als ihr General Rocquebert den Besuch einer mysterieusen Dame erhält, welche ihm ein kleines Mädchen zuführt — seine Tochter. In der Ahnung seines nahen Todes errichtet der General ein militärisches Testament, in welchem er das kleine Mädchen zur Universalerbin einsetzt, übergibt die Urkunde nebst Beglaubigungsschreiben dem Korporal Antoine Simon, empfängt von ihm das Versprechen, den Willen seines Generals zur Vollstreckung zu bringen, und eilt in den Kampf. Was er geahnt erfüllt sich; eine österreichische Kugel trifft ihn zum Tode; mit dem letzten Hauche bindet er die Sorge für sein Kind dem Korporal auf die Seele; die Feinde nahen; der General

stirbt; die Franzosen weichen; das kleine Mädchen auf seinem Tornister sammelt der Korporal seine Leute, wirft sich dem Feinde entgegen und erwidert Schuß um Schuß. Indessen zeigt der zweite Akt daß die Tapferkeit des Korporals ihn, statt zum Siege, in Gefangenschaft geführt und er elf Jahre in Ungarn zugebracht hat. Diese elf Jahre haben den rüstigen Mann zum Greise, Antoine Simon zum Vieux Caporal, hingegen das kleine Mädchen zur Jungfrau gemacht, die mit ihrer Abkunft unbekannt in bescheidenen Verhältnissen auf dem Lande lebt, zufällig in dem Dorfe, wo Simon früher gewohnt, der General ein Besitzthum hinterlassen, und die mysterieuse Dame ihren Aufenthalt hat. Da der Tod des Generals nicht amtlich festgestellt ist, steht sein Vermögen unter Verwaltung. Es fehlt aber nicht an einem Intestaterben, Pierre Frochard — die komische Person des Stücks —, welcher den Anfall der Erbschaft erwartet, um als reicher Mann der Tochter des Generals die Hand zu bieten, welche diese aus Liebe zu einem jungen Manne, der jedoch ebenso arm wie sie, bisher entschieden zurückgewiesen. Da erscheint der alte Korporal. Man erkennt, man umringt ihn. Er erzählt den Tod des Generals. Sein Zeugniß genügt zur gerichtlichen Feststellung, zur Aufhebung der Vermögens-Verwaltung, zur Aushändigung an Frochard. Er hat aber auch von einem Testament und von einer Erbin gesprochen. Frochard bemächtigt sich seines Tornisters, durchsucht ihn,

findet das Beglaubigungsschreiben, zerreißt es, und sichert einem Manne, welcher ihm einen Beutel mit Geld entwendet hat, Verschwiegenheit unter der Bedingung daß er das Geld in den Tornister des Korporals lege. Sobald das geschehen, meldet Frochard den Diebstahl und wirft den Verdacht auf Simon. Mit tiefer Entrüstung widerspricht der alte Korporal. Aber sein Tornister wird geöffnet, das Geld zeugt wider ihn. Dies und das Fehlen seines Beglaubigungsschreibens rauben ihm die Sprache. Er wird verhaftet.

Der Gang der Untersuchung scheint den Gewahrsam unnöthig gemacht zu haben. Durch den dritten und vierten Akt und bis in die Hälfte des fünften bewegt der Korporal sich völlig frei, und während dieser Zeit gelingt es ihm mittels Pantomime den jungen Mann zu überzeugen daß er sein Sohn, und die mysterieuse Dame daß die Jungfrau das kleine Mädchen, welches sie dem General vor seinem Tode überbracht und sie nun für ihre Tochter erklärt. Kann er es dagegen nicht hindern daß das Vermögen des Generals an Frochard ausgeliefert wird und dieser im lächerlichsten Stutzer-Aufzuge um die Hand des schönen Mädchens wirbt, so gibt doch ein Pistolenschuß ihm die verlorene Sprache, und das Geständniß des Gelddiebes die verlorene Ehre zurück, entkleidet das aufgefundene Testament den Stutzer Frochard seiner Erbschaft und theilt sie der rechtmäßigen Erbin zu, reicht diese dem Besitzer ihres Herzens, dem Sohne des alten

Korporals, ihre Hand, und segnet die Mutter den Liebesbund.

Auf meinem Galerieplatze erneuete sich mir die leicht zu machende Bemerkung daß in den Pariser Theatern alles Beifallsklatschen, Pochen und Rufen gewöhnlich von einem bestimmten Punkte, meist von Einer Person ausgeht. In der Porte Saint-Martin war diese Person, dieser Oberclaqueur, ein mittelgroßer Mann, der Einzige in hechtgrauem Rocke. Er saß im Parterre, das ungefähr zwei Fünftel des Saals füllt, einige Bankreihen von den Sperrsitzen, welche den übrigen Raum einnehmen. Unmittelbar hinter ihm zu seiner Rechten und Linken, doch nicht neben einander, saßen zwei Männer in blauen Blousen, muskelstarke Männer mit langen, breiten, schwieligen Händen, welche sichtbar mit dem Hechtgrauen sympathisirten und ganz geschaffen gewesen wären seinem Kunsturtheile Nachdruck zu geben. Da hierzu keine Veranlassung eintrat, begnügten sie sich ihn mit Händen und Lungen zu unterstützen. Von ihren Augen gehörte nur eins der Bühne, das andere dem Hechtgrauen. Jetzt erhob er die Hände; sogleich erhoben sie die ihrigen. Einen Schlag ließen sie ihn voraus; dann fielen sie ein. In demselben Momente regten sich zwei Paar Hände an entgegengesetzten Seiten der Sperrsitze und klatschte es auf den oberen Galerien. Geruhte der Hechtgraue seine Stimme zu gebrauchen, zeigte sich die Nachfolge mit gleicher Schnelligkeit. Machte dies auch den Oberclaqueur

nicht zu einer Autorität, welche das Urtheil und der Geschmack der Versammlung unbedingt anerkannten; waren auch er und seine Trabanten oft die alleinigen Klatscher und Rufer: — öfter fand ihr Beispiel Nachahmung, und nicht ein einziges Mal wurde das von ihnen gespendete Lob laut gemißbilligt. Ich glaube nicht zu irren daß kaum zehn Stimmen außer den ihrigen nach dem dritten Aufzuge Frederic Lemaitre in der Rolle des Antoine Simon riefen. Aber er kam. Und als nach dem vierten Akte ein vielleicht doppelt starker Ruf ohne die Claque das Erscheinen von Bignon in der Rolle des Frochard verlangte, kam Bignon nicht. Es ist so viel gegen das Bestehen einer Claque gesagt worden und braucht so wenig gesagt zu werden das Uebel des Instituts zu erweisen, daß man aufgehört hat dawider zu eifern und es ruhig gewähren läßt. *) Nur thun Fremde

*) Claque ist der ursprüngliche Name dieses, wenn Paris nicht allein eigenen, doch nirgends so öffentlich wirkenden Instituts. Die Mitglieder heißen Claqueurs, auch — weniger gebräuchlich — Romains. Ihre Thätigkeit wird bei einem neuen Stücke vom Verfasser oder gemeinschaftlich mit einzelnen Schauspielern, bei älteren Stücken von Letzteren oder gemeinschaftlich mit der Direktion in Sold genommen. Man geht von der Erfahrung aus daß eine kleine Nachhilfe viel helfen kann, unter den Zuschauern immer eine Menge sind, die mitklatschen, wenn geklatscht, und mitpochen, wenn gepocht wird. In allen jenen Fällen tritt die Claque als gegliedertes Corps auf, be-

den Parisern Unrecht, wenn sie in der Claque eine richterliche Gewalt sehen, mächtig genug ein Stück zu halten. Ich könnte mehr als eins nennen, welches trotz einer verstärkten Claque von der Bühne zurückgezogen werden mußte, nicht, weil die Zuschauer es auszischten, denn das thaten sie nicht, sondern weil die Journalkritik und das Publikum dawider waren und die Direktionen keine Lust hatten vor der Claque allein zu spielen. Auch sollten Fremde sich hüten ihren Geschmack den Parisern zur Richtschnur zu machen, diese zu schelten, weil sie beklatschen, was jene auspfeifen möchten, oder weil sie verwerfen was jenen gefällt. Ich habe mich und Andere gefragt, worin wohl für die Pariser der Reiz des „Vieux Caporal" liege. Aber ich und Andere sind mir die Lösung schuldig geblieben. Einige Pariser wunderten

stehend aus einem Anführer — dem Oberclaqueur —, dessen Gehilfen oder Lieutenants, und deren Mannschaft. Vor Anfang des Stücks bezeichnet der Chef seinen Lieutenants und bezeichnen diese ihren Untergebenen die Schauspieler, welche mit Beifall begrüßt und gerufen, sowie die Stellen, welche beklatscht werden sollen. Dann erfolgt die Vertheilung des Corps. Die Zuverlässigsten kommen als compakte Masse ins Parterre, die am besten Gekleideten in die Logen, auf die Sperrsitze und Galerie. Der Sold wird baar oder in Theaterbillets gezahlt. Ist ein Stück im Zuge, so läßt sich die Claque bisweilen durch Freunde vertreten. Außerdem dürfen der Chef und seine Lieutenants zur Verstärkung des Corps Bekannte einführen.

sich, wie man das fragen könne. „Que voulez-vous, Monsieur“, hieß es, „alle Welt spricht von dem Stücke, folglich will alle Welt es sehen“, — ein Folglich, welches die Antworter befriedigte und, obschon es den Kern der Frage unberührt ließ, doch wirklich den Nagel auf den Kopf traf. Weil alle Welt von dem Stücke sprach, wollte alle Welt es sehen. Was aber hatte das Stück in den Mund der Welt gebracht? — Niemand weiß das. Kein Zweifel daß es gut in Scene gesetzt war und vortrefflich zusammenging. Die zwei Hauptrollen des Simon und Frochard wurden meisterhaft gegeben; das kleine Mädchen war allerliebst; die übrigen Partien sind Staffage. Doch gehörte alles Lob dem Spiele, keins dem Stücke.

Dagegen erklärt schon der Titel: „Le Consulat et l'Empire“, woher die Zugkraft kam. Das Stück ist von F. Labrousse und Albert und Eigenthum des Théâtre Impérial du Cirque, wie dasselbe amtlich, oder Cirque Impérial, wie es im Volke heißt, nachdem es seinen ursprünglichen Namen Cirque Olympique und den von der Revolution 1848 ihm gegebenen des Cirque National in jenen verwandelt hat. *) Die zweimalige Vorstellung,

---

*) Im Auslande nennt man dieses Theater gewöhnlich „Franconi's Reitercircus.“ Es ist aber nicht vom berühmten Kunstreiter Franconi, sondern von dessen Söhnen gebaut worden, denen es auch gehört. Franconi, der Vater, errichtete

welche ich gesehen, war die erste und die neunundsechzigste, das Haus beide Male überfüllt. Wenn sich das, wie gesagt, schon aus dem Titel erklärt, welcher jeden echten Franzosen an eine Zeit des Ruhms, der Größe und der Oberherrlichkeit erinnert und durch diese Erinnerung sein Herz schneller pulsiren macht, so erklärt es sich ferner aus der Schaulust der Pariser und der ihr reichlich gebotenen Nahrung. Das Stück ist weder Trauer=

---

seine Reiterbühne unter dem Namen: „Théâtre de Franconi," auf dem Boulevart des Capucines, versetzte sie später nach den Straßen Mont-Thabor und Saint Honoré in das bei Besprechung der öffentlichen Vergnügungsorte als Salle Valentino erwähnte Lokal, und siedelte dann nach dem Faubourg du Temple über, von wo die Söhne in Folge einer Feuersbrunst, welche den Cirkus einäscherte, sich auf den Boulevart du Temple wendeten und hier den dermaligen Cirque Impérial gründeten. Das Gebäude, eine Rotunde, ist rings mit Säulen, Statüen und Bildhauerei geschmückt. Den Eingang an der dem Boulevart zugekehrten Vorderseite zieren zwei sich bäumende, je von einem kräftigen Manne gehaltene Rosse — Nachbildungen der Pferdegruppe von Marly an der Einfahrt in die elyseischen Felder vom Concordienplatze aus. Der Saal, bequem, reich und geschmackvoll, faßt ziemlich zweitausend Personen. Uebrigens haben die Vorstellungen schon seit lange ihren Charakter insofern geändert, als sie sich nicht mehr ausschließend im Gebiete der Kunstreiterei und Seiltänzerei bewegen, sondern auf das Feld der Pantomimen, Ballete und Mimodramen übergegangen sind, stets jedoch Pferde auf die Bühne bringen.

noch Lust- noch Schauspiel, sondern eine in fünf Hauptabtheilungen geschiedene Galerie oder Reihenfolge von zweiundzwanzig lebenden Bildern aus den Jahren 1799 bis 1806, mit Napoleon, dem Consul und Kaiser, stets im Vordergrunde. Keine Intrigue läuft als Faden durch, jede Scene ist ein selbständiges Ganze, und mag auch die Geschichte wider die Treue und Wahrheit einzelner Bilder Einspruch erheben, in ihrer Gesammtheit und mindestens in ihren Umrissen erzählen sie mehre der denkwürdigsten Begebenheiten jener Jahre, natürlich nur solche, denen man das Recht nicht bestreiten kann, der französischen Eitelkeit zu schmeicheln.

Das erste Bild versetzt in einen Saal auf der Straße de la Victoire. Die Auftretenden sind Bonaparte als erster Consul und seine beiden Kollegen. Von den Russen und Oesterreichern gedrängt, hatten die Franzosen Italien verloren. Die Gefahr begreifend, welche Frankreich drohte, war Bonaparte aus Egypten zurückgeeilt, hatte das Direktorium gestürzt, und berathet nun mit den zwei anderen Consuln die Mittel, Frankreich durch die Eroberung Italiens zu retten. Den Erfolg zeigt das zweite Bild in dem Feldlager von Dijon. Im dritten erreicht das nach Italien ziehende Heer den Fuß des großen Bernhard. Das vierte veranschaulicht die Mühen des Ueberganges. Das fünfte gibt eine Scene im Innern des Hospiz. Als sechstes erscheint das Thal von Aosta, aus welchem die Oesterreicher vertrieben werden. Das

siebente malt unterm Krachen der Geschütze die Erstürmung der Feste Divrée, das achte das lustige Soldatentreiben im piemontesischen Flecken Stradella. Dann wechselnder Kampf bis zum günstigen Ausgange für die Franzosen um das Dorf San Juliano als Vorwurf des neunten Bildes. Im zehnten Schlacht und Sieg bei Marengo. Das elfte versammelt die Bewohner Mailands zum festlichen Empfange der Sieger. Italien ist erobert, der Friede von Lüneville geschlossen, und das zwölfte Bild läßt Bonaparte zu Malmaison im häuslichen Kreise bei Josephinen weilen, weniger um auszuruhen, als um neue Kampfespläne zu entwerfen. Demgemäß führt das dreizehnte Bild an das Gestade von Boulogne, wo der Rastlose jetzt in bescheidener Brethütte die Nacht am Schreibtische verbringt, dann beim Grauen des Tags einen Streit seiner Soldateska schlichtet. Die Ueberwindlichkeit der Engländer beweist dem geschaarten Heere im vierzehnten Bilde das Versenken eines ihrer Linienschiffe durch ein französisches. Bis zur fünfzehnten Darstellung gibt es in Frankreich keine Republik mehr. Der lebenslängliche Consul ist Kaiser geworden. Als Solcher betritt er eines Morgens in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Marché des Innocents, diesen weiten, an dem in seiner Mitte sich erhebenden, von Jean Goujon und Pajou gemeiselten Brunnen — Fontaine des Innocents — erkennbaren Markt, den Sitz der „Dames de la Halle“, der welt-

bekannten Verkäuferinnen von Fischen und Gemüsen, von Obst und Blumen. *) Der Kaiser beobachtet einen Knaben, wie er an den Obsthändlerinnen entlang geht, ein Körbchen Erdbeeren kaufen will und, sooft er nach dem

*) Das französische „Halle“ ist das Geschlechtswort für „Marché“, Markt. Man bezeichnet damit in Paris mehre Märkte und unterscheidet sie durch den Zusatz des Gegenstandes, welcher daselbst ausschließend verkauft wird: — Halle aux cuirs — Leder- — Halle aux vins — Wein- — Halle aux draps — Tuch- — Halle aux blés — Getreidemarkt. Nur der Marché des Innocents heißt kurzweg La Halle, und erhält dadurch den Charakter des Marché par excellence. Er nimmt seit seiner Errichtung 1788 den Platz ein, auf welchem bis 1785 die Kirche und der Gottesacker „des Saints-Innocents“ sich befanden, und wird von den Straßen Saint-Denis, Aux Fers, de la Lingerie, und de la Ferronnerie begrenzt. Es gehört zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß aller Verkehr durch die Hände von Frauen geht, die Männer als Lastträger dienen. Und wie zum Beweise daß Jene es sind, welche hier herrschen und regieren, nennen sie sich „Dames de la Halle.“ Aber die Veränderungen, welche das Jahr 1813 dem Markte brachte, haben auch die Damen der Halle umgewandelt. Indem es ihnen die Schirme nahm, unter welchen sie so lange in freier Luft feil gehalten, und dafür Plätze in bedeckten Galerien gab, hat die Civilisation sich ihrer Sitten, ihrer Sprache und ihrer Tracht bemächtigt. Das Geschlecht der ehemaligen „Fischweiber“ ist ausgestorben. Denn sind auch die heutigen Dames de la Halle nicht die feinsten, so erinnern sie doch kaum an ihre Vorgängerinnen, die Megären und Cannibalinnen von 1789.

Preise gefragt, vor dem geforderten zurückschreckt. Der Kaiser redet ihn an; er soll ihm sagen was er mit den Erdbeeren wolle. „Zur Labung meiner kranken Mutter", antwortet der Knabe. Der Kaiser fragt weiter. Ein Körbchen Erdbeeren soll zehn Franken kosten, und der Knabe hat nur vier. Seine Mutter ist arm, sein Vater bei Marengo gefallen. Der Kaiser nimmt ein Körbchen Erdbeeren und gibt es dem Knaben. Der springt rasch damit fort. Der Kaiser blickt ihm nach. Plötzlich steht der Knabe still, dreht sich, läuft auf den Kaiser zu, bringt ihm den vergessenen Dank. Da bückt sich der Kaiser, hebt den Knaben empor und küßt ihn. Der Knabe umhalst den Kaiser; dann will er fort zu seiner Mutter, die ihn erwarte. Der Kaiser hält ihn. Er wolle noch Etwas in den Korb legen, sagt er, für die arme Frau, welche Marengo zur Wittwe gemacht. Er schiebt seine Börse unter die Erdbeeren. Mit flüchtigem Danke enteilt der Knabe. Jetzt verlangt die Obsthändlerin Bezahlung. Der Kaiser greift nach seiner Börse. Er vergaß daß er sie dem Knaben gegeben. Er durchfühlt seine Taschen, findet nirgends Geld und verspricht, binnen einer Stunde die schuldigen zehn Franken zu schicken. Aber die Dame de la Halle will davon Nichts hören, schilt den Kaiser, faßt ihn am Kragen, und schickt nach der Wache. Eine Patrouille kommt. Ihr Führer erkennt den Kaiser, hemmt den Schritt, will die Honneurs machen, liest aber im Auge des Kaisers den Befehl ihn

nicht zu verrathen. Die Obsthändlerin fordert Verhaftung. Der Sergeant sucht sie zu begütigen, die Freilassung des Kaisers zu vermitteln. Das erzürnt jene noch mehr. Sie droht dem Sergeant, und dieser ist im Begriff seine Pflicht zu thun, als ein Mann, der aus einiger Entfernung zugeschaut, auf einen Wink des Kaisers sich naht und der Obstverkäuferin ein Zehnfrankenstück behändigt. Der Mann ist Dúroc. Die Dame de la Halle sieht Beide verwundert an. Den Mantel zurückschlagend sagt der Kaiser: „C'est l'habit de l'Empereur", und entfernt sich. Jubelnd stürzt die Menge, außer sich die Obsthändlerin ihm nach, und in das schallende „Vive l'Empereur"! stimmte die Versammlung ein. *)

Das sechzehnte Bild gewährt die Ansicht des Pagenzimmers vorm kaiserlichen Gemache in den Tuilerien. Die Pagen belustigen sich mit Nachäffen der obersten Würdenträger und anderer Hofnotabilitäten, bis Einer, der es dem Kaiser „abgeguckt," wie er Tabak zu nehmen und mit auf dem Rücken gekreuzten Händen hin- und herzugehen pflegte, den großen Napoleon im Klei-

---

*) Ich weiß nicht ob das Dargestellte eine Thatsache aus Napoleon's Leben erzählt. Das aber ist Thatsache daß zu der Zeit, in welcher der Vorfall spielt, es guter Ton war des Morgens die Halle zu besuchen, mit einer der „Damen" anzubinden, sie zu reizen, und über den ganzen Markt sich verhöhnen zu lassen.

nen vorstellt. Während die jungen Leute ganz Auge und voll Lust sind, ist Napoleon eingetreten, sieht dem Treiben einige Minuten lächelnd zu, scheucht dann durch sein plötzliches Sichtbarwerden und einen bedeutsamen Wink die Pagen zur Thüre hinaus, und empfängt drei oder vier der nachgeäfften Personen. Drauf öffnet das siebzehnte Bild den Thronsaal und zeigt Napoleon und Josephine im Krönungsschmucke, umstanden von den Damen der Kaiserin und den Großen des Reichs. Aber wieder ist es der Feldherr, welcher im achtzehnten Bilde das Hotel der Invaliden besucht, um einen Veteran zur Feier seines hundertsten Geburtstags zu begrüßen, ihm das Ritterkreuz der Ehrenlegion auf die Brust befestigt und mit gezogenem Hute aus dem Saale folgt.

Wie beim ersten Male, als ich die Vorstellung zu Ende gesehen, so däuchte mich beim zweiten Male, daß es Gewinn gewesen wäre sie, wenn nicht schon mit dem siebzehnten, doch mit dem achtzehnten Bilde zu schließen. Die weitere Inhaltsangabe wird dies leicht erklären.

Das neunzehnte Bild siedelt die Zuschauer nach Preußen über, in das Schloß zu Potsdam. Königin Louise am Arme des Kaisers Alexander drängt ihren Gemahl zur Kriegserklärung an Frankreich. Alexander unterstützt sie durch Verheißung goldener Berge. Friedrich Wilhelm III. schwankt. Haugwitz soll entscheiden, und entscheidet gegen den Krieg. Da wird Marschall Lannes gemeldet. Er kommt als außerordentlicher Botschafter

Napoleon's, den König von Preußen zu fragen: ob er Krieg haben wolle oder Frieden? Er stellt die Frage so rundweg, so übermüthig, so siegsgewiß, daß der königliche Stolz Friedrich Wilhelm's sich empört, er sich aufrichtet und an Antwort Statt mit der von der Königin ihm früher vergeblich gereichten Feder das Kriegsmanifest gegen Frankreich unterzeichnet. Während man nun erwarten muß in den nächsten Bildern die Folgen zu erblicken, zeigt das zwanzigste Bild das französische Lager am Vorabende der Schlacht von Austerlitz, das einundzwanzigste die Erstürmung der Höhen von Pratzen, das zweiundzwanzigste die Schlacht und den Sieg von Austerlitz.

Wozu das? Weshalb eine Verwechselung des Jahres 1805 mit dem Jahre 1806, der Schlacht von Jena oder Friedland mit der von Austerlitz, zumal das zwanzigste Bild eine Wiederholung des zweiten, das einundzwanzigste eine Wiederholung des siebenten, das zweiundzwanzigste eine Wiederholung des zehnten war, und alle drei an Kraft und Wirkung gegen jene zurückstanden? Oder hätten die Herren Labrousse und Albert eine Ahnung gehabt von den Ereignissen und Preußens Politik 1854, und andeuten oder erinnern wollen, wie in ähnlichem Falle Napoleon I. gehandelt? ...

Während die französische Diplomatie den nahenden Ernst erwog, lachte Paris über eine Posse in Gestalt eines einaktigen Vaudeville: „Le mauvais Coucheur“,

von Lefranc, durch welches das Theater des Palais Royal Abend für Abend seinen Saal füllte. Der Träger der Titelrolle heißt Narzouf. Getäuscht von seiner ältesten Tochter, die nach ihrer Verheirathung ihrem Manne gefolgt ist, hat er mit der bürgerlichen Gesellschaft gebrochen und bewohnt ein einsam gelegenes Haus ohne andern Umgang als den seiner zweiten Tochter, der schönen Adenitza. Wo Niemand einzudringen vermag, dringt bekanntlich ein Weinreisender ein, hier der Commis-voyageur Joliclerc mit Proben von Madeira und Champagner. Narzouf weist ihm die Thüre, schiebt ihn hinaus, riegelt zu. Joliclerc kommt durchs Fenster herein. Narzouf faßt ihn, will ihn auf demselben Wege entfernen; da erscheint Adenitza. Den jungen Mann sehen und aufschreien, er das junge Mädchen sehen und ebenfalls aufschreien, ist Eins. Narzouf steht verblüfft. Zu Dem, daß die Beiden sich kennen, erfährt er daß vor einiger Zeit Joliclerc Adenitza das Leben gerettet hat. Sich bescheidend, den Retter seiner Tochter nicht zum Fenster hinauswerfen zu können, will er sich sogar dankbar erweisen. In Betracht daß Joliclerc Fünf vom Hundert Provision bezieht, kauft er ihm für fünfhundert Franken Madeira ab, facit fünfundzwanzig Franken Belohnung. Das genügt Joliclerr nicht. Er verlangt die Hand der Geretteten, deren Herz er schon besitze. Dieses Wort und jenes Begehren dünken Narzouf so unverschämt, daß er alles Dankes sich entbunden glaubt und

den Weinreisenden — zwar nicht zum Fenster, aber — zur Thüre hinauswirft, fest überzeugt ihn jetzt für immer los zu sein. Bald begreift er seinen Irrthum. Ein Zufall, wie Vaudeville-Dichter ihn stets zur Hand haben, bringt Joliclerc durch Erbschaft in den Besitz des von Narzouf bewohnten, ihm über Alles lieben Hauses. Das wissend dringt Joliclerc ein zweites Mal ein und ruft ihm zu: „Fort aus meinem Hause oder Eure Tochter!" — „Lieber den Tod," erwiedert Narzouf. — „Auch gut, versetzt jener; „wir schlagen uns und ich ersteche Euch." Das Duell beginnt. Narzouf treibt seinen Gegner an den Rand des Flusses, in dessen Nähe es stattfindet. Joliclerc gleitet aus und stürzt ins Wasser. Narzouf zieht ihn heraus. Beide erkennen sich für gleich starrköpfig und schließen Freundschaft auf Grund des Sprichworts: „Gleich und Gleich gesellt sich."

Ist es nun auch wahr daß die Hauptsumme des geklatschten und gehämmerten Beifalls auf Rechnung der Komiker Luguet und Pellerin kam, so ist es doch nicht minder wahr daß drei der besten Pariser Journale, „Gazette de France", „Pays", und „Siècle" diese — man sollte glauben — bouffonnerie sans rime ni raison als eine „pièce originale dans la forme et pleine de mots comiques" einstimmig rühmten. Also darf das Stück wohl ein Beitrag heißen zur Bezeichnung des dermaligen Standes der französischen Theaterliteratur und der Geschmacksrichtung eines großen Theils der Pariser Theatergänger.

Günstiger für Beides spricht die glänzende Aufnahme des fünfaktigen Drama: „Le Vicaire de Wakefield“, von Eugène Nus und Tisserant, mit welchem das Odeon seinen Besuchern die doppelte Freude eines Bühnengenusses und einer Jugenderinnerung gewährte. Denn die Basis ist natürlich der Roman von Oliver Goldsmith, und wer, der ihn gelesen — und wer hat das nicht? — kann die Gestalten vergessen, welche der Dichter an ihm vorübergeführt, und möchte sie nicht verlebendigt sehen? Auch thun die von den Bearbeitern für nöthig erachteten Veränderungen ihnen keinen Eintrag.

Schon die erste Scene versetzt in die friedliche Wohnung des würdigen Pastors. Die Familie ist zu einer wichtigen Berathung versammelt. Es handelt sich um die Verheirathung des ältesten Sohnes George mit Miß Arabella, der reichen Tochter des Herrn Wilmot, mehrjährigen Freundes des Vikars. Eine allerliebste Scene. Frau Primrose ist noch jung und hübsch, das Muster einer guten Hausfrau und Mutter, Alles von ihr fern gehalten, was sie bei Goldsmith zur Ursache der späteren Unfälle macht. Ebenso ist George besser als im Roman, dagegen wie dort Olivia schöner als Sophie, und Sophie verständiger als Olivia. Moses, der zweite Sohn, fehlt ebenfalls nicht — ein hübscher Jüngling voll Leben und Freimuth. Um einen Soldaten der Auspeitschung zu entziehen, hat er von einem Fremden, den er im Gasthause kennen gelernt, eine Guinee geborgt. Dieser

Fremde ist Burchell und das Darlehn die Veranlassung seines Eintritts in die Familie. Es offenbart sich sogleich daß er eine Hauptrolle zu spielen hat. Die Nachricht vom Vermögensverluste des Pastors und der deshalb erfolgte Rückgang des Heirathsplans schließen den ersten Akt.

Der zweite zeigt den Vikar als Landwirth in seiner Abhängigkeit vom Ritter Thornill, welcher in Abwesenheit seines Oheims, des Grundbesitzers, der als Philosoph, um die Menschen zu studiren, die Welt durchreist, dessen Gut bewohnt, Olivia mit dem Versprechen heimlicher Trauung bethört und sie entführt. Der Zuschauer braucht jedoch nicht zu bangen. Ein von Burchell hingeworfener Wink deutet an daß er den Ritter im Netze hat.

Der dritte Akt beschäftigt sich mit den Forschungen des Pastors nach Olivia, mit ihrer Rettung durch Moses im Momente, wo tiefes Wasser sie begraben soll, und ihrer Rückehr ins Vaterhaus.

Der vierte hat dem Pastor eben den Verführer seiner Tochter genannt, als dieser ihn auffordert ihn mit Miß Arabella zu trauen, worauf jener im Unmuthe den Ritter von der Schwelle treibt, und Letzterer aus Rache seine Verhaftung bewirkt.

So naht im fünften Aufzuge die Entwickelung, wie Burchell sich als Lord Thornill zu erkennen gibt, die Schande von Olivia nimmt, weil durch seine Vermitte-

lung die heimliche Trauung eine gesetzmäßige war, den Neffen zur Besserung nach Indien schickt, George und Arabella verbindet, und die verständige Sophie sich zur Gattin wählt.

Die skizzirten Abweichungen vom Romane stören um so weniger, je mehr sie dem Stücke nützen. Die Verfasser verbesserten das vorgefundene Gute und räumten bei Seite, was auf der Bühne den Gang der Begebenheiten hemmen und ihren Eindruck mindern mußte. Sie begriffen daß, um dem Drama Einheit zu geben, sie den Pastor zur Hauptperson machen und seine Gattin aus dem Vordergrunde ein Wenig in den Hintergrund schieben, deshalb aber ihren Charakter in der angedeuteten Maße verändern mußten. Der Kern des Drama beruht in der Art, wie der Pastor die ihn unerwartet und wiederholt treffenden Schicksalsschläge erträgt. Aus dem Zusammenstoße der zwei feindlichen Mächte, zwischen welchen er sich bewegt, geht die Moral des Stücks hervor: Uebles und Gutes, Unglück und Vorsehung, Letztere in der Person des Lord Thornill. Derselbe Grund, welcher die Einmischung des Lord in die Angelegenheiten des Pastors erfordert, verlangt daß die Quelle seiner Leiden in Dunkel gehüllt sei. Das konnte sie nicht, wenn seine Gattin blieb, wie der Roman sie schildert. War sie die Urheberin, so war die Veranlassung bekannt, und die Wirkung, welche das Unglück auf den Vikar ausübt, mußte an Interesse verlieren. Ebenso war

es nothwendig daß Thornill, der im Romane bald nach dem Anfange verschwindet und erst gegen den Schluß zur Entschürzung des Knotens wiederkommt, sich in jedem Akte zeigte. Denn weil er die Vorsehung ist, vertritt er nicht allein den der unerschütterlichen Tugend verheißenen Lohn, sondern bringt auch Trost und Hoffnung. Alles dies erkannte die Kritik lobend an.

Sehr verschieden durch Inhalt und Tendenz fand gleichwohl „Le Marbrier“, dreiaktiges Drama von Alexander Dúmas dem Aeltern, bei dem allerdings leichter zu befriedigenden Publikum des Vaudeville-Theaters nicht minder lang dauernden Beifall. Es scheint daß der vielschreibende Dichter den Grundgedanken einem kleinen, nicht ungünstig aufgenommenen Lustspiele der Frau von Girardin: „La Joie fait peur“, entlehnt, d. h. ihn umgekehrt, und dadurch noch besseres Glück zu machen gehofft hat. Nachdem nämlich Frau von Girardin den Schmerz einer Mutter gezeichnet, die ihren Sohn verloren zu haben glaubt, malt sie die äußerste Vorsicht, mit welcher dieselbe, um ihren Verstand nicht zu stören, vom Leben des Heißgeliebten benachrichtigt werden muß. Diesen Gedanken hat, wie gesagt, Dúmas umgedreht. Dort ist es ein Uebergang vom Schmerze zur Freude, bei ihm ein Uebergang von der Freude zum Schmerze. Dort fürchtet der Zuschauer die Folgen eines raschen Wechsels von Unglück und Glück, hier die eines ebenso raschen Wechsels entgegengesetzter Art. Der Beweis ist gegeben

daß beide Gemüthslagen, gut benutzt, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Clotilde, die blühende, sechzehnjährige Tochter einer sie anbetenden Mutter ist gestorben. Vergebens bemüht sich ihr Sohn Edmund die Trostlose aufzurichten, denn außer dem Schmerz um die Heimgegangene bangt ihr vor der Rückkehr des Gatten, welcher nach zehnjähriger Abwesenheit in Amerika, wo er den gesuchten Reichthum erworben, seine nahe Ankunft gemeldet hat und vor Allem sich sehnt seine Tochter, seinen Liebling zu umarmen. Mutter und Sohn beschließen eine Täuschung. Es gilt den ersten, Verderben drohenden Schlag abzuwenden. Gervais soll seine Tochter in einer armen, schönen, auch sechzehnjährigen und Clotilde heißenden Waise wiederfinden, soll die Täuschung erst erfahren, wenn Clotilde in seinem Herzen die Stelle der Gestorbenen eingenommen, und der Schmerz um Letztere blos noch die Farben einer süßen Wehmuth tragen kann. Die Täuschung gelingt. Gervais kommt, sieht, und ist glücklich. Aber Edmund liebt die vorgebliche Schwester mit mehr als Bruderliebe, und Gervais, das bemerkend, faßt einen fürchterlichen Verdacht. Sich Gewißheit zu verschaffen belauscht er die Liebenden, und je mehr jene steigt, desto finsterer, desto mürrischer, desto heftiger wird er gegen seine Frau, desto bitterer gegen seinen Sohn und Clotilde. Wie ein Alp beklemmt ihn sein Argwohn. Das Wort schwebt auf seiner Lippe. Noch hat

er es nicht ausgesprochen, als „Le Marbrier“, bei welchem seine Gattin im Anfange des Stücks ein Marmordenkmal für das Grab ihrer Tochter bestellt hat, ihm — die Rechnung überreicht. Das enthüllt die Täuschung, entlastet Gervais' Brust, verwandelt die Klage um den Tod seines Lieblings in Freude über die Nichtigkeit seines Argwohns, und hat natürlich die Vermählung Edmund's und Clotildens zur Folge.

Dûmas hat seinen Zweck erreicht. Sein Stück hat mehr Glück gemacht als das Lustspiel der Frau von Girardin. Es verdient auch den geernteten Beifall durch seine psychologische Wahrheit, durch die festgehaltenen Charaktere, durch Scenen voll Gefühl und Zartsinn. Nur ist das Mittel, zu welchem der Dichter gegriffen hat den Grundgedanken auszuführen, ein so grauenhaftes, daß er um solchen Preis vielleicht besser unausgeführt geblieben wäre.

Der sonderbare Titel: „La Bête du bon Dieu“, mochte wohl das Seinige thun, einem fünfaktigen Drama von Marc Fournier und Decourcelle für die Besucher des Theaters de la Porte Saint-Martin Anziehung zu geben; das Stück selbst aber hat sie ihm gesichert.

Der Schauplatz ist in der Bretagne, die erste Scene eine ländliche, romantische Gegend, im Hintergrunde ein steiler, von Bäumen beschatteter Fußsteig, der nach einem Abhange ausläuft, rechts die Wohnung des Vaters Bruno, eines ebenso reichen als pfiffigen Landmanns, des-

sen Moral in dem Satze besteht: „Wenn das Gewissen Nein und das Gesetz Ja sagt, so hat das Gewissen Unrecht". Er ist kurzweg, was man einen ehrlichen Spitzbuben nennt oder nennen kann, sein Ehrgeiz: Besitzer des Schlosses von Saveuse zu werden, welches dem tief verschuldeten Grafen Hektor und dessen Schwester Gabriele gehört. Während Vater Bruno in Betreff des Wegs zu seinem Ziele sich noch nicht entschieden hat, kommt ein Spitzbube andern Gepräges ihm einen zu zeigen, ein Herr von Marescot, Chevalier d' Industrie, welcher außer einem zügellosen Streben irgendwie sein Glück zu machen durchaus Nichts besitzt, nicht einmal den Namen, den er führt. Es ist ihm gelungen Hektor's Freundschaft und Gabrielens Liebe zu gewinnen; die mißlichen Vermögensumstände des Grafen sind ihm kein Geheimniß, diesem aber unbekannt was jener weiß, daß sein Oheim, ein unermeßlich reicher Admiral, ohne andere Erben als ihn und seine Schwester beim Schiffbruche den Tod gefunden hat. Jetzt handelt es sich für Marescot darum vorm Eintreffen der Nachricht Gabrielens Gatte zu werden. Also geht er zu Bruno, den er bereits durchschaut hat, mit ihm ein Trutz- und Schutzbündniß zu schließen.

Da nämlich dem Vater Bruno die Besorgung der einlaufenden Postbriefe obliegt, muß es ihm ein leichtes sein das Schreiben des Marineministers mit der betreffenden Todeskunde zu vernichten, oder wenigstens einige

Zeit zurückzuhalten. Nach kurzer Einleitung schlägt ihm Marescot das vor, stellt ihm dadurch die Erwerbung des Schlosses, das bereits zum öffentlichen Verkaufe steht, in nächste Aussicht und bietet ihm überdies seine Geldhilfe. Bruno's Gewissen sagt Ja, aber das Gesetz sagt Nein, denn das Gesetz hat dergleichen Pflichtwidrigkeit vorgesehen und scharf verpönt. Also sagt Bruno ebenfalls Nein, begreift jedoch daß einen Brief abhanden kommen lassen etwas ganz Anderes ist als ihn unterschlagen oder auch nur zurückhalten. Er lege das Schreiben auf den Tisch; Jemand stiehlt es; Jenes hat das Gesetz nicht verboten, wider Letzteres keine Vorsehung getroffen; der Erfolg ist derselbe und keine Strafe zu fürchten. Auf dieser Basis wird das Trutz- und Schutzbündniß geschlossen. Es leuchtet aber durch daß der ehrliche Spitzbube kein Vertrauen zu seinem spitzbübischen Verbündeten hat. Auch läßt er eine bald erscheinende Gelegenheit sich seiner zu entledigen nicht unbenutzt.

Aus dem fraglichen Schiffbruche haben zwei Personen sich gerettet, ein Matrose und der Prediger. Letzterer hat über den Tod des Admirals eine Urkunde abgefaßt und, weil im Begriffe nach Amerika zu segeln, sie dem Matrosen zum Ueberbringen an den Grafen Hektor behändigt. Als der Matrose im Schlosse ankommt, ist der Graf für mehre Tage abwesend. Statt zu warten, geht jener ihn aufzusuchen, kehrt, seinen Durst zu löschen, beim Vater Bruno ein und wird von diesem erst aus-

gefragt, dann ein Wenig benebelt, endlich zur Fortsetzung seines Wegs auf den Fußsteig gewiesen, der zum Abhange führt. Ohne Marescot dies zu sagen, benachrichtigt ihn Bruno von der Urkunde in den Händen des Matrosen. Hierdurch in seinem Plane geirrt entflieht Marescot. Er weiß daß Hektor die reiche Gabriele nicht dem armen Abenteurer zur Gattin geben wird, und fürchtet Hektor's Zorn, weil Gabriele — sich vergessen hat. Schon glaubt Bruno am Ziele zu sein, als „La Bête du bon Dieu“ ihm entgegentritt.

La Bête du bon Dieu ist ein armer Jüngling, in dessen Kindesseele kein Arg wohnt. Gehänselt von allen Seiten wird er von der Tochter des Vater Bruno geliebt, von ihr, die allein sein edles Herz und sein kräftiges Gemüth erkennt. Aber Jean Remy erwidert nicht Perrinens verschwiegene Liebe. Seine Liebe gehört Gabrielen. Er hat Bruno's Plan errathen, will ihn durchkreuzen, will Hektor und Gabriele schützen. Er ist dem Matrosen gefolgt, und nach dessen Sturz in den Abgrund hat er sich des Dokuments bemächtigt. Perrine, die seine Liebe zu Gabrielen nicht ahnet, erzählt ihm Marescot's Flucht und daß Gabriele Mutter werden soll. Das schneidet ihm ins Herz; doch bleibt er seinem Vorsatze treu und thut noch mehr. Gabrielens Kind soll einen Namen haben. Er mittelt Marescot aus, bringt ihn zurück, bewirkt seine Trauung mit Gabrielen, lockt ihn dann in ein Zimmer, schließt die Thüren und for-

dert ihn zum Messerkampfe. Marescot fällt, Jean Remy verschwindet.

Welches auch in Deutschland das Urtheil über ein solches Stück sein möchte, den Besuchern des Theaters de la Porte Saint-Martin hat es monatelang gefallen, und die Journale rühmten einstimmig seinen Gang, seine Kraft, und seine Sprache.

Das vorletzte der zu einiger Bezeichnung des 1853 und 1854 sich erwiesenen Standes der französischen Theaterliteratur und der daraus hervorgehenden Geschmacksrichtung der Pariser ausgehobenen, weil von Letzteren bevorzugten Dramen heißt „Les Oiseaux de Proie.“ In fünf Akten, von Dennery, wandelte es über die Breter des Theaters de la Gaieté.

Der Dichter versetzt nach Bagneres inmitten der zu einer Berathung vereinigten „Raubvögel.“ Ihr, wenn auch nicht anerkannter, doch thatsächlicher Führer ist Chateau-Renard. Ein Zweiter nennt sich Vicomte von Armenonville, der im Duell seinen Gegner ebenso geschickt zu tödten wie am grünen Tische die Volte zu schlagen versteht. Ein Dritter, Maugiron, vertritt den Wucher und die Lüderlichkeit, ohne deshalb schmuzig zu sein. Er trägt lackirte Stiefeln, den feinsten Rock und gelbe Glacéhandschuhe, spielt nur an der Börse, leiht blos jungen reichen Leuten, und ist nie lüderlich ohne Zweck oder auf Kosten des Anstandes. Ihm zunächst erscheint ein Vierter in halb bürgerlicher, halb militärischer Klei-

dung mit Stern und Orden. Er will politischer Flüchtling und Baron sein, Capranica heißen und, Frankreich ausgenommen, in vieler Herren Ländern Güter besitzen. Ein Fünfter treibt das Gewerbe des Erbschleichers, und den Schluß macht eine niedliche Lorette.

Die Bande ist von Chateau-Renard berufen, welcher als Sekretär eines Notars Gelegenheit gehabt in Familiengeheimnisse einzudringen und auf Grund einiger derselben einen Plan entworfen hat, zu dessen Durchführung er der Hilfe seiner Genossen bedarf, die aber auch Alle davon Gewinn ziehen sollen. Der Plan kommt auf Folgendes hinaus.

Die Herzogin von Guerande hat vor ihrer Vermählung ihrem Cousin, von Clamarins, eine Tochter geboren, die Therese getauft, später entfernt worden ist und für verschollen gilt. Sie lebt jedoch, und nicht genug daß Chateau-Renard sie kennt, weiß er auch daß ihr Vater in seiner Sterbestunde sie anerkannt hat, sie folglich die Schwester seines Sohnes, des jungen Heinrich von Clamarins, und nach dessen Tode Erbin seiner acht Millionen ist. Diese Therese will Chateau-Renard heirathen, will von der Herzogin von Guerande erlangen daß sie ihre eheliche Tochter Helene seinem Freunde Armenonville vermähle, und fordert dafür von Letzterm daß er Heinrich von Clamarins im Zweikampf tödte.

Der Plan wird genehmigt, die Rollen werden vertheilt, die Belohnungen bestimmt, und bis zu Renard's

Verbindung mit Theresen geht Alles nach Wunsch. Dann geschieht das Gegentheil. Armenonville hat den jungen Heinrich beleidigt. Sie betreten den Kampfplatz. Heinrich's Sekundant ist Karl von Rennepont, dieser der brave Mann des Stücks und Armenonville's Bruder. Nachdem er Alles aufgeboten den Zweikampf zu verhindern und jeder Versuch an der Halsstarrigkeit seines Bruders gescheitert ist, verwanndelt er die Bitten in Drohung. George erbleicht und bebt. Gleichwohl besteht er auf den Kampf und wird verwundet. Chateau-Renard's letzte Hoffnung daß der Genesene den Kampf erneuen werde wird durch George vereitelt, der gepflegt von seinem Bruder und geliebkost von dessen Kindern zum Guten zurückkehrt. Heinrich vermählt sich mit Helenen, und der armen Therese bleibt beim Fallen des Vorhangs die Aussicht durch George's Degen von ihrem Gatten erlöst zu werden.

Was an der Fabel des Stücks zu tadeln ist, machte bei der Aufführung sich kaum bemerkbar, so geschickt griff Alles in einander, so rasch verlief die Handlung, so wirksam waren die meisten Scenen, so lebendig der Dialog, so vortrefflich das Spiel. Nach diesem Maßstabe muß der Beifall gemessen werden, welchen das Ganze gefuuden hat.

Obschon wesentlich unterschieden von den „Oiseaux de Proie“, ähnelt ihnen doch gewissermaßen das letzte Stück in vorliegender Schau: „Les Amours maudits“,

in fünf Aufzügen, von Ferdinand Dugué, mit welchem das Theater de l'Ambigu-Comique, auch blos de l'Ambigu, längere Zeit unterhielt, — ein Theater, dessen Leistungen sich im Kreise der des an der Porte Saint-Martin bewegen.

Zwei der Hauptpersonen sind Madame Julian und ihre Tochter Therese. Sie leben zurückgezogen in Malta unter dem Namen Darblay, und der Grund daß sie Malta zum Aufenthalte gewählt und ihren Namen verändert haben ist das Bedürfniß fern von dem Lande zu sein, wo eine von ihrem Sohn und Bruder verübte Fälschung und seine Verurtheilung zur Galeerenstrafe Schande über sie gebracht hat. Aber ihres Wohnungswechsels und Stilllebens ungeachtet weiß Dimitri sie zu finden, ein Elender, der Julian verführt hat, Therese zu lieben glaubt, und durch den Besitz des Geheimnisses der beiden Frauen die Hand der Tochter und die Einwilligung der Mutter zu erzwingen hofft, also eine Art „Raubvogel" wie Chateau-Renard. Inzwischen hat es sich gefügt daß Therese, ebenfalls trötz ihrer Zurückgezogenheit, von einem jungen Manne mit Vornamen Manuel erblickt und sofort geliebt, auch seine Liebe von ihr erwidert worden ist. Beide haben keinen Zweifel ihren Bund von Manuel's Vater gesegnet zu sehen, denn obwohl Herr von Villena ein vornehmer Mann und Millionen reich ist, gehört er ja zu den Liberalen des reinsten Wassers, spricht nur vom Unwerthe des Reich-

thums dem Verdienste gegenüber, und behauptet daß bei einer Heirath weder Stand noch Vermögen, sondern das Herz allein in Frage komme.

Während dieser Vorgänge erscheint Dimitri, erneuet seine Bewerbung und wird von Mutter und Tochter zurückgewiesen. Racheglühend veröffentlicht er in einer Abendgesellschaft ihr Geheimniß. Manuel fordert ihn, erhält einen Stich in die Brust, erfährt daß sein Vater, anders handelnd als redend, von seiner Verbindung mit Theresen Nichts hören will, wird durch die Geliebte vom Tode gerettet, und empfängt für die Treue, die er ihr schwört, den Vaterfluch. Daher der Titel: „Les Amours maudits“, und erst, nachdem Dimitri und Villena Alles gethan die Liebenden zu trennen oder zu beugen, und sie unwiederbringlich verloren scheinen, erschöpft sich der Vaterfluch, und gleicht Julian, dem wie Armenonville die Liebkosungen eines Kindes das Herz erweichen, durch seine Rückkehr zum Guten die Vergangenheit aus.

Neben dem Lobe, welches die Kritik der Gestaltung des Stücks und dessen Aufführung fast einstimmig zollte, hob die „Gazette de France“ noch besonders das Nachahmungswerthe der Grundidee hervor und berührte damit einen allerdings sehr wunden Fleck im Pariser Familienleben. „In einer Zeit wie die unserige“, sagte sie, „wo die über Alles gelockerten Familienbande einer Festigung bedürfen, kann es für unsere Bühne keinen mehr zu empfehlenden, weil keinen sittlichern und fruchtbarern

Gegenstand geben als Den, in hellen Farben zu zeigen daß das Glück oder Unglück der Kinder vom Segen oder Unsegen der Aeltern bedingt wird. Soll aber ein Sohn durch Bravheit, eine Tochter durch Sittsamkeit und Tugend um den Segen der Aeltern werben, so mögen diese mit guter Lehre und besserm Beispiele vorangehen!"

Ein Sachse kein Deutscher.

In den ersten Tagen des Juli an einem der wenigen durch und durch schönen Abende, welche der Sommer 1853 Paris vergönnte, ging ich aus der Barrière Courcelles rechts in der Richtung nach der Barrière Monceaux. Bekanntlich hat der weise Lavoisier, nebenbei einer der vierzig großen Finanzpächter unter Ludwig XVI., den mehr staatswirthschaftlichen als menschenfreundlichen Einfall gehabt, die damalige Schutzmauer des Stadtzolls, des Octroi, ein weites Stück hinaus bis ans Ende der dichtbevölkerten, von der fraglichen Steuer freien Vorstädte zu rücken, umschließt jetzt diese Mauer, welche die Vorstädte dem Octroi unterwarf und dadurch dessen Ertrag verfünffachte, Paris in einer Ausdehnung von über sechs Wegstunden, und wird dieselbe von fünfundfünfzig Oeffnungen, den sogenannten Barrièren, unterbrochen, an denen die steuerpflichtigen Gegenstände, Getränke aller Art, auch Weintrauben, Oel und Essig, Heu, Stroh und Getreide, Fleisch, Brenn- und Baumaterial bei ihrer Einführung vernommen werden. Eine breite Fahrstraße, meist zu beiden Seiten mit glatten Fußwegen gesäumt und überall mit Bäumen bepflanzt,

umgürtet die Mauer und bildet durch die ihr gegenüber stehenden Häuser, welche, selten vereinzelt, bald in ein Dorf wie Courcelles, bald in eine volkreiche Stadt wie Batignolles ausgehen, die äußeren Boulevarts.

Die Strecke von der Barrière Courcelles nach der Barrière Monceaux heißt Boulevart de Monceaux, hat zu ihrer Rechten die volle Länge des bei Besprechung der öffentlichen Vergnügungsorte erwähnten gleichnamigen Parks, und ist unstreitig eine der geräuschlosesten in der Umgrenzung von Paris. Die Ursache liegt einfach darin daß die Barrière Courcelles zur kleinen Zahl Derer gehört, welche unmittelbar ins Freie, auf offenes Land bringen, indem das an sie heranreichende Dörfchen Courcelles aus wenig mehr als zwei geraden, mit Feldern umgebenen Häuserreihen besteht. Läßt man das Dörfchen links und geht den Boulevart entlang, so kommt man auf dessen linker Seite an Gemüsegärten oder Ackerland, dann an Gebäude, die zusammenhängend oder nicht theils den Garten= und Feldbesitzern zur Wohnung, theils zu Kramläden aller Art und zu Schankwirthschaften dienen. Der gemeinsame, bisweilen angeschriebene Ausdruck für diese Gebäude ist Chaumière. Es wäre falsch sich darunter Strohhütten oder mindestens mit Stroh gedeckte Häuschen, es ist aber ganz richtig sich dieselben in der Mehrzahl als kleine, ärmliche Gebäude vorzustellen, die nur ein Erdgeschoß haben. Vielleicht weil ich an einem solchen vorübergegangen war, welches sich „Chaumière du

Père Giraud" nannte, Aufschrift und Abzeichen einer Weinschenke trug, und sich ebenso sehr durch ungewöhnliche Länge als durch Andeutungen vorherrschenden Schmuzes bemerkbar machte, fiel mir doppelt ein anderes auf, welches ebenfalls ein Weinschank, übrigens jedoch in seinem Aeußern wesentlich verschieden war. Bestand es auch gleich jenem aus einem Erdgeschosse, so schien dieses doch blos der vordere Theil eines anstoßenden einstöckigen Hauses zu sein, welches in sauberm strohgelbem Anstrich es überragte, und dessen spiegelblanke Scheiben und schneeweiße Vorhänge in dortiger Gegend zu den Seltenheiten gehörten. Statt der in zwei oder drei Stuben abgetheilten Länge der „Chaumière du Père Giraud" füllte das Schanklokal mit der Thür und einem Fenster auf jeder Seite seine ganze Breite. Blieb es ferner zweifelhaft ob die „Chaumière" je eine andere Farbe gehabt als ihre jetzige, und ob diese künstlich oder vom Staub der Straße aufgetragen worden sei, so hatte dagegen das kleine, schmale Erdgeschoß eine frische, dunkelgrüne Farbe, die Thür sammt Fensterrahmen eine braune, und keine der blinkenden Scheiben einen der vielen Sprünge, die ich an der „Chaumière" gesehen. Dann, wie blank waren die Messingknöpfe und das Messingschloß an der nach Außen zurückgeschlagenen Flügelthür, wie glänzte die zinnerne Platte des Ladentisches so silbern, wie funkelten, als wären sie vom reinsten Krystall, die darauf gereihten Gläser! Der Weinschank nannte sich: „A la

Grâce de Dieu." Es war nicht das erste Mal daß ich diese Worte über der Thür einer Weinschenke las; nur däuchte mich die Schrift hier schärfer und reinlicher. Ungeachtet alles dies gegen das Aeußere und zum Theil auch Innere der Schanklokale vor den Barrièren im Allgemeinen und der zwischen den Barrièren Courcelles und Monceaux insbesondere auffallend abstach, zeigte sich kein Unterschied der Weinpreise, besagte, wie überall, so hier eine große weiße 8 an dem einen, und eine große weiße 10 am andern Thürflügel daß der Litre acht oder zehn Sous koste. *) Gleichsam zur Vollendung des anmuthigen Bildes zierlicher Nettigkeit saß eine Frau mit Näherei zwischen der einen Thürhälfte und dem Fenster. Sie gab dem Bilde Leben und stand mit ihm in Einklang. Ihr schneeweißes, glatt gescheiteltes Haar unter hoher, fast spitz auslaufender Haube mit breiten, vom Nacken hervorstehenden Schleifen, Haube und Schleifen weiß und frisch, bezeichnete die Matrone. Gegen das schwarze Kleid hob sich der weiße Halskragen ab. Auch die Näh-

*) Der Litre oder die Einheit des Maßes zu flüssigen und trockenen Sachen macht nach altem Maße für jene ungefähr $1\frac{1}{20}$ Pariser Pinte, für diese $1\frac{1}{4}$ Litron oder den zwölften Theil eines Pariser Scheffels aus. Den halben Litre nennt man bei Flüssigkeiten Chopine — ein Anklang von Schoppen —, und eine Chopine füllt ziemlich sieben Achtel einer gewöhnlichen, nicht allzu schmächtigen Weinflasche.

terei war Weißzeug. Von dem auf die Arbeit niedergebeugten Gesichte konnte ich von der andern Seite des Boulevart, wo der überraschende Anblick mich festgehalten, nur das Spiegeln zweier Brillengläser sehen.

Ehe ich mir Rechenschaft gegeben, weshalb und wozu, hatte ich, wie von geheimen Kräften angezogen, die Fahrstraße gekreuzt, die Matrone gegrüßt und einen strohgeflochtenen Stuhl eingenommen, welcher nebst einem grünen Tischchen den freien Platz zwischen der zweiten Thürhälfte und dem andern Fenster besetzte. Sobald die Frau mich gefragt was ich begehre, und ich in erwachtem Bewußtsein um eine Chopine für fünf Sous gebeten — wobei das Wörtchen: Sous, ebenso gut weggelassen werden kann wie bei Chopine der Zusatz: Rothwein, — bog sie den Kopf in den Laden und rief mit heller, weicher Stimme: „Constance, une chopine pour cinq.“ Die Antwort einer ähnlichen, nur jüngern, frischern Stimme bewies daß der Befehl gehört worden sei und vollstreckt werden solle. Inzwischen hatte die Frau ihr bei Erwiderung meines Grusses abgehobenes silbernes Brillengestell unter die weißen Haare geschoben, die Brille zurecht gerückt und die niedergelegte Arbeit aufgenommen, mir aber trotz der Schnelligkeit, mit welcher alles dies geschehen, Zeit gelassen ihr Gesicht zu betrachten, und meine Physiognomik berechtigt, neben dem Ausdrucke unbedingten Wohlwollens einen Zug stillen Kummers zu erkennen.

Nicht lange so trat die unsichtbar gebliebene Constance aus dem Laden an meinen Tisch. Sie brachte die bestellte Chopine, nicht wie meist immer bei den kleinen Weinschenken vor der Barrière in einem irdenen, bald mehr oder weniger unappetitlichen Kruge, sondern in einer glänzenden Flasche von grünlichem Glase, dazu ein makelloses Kelchglas und — was ich an der Barrière nie ungefordert und gefordert nie so erhalten — eisiges Wasser in durchsichtiger Krystallcaraffe. Nach leichter Verbeugung ordnete sie das auf dem grünen Tischchen, holte eine Handarbeit, und stellte sich in die Thür auf die Seite der Matrone.

Meines Erachtens höchstens neunzehn Jahre alt war Constance in ihrem saubern Hauskleide mit dunkelfarbigem Schürzchen um die feine Taille zwar keine Schönheit, aber vom kastanienbraunen, gescheitelten und in Wellen an die Schläfe geschmiegten Haare bis zu den, wie mir schien, sorgsam beschuhten Füßchen, wenn nicht bereits Frau, ein hübsches, überaus schmuckes Mädchen. Ich glaubte es sei an mir und fühlte mich jedenfalls gestimmt, so nahe bei ihr und der muthmaßlichen Frau Wirthin ein Gespräch einzuleiten, und that es mittels einer an Letztere gerichteten Frage, welche unbedeutend genug war um kurz abgefertigt werden zu können, die gute Frau aber bewog, gleich als errathe sie meinen Wunsch oder achte es für Pflicht den Gast zu unterhalten, die Nähterei in den Schoß zu legen, die Brille abzu-

heben, und an ihre Antwort eine Frage zu knüpfen, welche das Gespräch ganz ungezwungen in Gang brachte. Bald erfuhr ich daß sie die Mutter des Hausherrn, der Weinschank nur ein Nebengeschäft und ihrer Obhut anvertraut, Constance ihres Sohnes Tochter, seine Frau gestorben, er sich nicht wieder verheirathet und die Enkelin noch Mädchen sei. Das führte zur Aeußerung meines Erstaunens daß von den hübschen jungen Männern, die es gewiß in der Nachbarschaft und ringsum gebe, keinem der Versuch geglückt das Herz und die Hand der Enkelin zu gewinnen. Constance, welche dem Gespräche mehr zugehört als sich daran betheiligt hatte, schlug bei diesen Worten die Augen nieder, die Großmutter aber, nachdem sie eine oder zwei Minuten geschwiegen, versetzte: „Sie sind nicht aus Paris, *) mein Herr?"

---

*) Hier sollte dies allerdings soviel heißen als: Sie sind kein Pariser? Es ist jedoch etwas mehr als Ausdrucks-Eigenthümlichkeit vor den Barrièren, daß die dasigen Einwohner von Paris sprechen, wie sie von Bordeaux, Marseille und jeder andern weit entlegenen Stadt sprechen würden, mit einem Worte, sich nicht als Angehörige oder wenigstens als Nachbarn einer Stadt betrachten, von welcher sie vielleicht nur einige Schritte entfernt leben. Während man also dort sich in Paris glaubt, wird man überrascht von Paris reden zu hören. „Wir können diese Handschuhe empfehlen", sagt der Krämer; „wir haben sie direkt aus Paris." Oder: „Wir führen den Artikel nicht; Sie bekommen ihn aber in Paris." — Ich forderte eines Tags bei

Weil der artige Pariser mit solcher Frage das Erkennen des Ausländers an seinem Französisch zu bemänteln pflegt, als ziehe er nicht in Zweifel daß jener Franzos, sondern halte es nur für möglich daß er nicht in Paris geboren sei, antwortete ich lächelnd: „Weder aus Paris noch aus Frankreich, Madame."

„Aus welchem Lande dann, mein Herr", fuhr die Matrone fort, „dafern meine Frage nicht unbescheiden ist?"

„Aus Deutschland, Madame."

„Aus Deutschland!" betonte die Großmutter und wechselte mit der Enkelin einen bedeutsamen Blick.

„Fällt Ihnen das auf, Madame, oder bin ich der erste Deutsche, den Sie sehen, mit welchem Sie sprechen?"

„Das nicht, aber" —. Und wieder suchte und fand die Großmutter das Auge der Enkelin. Darauf sagte sie freundlich-ernst: „Es braucht kein Geheimniß zu sein und ist noch weniger ein Verbrechen. Wir kennen einen Deutschen, Constance und ich, und er bewirbt sich um Constance."

---

einem Restaurant an der Barrière de l'Etoile grüne Bohnen. „Gibt es noch nicht", beschied der Kellner. — „Wie so, gibt es noch nicht?" versetzte ich; „seit vielen Wochen esse ich sie im Palais Royal." — „Ja, in Paris!" dehnte der Kellner, „da reift Alles viel früher!"

„Was ich sehr natürlich und von meinem Landsmanne sehr klug finde. Gestatten es die Verhältnisse und ist er ein braver Mann" —

„Sind nicht alle Deutsche brav und gut?" fiel Constance ein.

„Alle? — Nein. Möchten Sie behaupten daß alle Franzosen gut und brav sind?"

„Alle Franzosen? — Nein, nein; es gibt Viele, die es nicht sind; aber die Deutschen?"

„Ich danke Ihnen im Namen der Deutschen, Mademoiselle; nur fürchte ich, es ist in Deutschland wie in Frankreich; Viele sind gut und brav, Viele nicht. Aber", setzte ich hinzu, „mein Landsmann, der sich um Sie bewirbt, der ist gewiß sehr brav und sehr gut."

Constance schwieg.

„Wir hoffen und glauben es", sagte die Großmutter.

„Wenn er das ist", fuhr ich fort, „und die Verhältnisse erlauben es, und Mademoiselle Constance ist ihm ein Wenig, ein ganz klein Wenig gut, so gibt es wohl nächstens Hochzeit?"

„Mein Sohn will nicht", antwortete die Großmutter, und der Ton ihrer Stimme bezeugte daß ihr das leid sei.

„Wenn Ihr Herr Sohn nicht will", bemerkte ich, „so weiß er wahrscheinlich auch und sagt Ihnen, warum."

„O, es ist nicht nöthig daß er das sagt; wir wissen es recht gut, Constance und ich. Er hat keinen andern

Grund als weil — verzeihen Sie, mein Herr, es ist aber einmal so; er mag — er mag die Deutschen nicht."

„Gesteh' es dem Herrn rund heraus, Großmutter", nahm Constance das Wort; „mein Vater haßt die Deutschen. Wie oft hat er uns gesagt, er hasse Nichts so sehr wie die Deutschen!"

„Das bedauere ich aufrichtig, und um so mehr, weil ich annehmen muß daß ihm dazu Veranlassung gegeben worden ist."

„Das wohl, wenigstens einigermaßen", entschuldigte die Großmutter; „indessen hat das Nichts mit der Werbung um seine Tochter zu thun, sollte ihn nicht abhalten diese glücklich zu machen."

„Ihr Herr Sohn", unterbrach ich eine eingetretene Pause, „haßt die Deutschen im Allgemeinen. Daß sein Grund dazu ihn, wie Sie sagten, nicht hindern solle in die Verbindung seiner Tochter mit einem Deutschen zu willigen, scheint zu beweisen daß jener Grund nicht von dem Freier ausgeht, daß er gegen diesen eben nur einzuwenden hat daß er ein Deutscher ist?"

„Nichts, weiter durchaus Nichts", versicherte Constance.

„Und dieser Deutsche, aus welchem Theile von Deutschland stammt er denn?"

„Aus welchem Theile? Wie meinen Sie das, mein Herr? Er hat mir blos gesagt, er sei aus Deutschland."

„Hat er Ihnen vielleicht die Stadt oder den Ort

genannt, wo er geboren worden, oder wo er in Deutschland gelebt hat, ehe er nach Frankreich, nach Paris gekommen ist?"

„Gibt es in Deutschland — kennen Sie in Deutschland eine Stadt, mein Herr, welche Dresden heißt?" fragte Constance zögernd.

„Allerdings; und ich kenne Dresden. Ist das seine Geburtsstadt?"

„So hat er mir gesagt", bejahte Constance.

„Nun, mein Gott", rief ich, „dann ist alle Noth zu Ende, dann ist er ja kein Deutscher, sondern ein Sachse."

Enkelin und Großmutter sahen mich hell an.

„Zweifeln Sie nicht", wiederholte ich; „wenn der Mann, welchen Mademoiselle Constance um Vieles weniger zu hassen scheint als ihr Herr Vater, in Dresden geboren wurde, so ist er kein Deutscher, sondern ein Sachse."

„Aber er hat mir doch gesagt", warf Constance ein, „Dresden liege in Deutschland."

„Gewissermaßen ist das wahr, doch kaum zur Hälfte. Dresden liegt im Königreiche Sachsen, dessen Hauptstadt es ist, und das Königreich Sachsen liegt in Deutschland, ungefähr wie Frankreich in Europa. Weil nun Sachsen in Deutschland und Dresden in Sachsen liegt, so liegt freilich Dresden auch in Deutschland, zuerst aber und

unmittelbar, wie Sie sehen, nicht in Deutschland, sondern in Sachsen."

„Und die Menschen, die in Sachsen wohnen?" fragte das Mädchen.

„Wie die heißen, wollen Sie wissen? — Die heißen, was sie sind, — Sachsen."

„Nicht Deutsche?"

„Gott bewahre! Man könnte sagen, sie gehören zum deutschen Volke; aber sie heißen nicht Deutsche, sie heißen Sachsen."

„Und welche Sprache reden die Sachsen?"

„Die deutsche."

„Ach! ich dachte es wohl", seufzte Constance und sah mich mit umflorten Augen an; „ich dachte es wohl daß Sie Ihren Scherz mit uns trieben. Das ist nicht hübsch von Ihnen, mein Herr."

„Und warum dachten, warum denken Sie das, Mademoiselle?"

„Weil die Sachsen deutsch sprechen", glühte das Mädchen auf. „Wenn sie deutsch sprechen, müssen sie doch Deutsche sein!"

„Glauben Sie das nicht, Mademoiselle", begütigte ich. „Es gibt eine große Menge Menschen, die deutsch sprechen, deren Muttersprache die deutsche ist, und die doch weder Deutsche sind noch Deutsche heißen wollen. Nicht wahr, die Pariser sprechen französisch, und die Marseiller sprechen französisch? Deshalb sind aber die

Marseiller keine Pariser, und die Pariser keine Marseiller. Genau so verhält es sich mit den Sachsen und den Deutschen. Die Deutschen sprechen deutsch und die Sachsen sprechen deutsch. Deshalb sind aber die Deutschen keine Sachsen, und die Sachsen keine Deutschen. O", unterbrach ich mich hoch erfreut, daß ich für meine löcherige Dialektik ein Deckpflästerchen in der Tasche hatte, „Geduld einen Augenblick, meine Damen, und ich zeige Ihnen Schwarz auf Weiß in französischer Sprache, wie sehr ich Recht habe daß die Sachsen weder Deutsche heißen noch Deutsche sind. Hier ist der heutige Moniteur, und Sie wissen, was im Moniteur steht, das ist zuverlässig wahr. Hier stehen also die Zahlen der während des verflossenen Monats Juni in Paris angekommenen Fremden. *) Die „de l'intérieur" kümmern uns nicht; es sind jedoch „22,068 voyageurs, 12,099 artisans, 251 étudiants, 1,640 fonctionnaires, 813 militaires, 3,503 négociants, 3,762 propriétaires." Nun aber die „de l'extérieur." Da lesen Sie: „1 Africain, 301 Allemands, 660 Américains, 2,143 Anglais, 79 Autrichiens, 65 Badois, 99 Bavarois, 720 Belges, 4 Bohémiens, 16 Brésiliens, 37 Danois, 48 Ecossais, 3 Egyptiens, 269 Espagnols, 21 Grecs, 3 Haïtiens, 23 Hanovriens, 166 Hollandais, 19 Hongrois, 65 Irlandais, 274 Italiens, 24

*) Auf Grund der „Statistique Parisienne du Mois de Juin 1853."

Napolitains, 8 Norwégiens, 56 Piémontais, 59 Polonais, 30 Portugais, 298 Prussiens, 163 Russes, 53 Sardes, 169 Savoisiens, 56 Saxons, 44 Suédois, 345 Suisses, 41 Turcs, 55 Wurtembergeois." *) Bemerken Sie also wohl, meine Damen. Nach den 301 Deutschen finden Sie 79 Oesterreicher, 65 Badener, 99 Baiern, 23 Hannoveraner, 298 Preußen, 55 Würtemberger und zwischeninne auch 56 Sachsen. Diese Oesterreicher, Badener, Baiern, Hannoveraner, Preußen und Würtem-

---

*) Den Anhalt zu diesen Ziffern gewähren die an die Polizei gelangenden Hauszettel. Da jeder Ausländer sich unter beliebiger Nationalität einzeichnen kann, auch in Paris die Pässe nicht abgeliefert und Aufenthaltskarten nicht ertheilt werden, folglich der Polizei das Mittel fehlt die Nationalitäts-Angaben zu überwachen, so führt sie in ihren Listen die Ausländer auf, wie sie dieselben in den Hauszetteln aufgeführt findet. Daher unter obigen Ziffern „301 Allemands, 79 Autrichiens, 65 Badois", u. s. w. Die „Allemands" waren mithin Solche, die ohne Nennung ihres Volksstammes sich als Deutsche eingetragen hatten.

Es wäre vielleicht der Mühe werth die monatlichen Zahlenlisten der nach Paris gekommenen Angehörigen aller deutschen Staaten zusammen zu stellen, um daraus zu erkennen, in welchem Verhältnisse Diejenigen, die ihre Nationalität angeben, zu Denen stehen, welche sie verschweigen. Ob dieses Verhältniß darthun, oder nur andeuten könnte, wie Viele weder Badener noch Baiern, weder Preußen noch Sachsen, sondern Deutsche sein wollten, böte Stoff zu anderweiter Untersuchung.

berger sprechen, wie die Sachsen, insgesammt deutsch. Nennt sie aber der Moniteur Deutsche? Nein; er nennt sie Oesterreicher, Badener u. s. w. Und warum? Weil, ungeachtet sie deutsch sprechen, sie weder Deutsche sind noch Deutsche heißen. — Sind Sie jetzt wohl überzeugt, Mademoiselle, oder zweifeln Sie noch daß, wenn der Mann, von welchem wir sprechen, in Dresden geboren worden, er kein Deutscher, sondern ein Sachse ist?"

Zu meiner innigen Befriedigung erklärte nicht allein Constance, sondern auch die Großmutter sich für überzeugt. Der Entschluß, dem Sohn und Vater die glückliche Entdeckung mitzutheilen, ließ nicht auf sich warten, und die Folgen, welche dies unfehlbar haben müsse, glänzten so hell in Beider Augen, daß ich mich doppelt verpflichtet fühlte sie um Annahme meines Moniteur zu bitten als bestgeeigneten Mittels ihr Gedächtniß zu unterstützen und etwaige Einwendungen zu widerlegen. Nachdem ich die Weigerung, das Blatt unentgeltlich zu empfangen, mit leichter Mühe besiegt hatte, empfahl ich noch der Großmutter und Enkelin, dem Sohn und Vater zu bemerken daß seit lange zwischen Frankreich und Sachsen die freundschaftlichsten Beziehungen stattgefunden, daß in den Tagen des großen Napoleon Sachsen sein treuester Bundesgenosse gewesen, noch zu ihm gestanden sei, als Preußen, Baiern und Andere von ihm abgefallen, daß in der neuesten Zeit der König von Sachsen Napoleon III. seinen schönen Hausorden verliehen und der

Kaiser denselben bei jedem Hoffeste trage, es mithin für die Unterthanen beider Staaten eine Art Schuldigkeit sei sich zu achten und zu lieben, und ganz gewiß Pflicht für einen braven Franzosen, seine Tochter einem braven Sachsen zur Frau zu geben. Großmutter und Enkelin wollten meinen Rath befolgen, und möglich daß, als ich mich zum Fortgehen anschickte, ihre gemeinsame Bitte: „das Wiederkommen nicht zu vergessen", zumal sie an solchen Orten ungewöhnlich ist, ebenso ehrlich gemeint war, als sie herzlich klang.

Meine Wanderung nach der Barrière Monceaux auf der Seite des dunkelgrünen Erdgeschosses fortsetzend kam ich bald an ein schmales Haus, welches denselben dunkelgrünen Anstrich, ebenfalls braune Fensterrahmen und Thüre, aber ein Stockwerk und an schwarz polirter, geradeaus gestreckter Eisenstange ein Gewerbszeichen hängen hatte, wie ich es in und um Paris noch nicht gesehen, und das mir unwillkührlich den Schritt hemmte, so lebhaft erinnerte es mich an eine kleine, mir liebe deutsche Stadt. Zwar zierlicher als dort auf dem schwarz gefirnißten, gegen das Haus befestigten Brete, hier auf weiß lackirter, goldgeränderter Blechtafel, war es doch hier und dort dasselbe Gewerbszeichen, derselbe prächtig roth gemalte ungarische Husarenstiefel mit goldener Einfassung und Quaste. Der Abend spendete Licht genug die Aehnlichkeit zu erkennen und über dem Stiefel in schwarzen Buchstaben den Namen „Bessel" zu lesen.

Der Name könnte deutsch sein, dachte ich; vielleicht hieß Der, der sich so nennt, in Deutschland Besser und hat der französischen Zunge zu Gefallen sein hartes r in ein weiches l verwandelt. Drauf das Haus betrachtend las ich über der Thür und den zwei Fenstern des Erdgeschosses: „Bessel. Fabricant de Chaussures. Deutscher Schuhmacher." *) Jetzt gewahrte ich auch daß mein Ste=

---

*) In den Straßen von Paris — einigen seiner schönsten, Rue du Faubourg St. Honoré, Ru eSt. Honoré, Rue de la Paix, und Rue de Rivoli —, wo die Engländer meist wohnen und verkehren, sind englische Aufschriften sehr häufig, allein noch häufiger sowohl hier als längs der Boulevarts und in den „Passagen" die auf die Glasthüren und Scheiben der „Boutiquen" in Gold geschriebenen Worte: „English spoken." Mit deutschen Aufschriften ist man karger. Ich kenne in der That nur drei, welche jedoch das Verdienst haben charakteristisch zu sein. Eine befindet sich in der Rue du Faubourg Poissonnière dem Thore der Infanterie=Caserne gegenüber auf dem Glas der Thüre eines Bäckerladens, und lautet in goldenen Buchstaben: „Deutsche Kuchenbäckerei." Die zweite zeigt sich ebenfalls in goldener Schrift auf dem Glas der Thüre eines Bäckerladens, eines stattlichern als jener, in der Rue Vivienne unweit der Börse, und läßt den Worten: „Deutsche Kuchenbäckerei", den verführerischen Nachsatz folgen: „Schwarzbrod mit oder ohne Kümmel." Die dritte erblickt man über und neben der Thüre einer Bierstube in der Rue des Martyrs. Sie heißt kurzweg: „Bierbrauerei." Oefter erscheinen die Worte: „Hier spricht man deutsch." Nur halten die deutschen Auf=

henbleiben, mein Betrachten des Schildes und des Hauses, und mein Lesen der Aufschrift von Jemand bemerkt wor=

---

schriften nicht immer Wort. Die deutsche Kuchenbäckerei in der Rue du Faubourg Poissonnière hat keinen Vorrath von deutschem Kuchen; sie bäckt ihn blos auf Bestellung. Ihre Concurrentin in der Rue Vivienne thut desgleichen, und Fragen nach Schwarzbrod mit oder ohne Kümmel fertigt sie nicht selten mit dem Bescheide ab: es gibt keins. Wo es heißt: hier spricht man deutsch, ist es wiederholt geschehen daß die Person, welche angeblich deutsch spricht, wenn sie es sprechen sollte, abwesend war, und dann wird vorausgesetzt, man spreche französisch. Da indessen sämmtliche Aufschriften wegen ihres Zwecks, zum Eintreten und Kaufen zu veranlassen, unter den Begriff der Spekulation fallen, erwähne ich daß der Spekulationsgeist der Pariser Gewerbtreibenden sich in dieser Richtung sehr langsam bewegt und namentlich hinter der ihrer Londoner Genossen weit zurückbleibt. Man lege die gelesenste Pariser Zeitung neben die am wenigsten gelesene Londoner, zähle in Beiden die Verkaufsanerbietungen, und wird in Letzterer ein beträchtliches Mehr finden. Eine Nummer der „Times" enthält regelmäßig eine größere Zahl Avertissements als eine Nummer der gesammten Pariser Journalistik. Man gehe in London eine Seite der Oxfordstraße hinab, die andere zurück, nehme jeden Zettel, der in die Hand geschoben oder dargeboten wird, stecke ihn ein, und man muß weite und tiefe Taschen haben, um alle diese Einladungen, zu kaufen und zu schauen, sich von Zahnschmerz oder anderen Uebeln zu befreien, herbergen zu können. Ich bin oft die Boulevarts entlang gegangen, von „la Madeleine" bis „Beaumarchais", eine Seite hin, die andere zurück, und wäre

den war, dem Schild, Haus und Aufschrift nicht gleichgiltig zu sein schienen. Gegen die nach Innen geöffnete Thür des alle Zubehörungen eines Schuhmacherladens zeigenden Erdgeschosses saß ein Mann mit breitem, vollem, unverkennbar deutschem Gesichte, ein schwarzsammet-

---

ich Irländer, würde ich sagen, der einzige Zettel, der mir in die Hand geschoben worden ist, war die Gebrauchsanweisung eines Fleckausmachers, welche er mich lesen ließ und, weil ich Nichts kaufte, wieder an sich nahm, und das geschah nicht auf den Boulevarts, sondern am Quai de la Megisserie. Man beugt aus der Oxfordstraße in die Regentstraße und begegnet Karren, die voll mit Ankündigungen bedeckt sind, und Männern, die sie auf Brust und Rücken und um den Hut tragen. Das Einzige, was Dem meines Wissens in Paris gleicht, sind zwei kleine Jungen, welche in weißen Höschen, buntfarbigen Jäckchen und Federn auf den Mützen, bisweilen ein Mann voran mit einer Trompete, die ich ihn nie habe blasen hören, Sonntags, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends auf kleinen Pferden über die Boulevarts und durch etliche Straßen reiten, um mittels des auf ihre Jäckchen gestickten Wortes: Hippodrome, zu verstehen zu geben daß an genannten Tagen im Hippodrome vor der Barrière de l'Etoile von drei bis halb sechs Uhr Reitervorstellungen zu sehen sind. Endlich die „Petites Affiches.“ Wie so wahrhaft „klein“, kurz und schmal, und wie ihrer so Wenige den Massen ellenlanger und ellenbreiter, grüner und rother, weißer und blauer Ankündigungen gegenüber, welche in London jeden zugänglichen Bretverschlag, jede erreichbare Wand, jedes, wenn auch kaum halbfertige Gerüste bedecken!

nes Mützchen auf dem Kopfe, unter welchem dunkles, leicht gelocktes Haar hervordrängte, ein hübscher, kräftiger Mann von etwa dreißig Jahren mit frischen Wangen und einem Stutzbärtchen, in der bescheidenen Tracht eines arbeitenden Schuhmachers. Ich trat an das Schaufenster, hinter welchem Schuhe und Stiefeln standen, welche sich allerdings für die Bewohner dieser Gegend besser eignen mochten als für den Pariser Salon, deshalb aber auch um Vieles wohlfeiler und gewiß nicht minder nützlich waren. Länger konnte der Mann an der Thüre mich nicht ansehen und schweigen. *) Er stand

*) Daß die deutschen Arbeiter, welchem Volksstamme und welcher Klasse der Industriellen, der Handwerker und Handlanger sie auch angehören, gern plaudern, ist in Deutschland bekannt. Recht auffallend machte sich diese Gewohnheit in London bei den Vorrüstungen zur Ausstellung bemerkbar. Wo ausschließend Engländer arbeiteten, da wurde ausschließend gearbeitet, selten ein anderes Wort gewechselt als welches die Arbeit erheischte, und dieses mit äußerster Ersparniß von Silben. Auch in der französischen Abtheilung, welche fast nur Franzosen beschäftigte, waren die Hände thätiger als die Zungen. Wo dagegen ausschließend oder in der Mehrzahl Deutsche arbeiteten, wie in der österreichischen Abtheilung und bei einigen Staaten des Zollvereins, da feierten die Zungen nie, meinten die Engländer, wenn die deutschen Arbeiter nicht Sprechens halber nach London gekommen wären, so ließen sie doch häufiger die Hände als die Zungen ruhen, und konnte auch nicht geläugnet werden daß in der Regel Ein englischer Arbeiter mehr förderte als Zwei

auf, nahm sein Mützchen ab und fragte französisch, wie mir seine Waare gefalle? „Recht gut, lieber Meister", antwortete ich deutsch.

Es ist etwas Eigenes um das deutsche Gemüth und den deutschen Vaterlandssinn. Man möchte wirklich glauben daß auch der Deutsche ein Vaterland habe und es in seiner Brust trage, so sehr rufen, wo er immer sei, die Laute seiner Muttersprache ihm die Vergangenheit zurück. Mag das Vaterland ihn mißhandelt, ihn von

---

deutsche. Hatte es mich nun dort im Krystallpalaste gewundert daß die Deutschen selbst die Franzosen an Plauderhaftigkeit übertrafen, so wunderte mich hier in Paris die verhältnißmäßige Schweigsamkeit der Letzteren um Nichts weniger. Meiner Wohnung gegenüber wurde ein großes Haus abgetragen und neu gebaut. Das dauerte fünf oder sechs Monate und bot mir Gelegenheit Hunderte von Arbeitern zu beobachten. Abgesehen daß sie musterhaft fleißig waren, Tabak weder rauchten noch schnupften, folglich mit Hervorlangen, Oeffnen, Herumreichen, Schließen und Einstecken der Dosen, mit dem wichtigen Akte des Schnupfens, mit Ausklopfen, Reinigen, Stopfen und Anzünden der Pfeifen, sowie mit dem Rauchen selbst keine Zeit verloren, schienen sie nie ein Wort zu verschwenden und waren im Ganzen so wenig sprechlustig, daß sie auch in den Feierstunden nach eingenommenem Mahle das Schlafen dem Sprechen vorzogen. Nebenbei ist es ferner wohl erwähnenswerth daß, wie ich in Pariser und Londoner Irrenhäusern gehört, deutsche daselbst untergebrachte Arbeiter, gleichviel welches ihre fixe Idee sei, sich von allen Anderen durch Schwatzhaftigkeit unterscheiden.

sich gestoßen haben — er hört die Sprache, die dort geredet wird, und mit stiller Wehmuth gedenkt er seiner, sendet leise Seufzer auf die Tummelplätze seiner Jugend, und begrüßt freundlich Jeden, den ihm das Vaterland zum Bruder gab. Jahrhunderte und hohe Geschlechter haben viel Mühe aufgewendet dem Deutschen zu beweisen daß er einem Staate, nicht einem Volke angehöre, daß er Anderen die Freiheit erkämpfen, selbst nicht frei sein, daß er Andere besiegen und im eigenen Lande der Besiegte bleiben solle. Aber die Treue des deutschen Gemüths hat keine Mühe der Jahrhunderte und kein Streben der Geschlechter auszurotten vermocht. Ist sie im Vaterlande eingeschlummert, erwacht sie im Auslande mit verjüngter Kraft.

Es sind Jahrzehnte daß ich in Marseille und dort eines Abends im „Grand Café“ war. Da traten sechs Musikanten ein — ohne Zweifel Landsleute, Deutsche in Bergmannstracht. Als sie einige Zeit gespielt, nahm Einer ein altes Notenblatt und sammelte, was die Franzosen nicht allzu freigebig reichten, er von Jedem mit freundlichem Danke empfing. Wie er fast zuletzt an meinen Tisch kam, legte ich zu dem Kupfer auf dem Notenblatte ein Silberstück. Er sah erst das Silberstück, dann mich an, und statt mir zu danken schien sein Blick zu fragen, ob er jenes ganz behalten solle? Darauf hin sagte ich: „Nun freilich, Landsmann, ich will Nichts

heraus haben!" — „I, mein Gott und Herr Jesus!" rief der ehrliche Geiger; „ist der Herr ein Deutscher! Hab's gleich gedacht." — Dann erzählte er daß er und seine fünf Kameraden Würtemberger und durch die Schweiz herübergekommen wären, daß aber das Leben in Frankreich ihnen nicht gefalle, der Languedocer Wein ihnen zu schwer sei, und sie das französisch Sprechen sich nicht angewöhnen könnten. Dann winkte er die fünf Kameraden herbei, und als er, auf mich weisend, ihnen zugerufen: „Der Herr da ist deutsch!" gab mir Jeder die Hand, schüttelte die meinige, und wollte die Erzählung vollenden, welche jene angefangen, bis Drei mir gleichzeitig vertrauten daß Jeder bereits siebzig Franken erspart habe, und wie sie sich freuten, so reich in die Heimath zurückzukehren.

Nach dem Ausdrucke im Gesichte des Schuhmachers fehlte wenig so hätte er wie der ehrliche Geiger auf meine deutsche Rede erwidert: „I, mein Gott und Herr Jesus! ist der Herr ein Deutscher!" Aber Paris oder irgendeine bittere Erfahrung hatte ihn wohl gelehrt sein Gefühl zu beherrschen. Die aufgeblitzte Freude ging in ein Lächeln über, als er sagte: „Sie sind ein Deutscher, mein Herr? So seien Sie willkommen." Drauf bot er mir einen Stuhl in seinem Laden an, den einzigen außer Dem, auf welchem er gesessen, und nachdem er mich versichert daß ich nicht störe, da er eben Feierabend gemacht, und ich Platz genommen, wendete sich das Gespräch auf

Deutschland. Bald erwähnte der Meister daß er aus Dresden sei.

„Aus Dresden?" wiederholte ich; „geboren in Dresden?"

„Ja, ich bin ein geborener Dresdener. Wundert Sie das?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich Ja oder Nein sagen soll."

„Wie so, mein Herr?"

„Die Erklärung ist nicht schwer. An Ihrer Sprache erkenne ich den Dresdener. Folglich müßte ich Ihre Frage verneinen, müßte sagen, es wundert mich nicht. Aber wegen des Ja wird es darauf ankommen, ob Sie mit Mademoiselle Constance A la Grace de Dieu bekannt sind?"

Möglich daß ich bei diesen Worten dem jungen Manne tiefer in die Augen sah. Jedenfalls überraschten sie ihn nicht allein, sondern machten ihn auch erröthen.

„Ich mit Mademoiselle Constance?" stammelte er.

„Ganz recht, Sie mit Mademoiselle Constance", scherzte ich.

„Aber erlauben Sie, mein Herr", richtete der Schuhmacher sich auf, „was soll die Frage? Wie kommen Sie zu der Frage?"

„Das sollen Sie unverzüglich erfahren", antwortete ich ernsthaft, „sobald ich nur erst weiß, ob Sie mit Mademoiselle Constance A la Grâce de Dieu bekannt

sind; denn ist das nicht, so habe ich keinen Grund mich zu wundern daß Sie aus Dresden sind, und wir können Mademoiselle Constance ruhig bei Seite lassen."

„Nun ja, ja", betonte der Schuhmacher, „ich kenne Mademoiselle Constance, ich" —. Er stockte.

„Liebe sie, wollten Sie sagen? Geniren Sie sich nicht, Herr Bessel; Mademoiselle Constance thut Dasselbe, liebt Sie auch, liebt Sie bis zum Heirathen."

„Ich muß Sie wirklich bitten", versetzte Herr Bessel und zog eine Miene, als sei er im Stande und nahe daran bös zu werden.

„Ihnen zu vertrauen, woher ich das weiß? Das ist sehr einfach. Ich weiß es von Mademoiselle Constance auf dieselbe Manier, wie ich von Ihnen weiß daß Sie Mademoiselle Constance lieben, das heißt, Sie haben mir das Eine nicht, und Mademoiselle Constance hat mir das Andere nicht gesagt; Sie haben es sich abmerken lassen, und bei Letzterer habe ich es errathen."

„Errathen? Kennen Sie Mademoiselle Constance?"

„Ja, Mademoiselle Constance sowohl als deren Frau Großmutter, leider jedoch nur seit kaum einer Stunde."

„Und Sie wissen bereits —?"

„Was ich weiß. Beruhigen Sie sich, lieber Meister, und in zwei Minuten sind Sie im Klaren."

Jetzt erzählte ich dem Aufmerksamen wie ich die Bekanntschaft gemacht, und wie im Laufe des Gesprächs Erwähnung geschehen daß Mademoiselle Constance einen

Deutschen und der Deutsche sie liebe, von einer Verbindung aber wegen des Hasses des Vaters gegen alle Deutsche nicht die Rede sein könne. „Da mir nun Mademoiselle Constance nebenbei gesagt", fuhr ich fort, „daß erwähnter Deutscher das Licht der Welt in Dresden erblickt habe, und Sie mir nebenbei sagten daß Sie aus Dresden, ein geborener Dresdener seien, so brachte ich beide Aussagen erst mit einander, dann mit der Nachbarschaft in Zusammenhang, und errieth was jeder Andere errathen haben würde, daß Sie der fragliche Deutsche sind."

„Und der Haß des Vaters", athmete Meister Bessel auf, „hat man Ihnen mitgetheilt, woher der rührt?"

„Nein, war auch nicht nöthig. Nur Das bemerkte die Großmutter, daß nicht Sie die Veranlassung seien, der Haß ihres Sohnes allen Deutschen gelte."

„Können Sie sich etwas Unvernünftigeres denken?" rief der junge Mann.

„Als solchen Haß? — O ja. Aber nichts Ungerechteres; es kann nichts Ungerechteres geben als die deutsche Nation zu hassen, keineswegs weil Sie und ich Deutsche sind, sondern weil die gesammte deutsche Nation keinen Menschen haßt, weil sie alle Menschen liebt, sich von Allen Alles gefallen läßt. Inzwischen können Sie sich die Hände reiben, weil der Vater Ihrer Constance die gesammte deutsche Nation und nicht Sie allein haßt."

„Wenn er aber alle Deutsche haßt", warf Meister

Bessel ein, „so haßt er doch auch mich; und wenn er keinem Deutschen seine Tochter zur Frau geben will, so gibt er sie doch auch mir nicht. Also kommt das auf Eins hinaus, ist Maus wie Mutter."

„Nicht so hastig, lieber Meister; ich versichere Sie, es kommt nicht auf Eins hinaus, ist nicht Maus wie Mutter, und Sie können sich getrost die Hände reiben."

Meister Bessel sah mich mit offenem Munde an.

„Haßte der Vater Ihres Mädchens Sie", begann ich, „so möchte er die gesammte deutsche Nation lieben, das machte keinen Unterschied, er gäb' Ihnen doch seine Tochter nicht. Nun haßt er aber Sie, nicht weil Sie Sie, sondern weil Sie ein Deutscher sind; folglich" —

„Nun, folglich?"

„Folglich brauchen Sie blos kein Deutscher zu sein, um die Hand Ihres Mädchens zu erhalten."

„Ich kein Deutscher sein?" dehnte der gute Meister. „Aber das hängt ja nicht von mir ab. Wollte ich auch aufhören Deutscher zu sein und französischer Bürger werden, so bin ich noch nicht lange genug in Frankreich, um das zu können."

„Wäre auch ganz unnütz, lieber Herr Bessel. Weshalb Geld und Mühe aufwenden, um ferner nicht zu sein was Sie nicht sind und nie waren? Als geborener Dresdener sind und waren Sie von jeher Sachse, nicht Deutscher, Deutscher so wenig wie Preuße, Baier, Würtemberger oder wohl gar Hesse. Das sagt man Ihnen in

Deutschland auf jedem Polizeibüreau. Sie haben Ihr Vaterland verlassen; — gut, es war Ihr Wille. Behalten Sie nun Ihren deutschen Sinn; der ist überall Etwas werth; aber werfen Sie Ihr Deutschsein-Wollen von sich; Sie werden dadurch nirgends verlieren, und in gegenwärtigem Falle Das gewinnen, was Ihres Herzens Wunsch ist — Mademoiselle Constance."

„Wie soll ich das anfangen? Ich verstehe Sie nicht."

„Wenn Constancens Vater Sie fragt, was für ein Landsmann Sie sind, so antworten Sie: ein Sachse. Fragt er weiter: also sind Sie kein Deutscher? so antworten Sie: da ich ein Sachse bin, kann ich kein Deutscher sein. Ich dächte, die Aufgabe wäre federleicht, zumal die Antworten die reine Wahrheit sind. Oder haben Sie Constancens Vater je das Gegentheil versichert? Haben Sie den Sachsen verläugnet und den Deutschen geltend gemacht?"

„Nie", betheuerte der Schuhmacher.

„Desto besser. Dann steht überhaupt dahin, ob er Sie fragt, oder nicht seiner Mutter und Tochter unbedingten Glauben schenkt."

Neues Räthsel für Herrn Bessel, welches ich ihm mit wenigen Worten löste. Düster und nachdenkend hatte ich ihn getroffen; heiter sich die Hände reibend verließ ich ihn.

Die Rosenkönigin in Nanterre.

Zwei oder drei Wochen vorm 4. Juni 1854 that der Maire von Nanterre mittels großlesbarer Anschläge in und um Paris kund und zu wissen daß genannten Tags drei Uhr Nachmittags in dortiger Kirche „la Cérémonie du Couronnement d'une Rosière“ stattfinden werde und Eintrittskarten auf der Mairie zu haben seien. Also eine öffentliche Einladung zur Feier der Krönung eines Rosenmädchens, einer Rosenjungfrau, einer Rosenkönigin, drei in Deutschland übliche Worte für das französische Rosière, ohne daß ich gewiß bin, ob ihre Bedeutung und der Sinn des französischen allenthalben übereinstimmen. Die Rosière ist zwar ein Mädchen, soll Jungfrau sein, und wird durch einen Rosenkranz zur Königin gekrönt. Wie aber die Rose, mit deren Blättern Anakreon und Horaz, um in ihrem Dufte bei schwelgerischem Gelage doppelt zu schwelgen, Haar und Ruhekissen bestreuten, damals nicht das später gefundene Symbol der Jungfrau war, so hat auch das französische Fest der Rosière in seiner allgemeinen Beziehung wenig oder Nichts gemein mit manchem deutschen Rosenfeste, spielt

bei jenem die Rose eine untergeordnete Rolle, gehört der Kranz nicht der Schönsten, sondern der Besten —

„'La pomme à la plus belle', a dit l'antique adage;
Un plus heureux a dit: La rose à la plus sage;" *) —

scheint überhaupt der Kranz nur aus Rosen geflochten zu werden, weil keine andere Blume das Vorrecht beansprucht die Blume der Jungfrau zu heißen.

Dies und die Einzelnheiten der Festlichkeit zu erfahren, war nicht schwer. Jeder Pariser, jede Pariserin kennt sie, denn gibt es auch in der Umgegend blos noch Einen Ort, das von der Notre=Dame=Kirche zwei Stunden entfernte Dorf Surènes, wo eine solche Feier jährlich begangen wird, so liegt doch für Alle in dem Worte Rosière ein eigenthümlicher Reiz, um mindestens sich erzählen zu lassen, was man nicht sehen kann. Fragte ich aber weiter nach dem Ursprunge, nach der Geschichte dieser Feste, die sich auch in anderen Theilen Frankreichs finden, so blieb mir die Wahl, mich mit der Abfertigung zu begnügen daß es deren von jeher gegeben habe, auf

---

*) „Les Fastes", von Lemierre, mit den vorangehenden Zeilen:

„Reine de nos jardins, rose aux vives couleurs,
Sois fière désormais d'être le prix des moeurs,
Et de voir éclater tes beautés printanières
Sur le front ingénu des modestes bergères;
Sois plus flattée encore de servir en nos jours
De couronne aux Vertus que de lit aux Amours."

andere Mittel zur Abhilfe meiner Unwissenheit zu verzichten, oder sie nach Möglichkeit aufzusuchen. Ich entschied mich um so eher für Letzteres, je weniger ich zweifelte daß eine Sitte wie diese, in welcher meines Bedünkens, von allem Uebrigen abgesehen, so viel Zartsinn und Poesie sich vereinige, von mehr als Einer Feder untersucht, besprochen, besungen sein müsse. Ich glaubte daher es werde nur einiger Schritte und einiger Worte bedürfen, um von dem Ersten Besten der vielen Antiquare, deren aufgelegte Schätze das linke Seineufer vom Quai d'Orsay bis zum Quai des Grands Augustins säumen, eins der gewünschten Bücher oder Büchelchen zu erhalten. Doch ging und fragte ich vergebens die lange Reihe hinab, erkundigte mich vergebens auf den Boulevarts, im Palais Royal und wo sonst der Buchhandel Altes und Neues feil bietet; Viele wunderten sich, nie von einem Werke oder Werkchen über die Rosières gehört zu haben; Alle beschieden mich daß sie keins besäßen. Mit geschwächtem Vertrauen, aber nicht ohne Hoffnung Das zu erlangen, an dessen Existenz zu zweifeln mir ein Zweifel an der Vollständigkeit der französischen Literatur geschienen hätte, wendete ich mich an die öffentlichen Bibliotheken, an die große kaiserliche, an die der Heiligen Geneviève, an die Bibliothèque Mazarine, selbst an die de l'Arsénal. Ueberall sahen die Conservateurs bei meiner Frage sinnend vor sich nieder, durchblätterten die Kataloge, forschten mit einem Eifer, welcher

ebenso sehr ihren guten Willen mir zu dienen, als ihr Verlangen bezeugen konnte sich selbst zu belehren, und endigten mit dem Geständnisse, nur einzelne Notizen auffinden zu können. Diese insgesammt kurzen Auslassungen fanden sich: Seite 44 des zweiten Theils der „Histoire des Environs de Paris, par Dulaure“ — Paris, 1825 —; Seite 330 des „Dictionnaire historique des Environs de Paris, par Duffy“ — Paris, 1825; unter dem Worte Rosières im „Dictionnaire de la Conversation et de la Lecture — Paris, 1838 —, und im zwanzigsten Bande der „Encyclopédie des Gens du Monde“ — Paris, 1844 —, und außer der Kürze dieser Notizen lautete im Wesentlichen eine wie die andere, war offenbar eine der andern nachgeschrieben. Was sie enthalten faßt sich in Folgendem zusammen.

Ueber die Veranlassung wie über die Zeit der ersten Krönung einer Rosière in Frankreich steht geschichtlich Nichts fest. Es ist nur Sage daß der Heilige Medardus während seines Aufenthaltes im Dorfe Salency bei Noyon im Jahre 535 seiner Schwester zum Zeichen der Anerkennung ihrer häuslichen Tugenden einen Blumenkranz aufs Haupt gedrückt und zu ihrem Gedächtnisse einen Tugendpreis gestiftet habe, welcher jährlich unter Hinzufügung eines Rosenkranzes einem jungen Mädchen des Dorfes überreicht werden sollte. Gewiß ist daß diese Festlichkeit in Salency durch Jahrhunderte geht, eine ähnliche nirgends ein höheres Alter nachzuweisen ver-

mag, vielmehr jede fast überall aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammt. Ein um letztere Zeit in Paris mit Beifall gegebenes Theaterstück: „La Rosière de Salency“, gegründet auf die erwähnte Tradition, weckte bei einigen großen Grundbesitzern den Gedanken, auf ihren Gütern, wo solche Feste früher bestanden, sie wieder einzuführen. Andere stifteten neue, und da sie insgesammt den Zweck hatten weibliche Tugend zu belohnen, bildeten sie eine Art Gegensatz wider die Lüderlichkeit des Hofs und wurden deshalb namentlich von Denen befördert, welche dadurch in deutlicher, und doch nicht Gefahr bringender Weise ihre Mißbilligung der Maitressenherrschaft ausdrücken wollten. In derselben Gesinnung und aus derselben Absicht dichtete der Marquis von Pezai — 1774 — seine „Rosière“, die von Gretry in Musik gesetzt den Impuls verstärkte. Man benutzte sogar Vorgänge am Hofe, um daran die Krönung einer Rosenkönigin zu knüpfen, mochte auch die anscheinende Huldigung mehr Bosheit als Loyalität bezeugen. Wenigstens wurde ein kleiner Spott darin gefunden daß ein Herr von Beaumont zur Feier der Geburt des Herzogs von Angouleme — den 6. August 1775 — auf seinem Gute Canon unweit Caen das Jahresfest einer Rosière anordnete. Jedenfalls wurde das Beispiel, besonders in der Normandie, vielfach nachgeahmt. Zu den zahllosen Dingen aber, welche die Revolution von 1789 vernichtete, gehörten auch jene Feste,

und erst während der letzten dreißig oder vierzig Jahre sind sie wieder theilweise ins Leben getreten. Vielleicht wäre das an allen Orten geschehen, wo man sie ehemals besaß, wenn nicht in der Zwischenzeit an den einen die Stiftungskapitale sich in Nichts aufgelöst, an anderen die Güter ihre Eigenthümer gewechselt hätten, so daß die Familien von heute keine Verbindlichkeit fühlen die Versprechungen der Familien von ehemals zu erfüllen. Zweierlei gilt jedoch für ganz Frankreich: einmal, daß keine Stadt, nur Dörfer oder Flecken dieses Fest je begangen haben; dann, daß der Rosenkranz nur der sichtbare Ausdruck des Tugendpreises, dessen eigentlicher Werth stets eine baare Geldsumme gewesen und noch ist. Daraus erklärt sich zugleich, warum bei der Zuerkennung allein Mädchen berücksichtigt werden dürfen, welche unter drückenden Verhältnissen ihren Pflichten treu geblieben sind. Die Wahl geschieht meist so, daß der Ortsgeistliche dem Maire und den Kirchvätern zwei oder drei, selten vier Mädchen vorschlägt, über deren größere oder geringere Würdigkeit jene sich zu vereinigen haben, sei es durch Abstimmung oder durchs Loos.

Als der 4. Juni gekommen war, konnte der strömende Regen, dieser ewige Störer der Pfingstfreuden, denn es war Pfingstsonntag, mich nicht abhalten den Weg nach Nanterre zu nehmen. Nanterre, im Arrondissement de Saint-Denis, ein hübscher Marktflecken mit nahe 3000 Einwohnern am Fuße des befestigten, Paris

überschauenden Mont Valérien, drei Wegstunden von der Notre-Dame-Kirche, ist sowohl durch eine vortreffliche Landstraße als durch die nach St. Germain führende Eisenbahn mit Paris verbunden. Statt der Tausende, welche bei günstigem Wetter dahin gegangen, gefahren und gedampft wären, ließen kaum Hunderte sich locken, und es war deshalb meinerseits unnöthige Vorsicht, eine Stunde vor Beginn der Feierlichkeit dort zu sein. Indessen brachte mir dies den Vortheil, den mit Ausgabe der Eintrittskarten beauftragten Sekretär des Herrn Maire unbeschäftigt und, nachdem er mir gegen Erlegung von 50 Centimen — vier Silbergroschen — eine Anweisung auf einen Sitzplatz im Chor behändigt, offenes Gehör für meine Frage nach der Entstehung des Festes zu finden. „Anlangend den Ursprung des Festes", begann der Gute, sich das glatte Kinn streichend, „so ist derselbe unzweifelhaft. Er beruht seit undenklicher Zeit auf einer Stiftung, deren Kapital vor vielen Jahren in den unglücklichen Tagen der großen Revolution verloren gegangen ist."

„Und der Name des Stifters, und die Veranlassung seiner Stiftung?" fragte ich.

„Darüber gibt unser Archiv die vollständigste Auskunft."

Ich bat sie mir mitzutheilen.

„Wie gern thät' ich das! Aber — es war längst mein Wunsch, mein Vorsatz, die betreffenden Akten einzusehen,

ich habe es nie ermöglichen können; man erliegt unter der Last der Geschäfte."

„Also können Sie meine Neugier nicht befriedigen, mir nicht sagen" —.

„Doch, doch. Wie ich bereits die Ehre gehabt Ihnen zu bemerken, ist das ursprüngliche Stiftungskapital nicht mehr vorhanden. Dagegen ist es unserm Herrn Maire oder — mich diplomatisch treu auszudrücken — dem Vater unsers Herrn Maire, welcher ebenfalls Maire war, Herrn Delahaye gelungen, einen Fonds zu ermitteln, der uns gestattet unserer Rosière jährlich ein Geschenk von 300 Franken zu verehren. Dasselbe erhöht sich auf 800 durch einen Beitrag von 500 Seiten der Stadt Paris, — eine Liberalität, welche wir den rastlosen Bemühungen des Herrn Delahaye zu danken haben. Außerdem veranstalten wir eine Sammlung, die stets hinreicht, eine kleine goldene Uhr mit goldener Kette beizufügen. Die wenigen Kosten, welche die Feierlichkeit verursacht, decken wir aus dem Erlös der Eintrittskarten. Uebrigens" —

Unglücklicherweise unterbrach der Eintritt mehrer Personen das Gespräch, und ich erfuhr blos noch daß es im Vorschlage sei eine Schrift über das Fest abzufassen und zu Gunsten des Fonds zu verkaufen.

Die Kirche, in welche ich mich nun begab, erhebt sich in keiner Hinsicht über das meist Unbedeutende, oder weicht von der gewöhnlichen Einrichtung der französischen Dorfkirchen ab. Das Schiff theilt sich in zwei fast gleich=

große, durch ein Gitter geschiedene Hälften, von denen die bevorzugte der Chor heißt. Die Hauptthür dem Altare gegenüber öffnet den Eingang in die untere Abtheilung mit Bänken rechts und links. In den Chor gelangt man durch eine Nebenthür, und die Bänke werden von Stühlen vertreten. Zu beiden Seiten des Hauptaltars befindet sich eine Nebenkapelle mit Altar und Beichtstuhl. Ebenso hatte die Ausschmückung Nichts voraus, beschränkte sich auf die üblichen Zierrathen, und war in den an den Wänden aufgehangenen Gemälden und Kupferstichen von höchster Bescheidenheit. Das einzige Eigenthümliche machte eine Plateform zwischen der Kanzel und einer der zwei Seitenkapellen. Sie sowie sechs oder acht zu den Chorstühlen herabsteigende Bankreihen waren roth drapirt mit goldenen Borden und Fransen. Mit Weiß und Blau beteppichte Stufen führten zu ihr hinauf, wo unter einem von zwei weißen Federbüschen flankirten Himmel aus rothem Zeuge ein Armstuhl zwischen zwei einfachen Stühlen und vor ihm eine Art Pult stand. Da hier der Akt der Krönung erfolgen sollte und von den der Plateform gegenüber aufgestellten zwanzig oder dreißig Stühlen einer mir angewiesen wurde, so rechtfertigte sich die Versicherung des Sekretärs, mir einen der besten Plätze gegeben zu haben.

Es war nach zwei Uhr als ich ihn einnahm, die Mehrzahl der Stühle bereits besetzt, und die untere Abtheilung der Kirche Kopf an Kopf gefüllt. Die Haupt-

thür wurde von zwei Nationalgardisten in vollem Waffenschmucke, der Gang von jener bis zu dem den Chor absperrenden Gitter von zwei Gendarmen in großer Uniform gehütet. Aber der Glanz der Nationalgardisten erbleichte und die Hoheit der Gendarmen demüthigte sich vor Monsieur le Bedeau, dem Kirchendiener, der gravitätisch auf und ab wandelte — ein hochgewachsener, breitschulteriger, wohlbeleibter Mann, den riesigen, dreieckigen Hut mit handbreiter Goldborde und weißundrothem Federbesatze quer und tief in die Stirn gedrückt; mit rothundsilbernem Bandelier, worin ein Galadegen hing, der Griff Silber und Perlenmutter, die Scheide schwarz, die Zwinge silbern; feinem braunen, breitschößigem Rocke, Kragen, Nähte und Kanten mit Silber gestickt; langer dunkelrothen, gleichmäßig verbrämter Weste; voller silbernen Epaulette auf der rechten, rothem, niederhängendem, mit Silber eingefaßtem Tuchstreif auf der linken Schulter; weitem brauntuchenen, silberbetreßtem Pantalon; blankgewichsten Stiefeln, schwarzledernen Handschuhen uud gewichtigem Stocke mit silberner Spitze, silbernem Knopfe und schwerer seidener Troddel. Obgleich die große Erscheinung in Nanterre nicht neu sein konnte, war sie doch für die gesammte zahlreiche Schuljugend Centralpunkt der Aufmerksamkeit, Gegenstand ihrer Bewunderung, war der Kirchendiener in ihren Augen der Held des Tags, er, der allein das Recht hatte und übte, bedeckten Hauptes zu sein und den Stock auf dem Steinpflaster rasseln

zu lassen, der Mann ihrer Ehrfurcht, vielleicht ihres Schreckens. Auch war er seiner Macht sich bewußt. Ein Junge hustete, mag sein, unnöthig laut. Der Gewaltige blickte ihn an, und der Junge vergaß seinen Husten. Ein Mädchen plauderte und kicherte; das Auge unter der gerunzelten Stirn traf das ihrige. Sie erröthete, verstummte, und duckte sich. Nur fürchte ich daß ein kleines Ereigniß dem Manne geschadet, die Ehrerbietung der Jugend auf einige Zeit gemindert hat. Er war ein Menschenkenner, jener Dorfschulmeister, welcher Friedrich dem Großen sagte daß, wenn seine Jungen glauben könnten es gäbe im Staate Einen über ihm, er allen Respekt verlieren würde.

Zwischen der Plateform und unseren Stühlen befand sich eine breterne, viereckige Erhöhung, ein Tritt mit einem Musikpulte. Schlag drei Uhr nahmen drei Männer und sechs Knaben ihn in Besitz. Zwei der Ersteren trugen über weißen Gewändern steifbrokatene Ornate aus Roth und Gelb und Gold, die sechs Knaben kleine rothe Mützen, weiße Ueberwürfe und rothe Schärpen, der dritte, mit einer Posaune bewaffnete Mann eine weiße Tunika. Die Steifbrokatenen stellten sich vor das Pult, auf welchem ein dicker, in Schweinsleder gebundener Foliant mit eisernen Spangen lag; der Posaunenträger stellte sich zwischen sie; die Knaben setzten sich zu ihren Füßen. Die beiden Männer stimmten nach Inhalt des Folianten einen Gesang an, welchen die Orgel, die Posaune und die Kna-

ben begleiteten, das heißt, die Knaben quikten, die Posaune brummte, und die Orgel brauste oder zischte — das Ganze ein ohrenzerreißendes Geheul. Nachdem dies zu gewiß keinseitiger Ergötzlichkeit eine halbe Stunde gedauert hatte, schien selbst der am knappen schwarzen Leibrock erkenntliche Pfarrer, ein junger, rascher Mann, der sich viel bewegte, auf das vollständigste befriedigt zu sein. Sobald er dies den Sängern angedeutet und selbige demgemäß sammt dem Posaunenvirtuosen und den sechs Knaben den Schauplatz ihrer Leistungen geräumt hatten, befahl er dem Kirchendiener, den Folianten, das Pult und den Tritt zu entfernen. Schon der kategorische Befehl von der einen und der unverweigerte Gehorsam von der andern Seite blieb zum Nachtheil des Gewaltigen nicht unbemerkt. Zeigte es sich doch daß er „Einen über sich" hatte. Als er aber, vielleicht um die guten Sachen zu schonen, oder um, er der wohlbeleibte Mann, es sich bequemer zu machen, erst den Stock, dann die Handschuhe, dann den Degen, dann das Bandelier, dann den Rock, dann die Weste, zuletzt den Hut abgelegt, Stock, Handschuhe, Degen, Bandelier, Rock und Weste auf zwei oder drei Stühlen ausgebreitet, und wie zum Beweise daß ihm hier Alles erlaubt sei den Hut, das oberste Zeichen seiner Würde, auf dem Hauptaltare vor die Monstranz hingestellt, der Pfarrer dies sehend ihn beim Hemdenärmel faßte, seinen Arm merkbar schüttelte und einige starke Worte hören ließ, darauf er, der Gescholtene, mit sicht-

lich verbissenem Grimme den Hut vom Altare riß und heftig auf den Rock warf: — da hätte er einen hustenden Jungen noch so herrisch anblicken, gegen ein kicherndes Mädchen die Stirn noch so finster runzeln können, ich zweifle daß der Junge nicht doppelt laut gehustet, das Mädchen nicht doppelt ungebührlich fortgekichert hätte.

Auf dem geleerten Raume bildeten zwölf Männer einen Kreis. Ihre schwarze Kleidung und weißen Cravaten, das Notenblatt in der Hand jedes Einzelnen und einige versuchte Rouladen bezeichneten die Sänger. Ohne jedoch gesungen zu haben gingen sie aus einander und ließen den Raum frei, als das Läuten der Glocken und fernher schallende Militärmusik um vier Uhr das Nahen der Rosière verkündeten. Sie kam inmitten der Nationalgarde von Nanterre. Vor der Kirchthüre wurde Halt gemacht, das Gewehr präsentirt, die Fahne gesenkt, der Zug geordnet. Dann trat er ein, voran zwei Zimmerleute in üblichem Kostüm, hohen Bärmützen, schwarzen Bärten, blinkenden Aexten und weißen Schurzfellen; hinter ihnen zwei Tamboure, die so kräftig ihre Trommeln rührten, daß die Scheiben klirrten; darauf ein hoch getragenes silbernes Krucifix; diesem nach die zwei Ortsgeistlichen in vollem Ornate; jetzt die Rosière, zu ihrer Rechten ein Kirchenvorsteher in schwarzem Frack mit breitem rothen Band von der Schulter bis zur Hüfte, zu ihrer Linken der Kirchendiener in aller Pracht seiner wiedererlangten Herrlichkeit; weiter vier kleine Mädchen,

weiß gekleidet und Kränze von weißen Rosenknospen im Haar — liebliche Kinder —; hinter ihnen der Magistrat, fünf Köpfe stark; zum Schluß ungefähr zwanzig Mädchen in weißen Gewändern mit blauen Schärpen, und weißen Mützen mit blauen Schleifen, geführt von einer zierlich gekleideten Frau, der Gattin des Maire, und der Rosière des vorigen Jahres in weißer, spitz zulaufender Haube, deren untern Rand ein Kranz von weißen Rosen umgab. An den früher erwähnten, mit Weiß und Blau beteppichten Stufen wendeten sich die zwei Letztgenannten vom Zuge ab, erstiegen, von ihrer Schar gefolgt, die Plateform, und nahmen, die Frau des Maire den Armstuhl, die Rosière den Stuhl zu ihrer Linken ein; die Uebrigen reihten sich auf den Bänken.

Beim Altar angelangt stellten sich die Zimmerleute an dessen Ecken auf, die Trommler unterhalb der Stufe; der Träger des Krucifix schwenkte links in die Seitenkapelle; die zwei Geistlichen traten vor den Altar; der Kirchenvorsteher und der Magistrat ließen sich auf den ihnen vorbehaltenen Stühlen nieder; Monsieur le Bedeau postirte sich hinter seinen Obern; die Königin des Festes, knapp in Weiß mit weißer, einfachen Mütze, sank vor einem, quer vorm Altare befindlichen, roth drapirten Betpulte in die Kniee und stützte die Stirn auf die gefalteten Hände; die vier kleinen Mädchen blieben Zwei und Zwei neben ihr. Nun rückten die zwölf Sänger aufs Neue in einen Kreis zusammen und führten unter Orgelbegleitung

eine den Zweck des Tages feiernde Cantate in einer Weise auf, welche jeder billigen Erwartung genügen mußte. Als sie geendet hatten, bestieg der Pfarrer die Kanzel und las eine Rede, welche voll gewöhnlicher Gemeinplätze, kalt und gedehnt, erst spät auf die Rosière überging, von ihr wenig mehr sagte, als daß sie Marie Amalie Vidault heiße und wegen ihrer häuslichen Verdienste den Preis erhalten habe, dagegen der Gattin des Maire in süßester Sprache dafür dankte daß sie von ihrer Bescheidenheit sich nicht habe abhalten lassen ein zweites Mal den Akt der Krönung zu vollziehen. Von der Kanzel begab sich der Redner zu der noch knieenden Jungfrau, die so tief und ernst in sich versunken war, daß er sie wiederholt, mir schien, zuletzt sogar unsanft an der Schulter berührte, ehe sie die Stirn von den gefalteten Händen und sich vom Betpulte erhob, um, unterstützt vom Kirchendiener und gefolgt von den vier kleinen Mädchen, bleich und zitternd, die Augen zu Boden geheftet, die Stufen der Plateform hinauf zu schwanken. Sichtbar alle Kräfte sammelnd verbeugte sie sich vor der Gemahlin des Maire, welche sie stehend empfing, ihr mit einigen Worten eine goldene Kette um den Hals schlang, die kleine daran befestigte goldene Uhr in den Gürtel schob, aus der Hand des Kirchendieners den weißen Rosenkranz nahm, welchen dieser von der Haube der vorjährigen Rosière abgelöst, ihn der ein Knie vor ihr Beugenden aufsetzte, ihr beide Wangen küßte und den Stuhl zur

Rechten anwies. Nach dessen Erfolg hielt der Pfarrer die Messe ab und schloß die Feierlichkeit mit einem Vortrage, welcher ohne diesfallsige Bezugnahme zwei oder drei kirchliche Angelegenheiten betraf. Dann unter Vortritt der Zimmerleute und der Tamboure verließen die Rosière und der Zug in der Ordnung, wie sie gekommen, die Kirche, und wurde Erstere mit klingendem Spiele in ihre Wohnung geleitet.

Wer aber war sie, und was hatte ihr den Tugendpreis gewonnen?

Sie war die älteste, neunzehnjährige Tochter eines Tagarbeiters, welcher vor fünf Jahren bei seinem Tode Nichts hinterlassen als eine gliedergelähmte Wittwe und acht Kinder. Und ihre Mutter und ihre sieben Geschwister hatte bis zur Stunde Marie Amalie mit dem Ertrage ihrer Nadel ernährt, hatte sie gepflegt in Noth und Krankheit, hatte ihnen alle Freuden der Jugend und die Stunden der Ruhe geopfert, hatte für sie gelitten und gedarbt, gewacht und gearbeitet. Der Tugendpreis hatte Vieles auszugleichen, und doch schien der Blick und schienen die Thränen des armen bleichen Mädchens zu sagen daß er ihr mehr gebe, als sie verdient habe.

Cultus der Todten.

Seit ich in Paris bin, ist mancher Leichenzug an mir vorübergegangen, und ich habe mich an die Zeichen der Ehrerbietung gewöhnt, mit welchen der Reichste wie der Aermste auf seinem Wege zum Friedhofe von Klein und Groß, von Vornehm und Gering gegrüßt wird. Aber ich erinnere mich meines Erstaunens, meiner Ueberraschung, als ich zum ersten Male einem Todtenwagen begegnete, schwarz behangen, mit schwarzen Federbüschen und schwarz verhüllten Pferden, und fast Jeden, der ihn erblickte, ob er ging, ritt, oder fuhr, das Haupt entblößen sah. Ich weiß es gibt in Deutschland, besonders in den Ländern katholischen Glaubens, Städte, wo dies ebenfalls, und es gibt dort vielleicht kein Dorf, wo es nicht Gebrauch ist. Während jedoch in den Städten die höheren Stände zum großen und die jungen Leute aller Stände zum größern Theile anfangen den Gebrauch zu unterlassen, zieht in Paris der Bettelknabe seine Mütze, lüftet der Kaiser seinen Hut, und ist jener Mann, welcher den seinigen nicht berührt, muthmaßlich ein Fremder, ein Ausländer, unstreitig kein Pariser. Ich mag die Sitte wohl leiden. Sie ebenet in meinen Augen viele

Unebenheiten des Lebens, ist ein schweigendes Anerkenntniß daß der Tod alle Scheidewände vernichtet, uns Alle neben einander bettet, den Reichen neben den Armen, den Hohen neben den Niedrigen. Niemand fragt wer es ist, den zwei, vier, oder sechs Pferde zur letzten Ruhestätte bringen; wer es ist, der auf dem mehr oder weniger geschmückten Wagen zwischen „sechs Bretern und zwei Bretchen" schläft; wer es ist, dem eine lange Reihe Wagen oder ein kleines Häufchen Leidtragender folgt. Alle grüßen den Todten, den Heimgehenden. Er ist der Erde entrückt, ist unantastbar, steht über ihnen. Vor ihm beugt und entblößt sich das Haupt der Zurückbleibenden, und leise begleiten ihn Gebete daß, wenn die Erde ihn gedrückt, sie ihm nun leicht sein möge. Die Sitte mag bei Vielen zur Gewohnheit geworden, die Huldigung oft eine gedankenlose, das Gebet ein gelerntes sein; doch drängt sich wohl auch Manchem der Gedanke an seine letzte Stunde und in ihm der Wunsch, und mit dem Wunsche sich der Vorsatz auf, jener Huldigung und jenes Gebets nicht unwürdig zu scheiden.

Was mich überraschte, das war: diese schöne, ernste, feierliche Sitte in Paris heimisch zu finden, in Paris, der verrufenen Stadt des Leichtsinns und der Spötterei, des Unglaubens und der Entweihung. Als ich aber später die Begräbnißplätze besuchte, nicht Ein Mal, sondern viele Male, mußte ich mir wiederholt gestehen daß wenigstens hinsichtlich ihrer Todten die Pariser nicht den

Vorwurf des Leichtsinns und der Spötterei, des Unglaubens und der Entweihung verdienen.

Der ehemals weit verbreitete Uebelstand, die Todten im Innern der Kirchen und auf den sie umgebenden Plätzen, den sogenannten Kirchhöfen, zu begraben, war Paris nicht fremd. Von allen Seiten eiferten Stimmen dagegen, und unter den Federn, welche für die Sache der öffentlichen Wohlfahrt schrieben, war Voltaire's Feder keine der stumpfesten. Paris bedurfte aber einer Revolution, um die eifernden Stimmen gehört, die selbstredenden Gründe beachtet, sich von einem Uebel befreit zu sehen, welches die Stadt verpestete und Hunderte ihrer Bewohner vorzeitig wegraffte. Von den wenigen Wohlthaten dieser ersten großen Revolution ist es für Paris die dankenswertheste, daß die „Assemblée constituante“ im Jahre 1790 alles Beerdigen innerhalb der Stadt verbot und es vor die Thore verwies, in dessen Folge die Kirchhöfe schloß, und außerhalb der Mauern drei „Felder der Ruhe“ zur Aufnahme der Todten bestimmte. Vierzehn Jahre später — 1804 — sah Napoleon sich veranlaßt die Begräbnißangelegenheiten anders zu ordnen, hob zwei jener drei Friedhöfe auf, ließ den dritten, den Cimetière de Montmartre, fortbestehen, und befahl die Anlegung von drei neuen, eines nach Osten, des Père Lachaise, und zweier nach Süden, Vaugirard, und Sainte Catherine. Als es im Jahre 1810 sich nöthig gemacht Letztern zu schließen, wurde dafür einer, ebenfalls

nach Süden, unter dem Namen Cimetière du Mont Parnasse geöffnet, nach dem Schließen des Vaugirard — 1824 — beträchtlich vergrößert und Cimetière du Sud genannt. Gleichzeitig verwandelte man die Namen Père Lachaise und Montmartre in Cimetière de l'Est und Cimetière du Nord. Von diesen drei fortwährend alleinigen Begräbnißplätzen ist je Einer für vier der zwölf „Arrondissements". Ihre neuen Namen haben beim Volke noch nicht Eingang gefunden.

Wie die Barrière du Mont Parnasse, vor welcher der südliche Friedhof liegt, so erhielt dieser seinen ersten klassischen Namen von einem Hügel. Es gab nämlich hier in der Blüthenzeit der Sorbonne eine kleine, zum Theil freie, zum Theil dünn bewachsene Anhöhe, welche, zumal sie nahe bei der Universität war, die schöngeistigen Studenten zum Vereinsplatze wählten, sich daselbst ihre dichterischen Ergüsse vorlasen, und sie deshalb ihren Parnassos nannten. Die seitdem verflossenen Jahrhunderte haben aus dem griechischen Parnassos den französischen Mont Parnasse gemacht. Der Hügel ist angebaut und eingeebnet, und wenn auch die Studenten nach wie vor sich dort versammeln, so geschieht es doch nicht im Dienste der Poesie, sondern um der Muse des Tanzes und der Göttin der Liebe zu huldigen. Zwischen der als öffentlicher Vergnügungsort erwähnten Grande Chaumière und einem vorstädtischen Schauspielsaale führt ein schmaler Fußsteig zum Friedhofe, der bis an die Chaussé du Maine

reicht, und wo die herüber schallenden Töne der Lust und Freude oft laut genug wären, die für immer Eingeschlafenen zu wecken.

Bei seiner Anlegung 1810 sollte dieser Friedhof ausschließend die in Herbergen oder unbekannt Gestorbenen und die Hingerichteten aufnehmen. Bei seiner Erweiterung 1824 wurde für Letztere ein besonderer Raum abgesperrt und er im Uebrigen den anderen Begräbnißplätzen gleich gestellt. In Zusammenhang mit jenem Umstande erklärt seine verhältnißmäßige Jugend, warum er die kleinste Zahl Gräber und darunter nur wenige hat, die im Allgemeinen geeignet sind Fremde anzulocken. Oder wird etwa noch der dort eingesargten „Patrioten von 1816" und der „Vier Sergeanten von Rochelle" gedacht, welche der bourbonischen Politik zum Opfer fielen? Mehr reizen vielleicht die Grabstätten von Malherbe, La Harpe, und Hégésippe Moreau, des armen unglücklichen Dichters, der in einem Krankenhause seine Feuerseele aushauchte. Als das fürchterliche Unglück auf der Versailler Eisenbahn des linken Seineufers am 8. Mai 1842 ganz Paris erschreckte und in halb Europa Tagesgespräch wurde, kamen Hunderte und Tausende zu dem Grabe, dem Einen, ungetheilten Grabe des Admirals Dumont d'Urville, seiner Gemahlin und seines Sohns, die in den Flammen ihren Tod gefunden. Jetzt fragt selten Jemand nach dem dreifachen Grabe, und das Denkmal, welches sich darüber erhebt, gibt ihm für Künstler und Kunstgeschmack keinen Werth.

Indem Paris und das Ausland den zweiten Friedhof statt den östlichen fortdauernd Père Lachaise nennen, ehren sie ohne Grund das Andenken eines Jesuiten, welcher 1624 zu Aix geboren François de la Chaise hieß, Beichtvater Ludwig XIV. war, und namentlich dafür daß er dessen heimlicher Vermählung mit der Maintenon Vorschub leistete den sich erbetenen, vor der Barrière des Amandiers gelegenen Berg, den Mont Louis, zum Geschenk empfing, wo er sich ein Landhaus baute, es mit einem Garten umschloß und bis zu seinem Tode — 1707 — bewohnte. Sein Name war dem Hause geblieben, als die Stadt Paris auf Napoleon's Befehl das Grundstück im Jahre 1804 zum Behuf eines Begräbnißplatzes erwarb, und ging um so natürlicher auf diesen über, da die Behörde ihm keinen andern verlieh, und das Haus erst 1820 abgebrochen wurde. Es stand, wo seit 1834 die Kapelle steht, ein äußerlich einfaches Gebäude mit kleiner Kuppel, durch welche das Licht fällt, und einem zierlichen Altare von weißem Marmor, berühmt aber wegen der weiten Fernsicht, welche sie von ihren Stufen auf Paris gewährt. Schöner noch und umfassender ist diese von einigen Höhepunkten des Berges, welcher aus der Ebene schräg aufsteigt und in seinem durch spätere Ankäufe über die ursprünglichen Grenzen hinausgerückten Reiche zwischen schattigen Baumgängen und glatten Kieswegen, gesäumt mit Rasen und geschmückt mit Blumen, mehr denn fünfzigtausend Gräber zählt. Viele der ge-

feiertsten Männer und Frauen Frankreichs schlafen hier den letzten Schlaf, Staatsmänner und Krieger, Künstler und Gelehrte, und neben einer langen Reihe kleiner, mit Cypressen und Trauerweiden bepflanzter Hügel nennen kunstreiche Denkmale in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnete Namen.*)

---

*) „Man könnte sich müde gehen in diesem Labyrinth", schreibt Emma Niendorf Seite 231 u. f. ihres bereits erwähnten: „Aus dem heutigen Paris", — Stuttgart, 1854. — „Die mittlere Hauptstraße nur Gruftpaläste. Wirklich eine Stadt, Haus an Haus, nicht Hügel, nicht Rasen.... Cypressen bilden Alleen, die Luft ist schwer von Blüthenhauch. Zwischen der Blumenmenge hölzerne Regendächlein über die wie Ringe an einander gereihten Immortellenkränze.... Tiefer hinein kleine Kapellen in Lauben verwandelt, Wände von dunkelm Epheu, Riesenblätter, saftig wie alles Grün auf diesem Friedhofe. Kastanienwipfel, zu Baumgängen gewölbt, öffnen aus ihren Smaragdhallen überraschende Perspektiven, führen über den Kamm des Berges bis zum westlichen Gipfel, wo, wenn wir uns pfadlos durch Mausoleen drängen, von den Stufen eines Tempelbaues Paris sich vor uns hinbreitet.... In duftigem Lichte schwimmen die Kuppeln, die Thürme, lauter Titanenschiffe; hinter ihnen die lächelnden Höhen von St. Cloud, ein Venusgürtel; seine Agraffe der blitzende Mont Valerien. Damit wir nicht übermüthig schwindeln, ist es ein Berg der Todten, auf den wir treten, ein Riesengrab, das uns emporhebt, den Schimmer dieser Welt zu überblicken. Dort das athmende Leben in seiner ganzen Gewalt. Hier der Tod in seiner ganzen stummen Größe"....

Der letzte der drei Friedhöfe, der nördliche am Fuße des Montmartre zwischen den Barrièren Blanche und Clichy, füllt ein von drei Anhöhen umschlossenes Thal, und da diese ihm gehören und Schlangenwege hinaufführen, zeigt er wie Père Lachaise seinen Besuchern einen großen Theil von Paris, und von dessen ländlicher Umgebung mehr als jener. Minder vornehm und hoffärtig birgt er in seinem Schoße weniger Ueberreste hervorgeragter Größen auf den Gebieten der Politik und Strategie, der Kunst und Literatur, und trägt eine kleinere Zahl prunkender Denkmale. Dagegen nach allen Richtungen Zeilen bescheidener Grabstätte mit und ohne Kreuz, selten ohne Kranz und die in Blumen eingelegte Umschrift: A mon Père; A ma Mère; A ma Soeur; A mon Frère; A mon Oncle; A ma Tante; A mon Epoux; A mon Epouse; oft mit dem Zusatze: „Je ne t'oublierai jamais."

„Wer gelobt sein will, muß sterben; wer getadelt sein will, soll heirathen." Die Wahrheit der ersten Hälfte dieses alten Spruchs hat beim Lesen von Todesanzeigen namentlich in deutschen Blättern sich mir so auffällig gemacht, daß ich mich versucht gefühlt habe zu glauben die Menschen seien „besser als ihr Ruf", oder es stürben blos gute Menschen, oder der Tod schlechter werde nicht bekannt gemacht. Gleich jenen Anzeigen scheinen die Grabschriften auf den drei Gottesäckern beweisen zu wollen, es gebe in Paris nur glückliche Ehen, alle Frauen seien Muster der Tugend, alle Männer Spiegel der Bravheit, alle

Väter sorgsam, alle Mütter häuslich, alle Söhne die letzten Stützen, alle Töchter die einzige Freude ihrer Aeltern, jede Tante zärtlich, und jeder Oheim ein Wohlthäter. Die Versicherung der Grabschriften wird von der Aufmerksamkeit für die Gräber unterstützt. Wie selten ein Merkmal der Vernachlässigung, ein umgefallenes oder zerbrochenes Kreuz, neben dem verwelkten Kranze kein frischer, vertrockneter oder verwitterter Rasen, ein bemooster Leichenstein, oder ein von Unkraut überwuchertes Blumenbeet! Kann aber solche treue, fromme Pflege ein Zeugniß sein für die wache Erinnerung in der Brust der Hinterlassenen, für eine Liebe, welche der Tod nicht gemindert, für ein Gefühl der Dankbarkeit, das er nicht geschwächt hat, so gebührt dieses Zeugniß den Parisern unbedingt, setzt jene Pflege gewissermaßen die Ehrerbietung, mit welcher sie den Leichenzügen begegnen, und darin den Kontrast mit ihrem Hange zu Leichtsinn und Spötterei, zu Unglauben und Entweihung fort.

Eine lange Strecke vor den Eingängen der Friedhöfe kündigt der schöne Widerspruch sich an. Je näher man ihnen kommt, desto enger rücken die „Ausschmücker der Gräber" an einander. Die Werkstätte der Bildhauer machen den Anfang. Zuerst einzeln in bald größeren, bald kleineren Zwischenräumen bilden sie zuletzt eine kaum unterbrochene Reihe. Urnen und Statüen, alle Symbole der Trennung und des Wiedersehens, irdischer Vergänglichkeit und himmlischer Glorie, des Diesseit

und Jenseit, der Liebe und Treue, bieten sich fertig zum Kauf, in gemeinem Stein und kostbarem Marmor, für jeden Geschmack, und auch wenig Bemittelten erreichbar. Noch dichter ziehen sich längs der Fußwege die bedeckten und offenen Stände der Verkäuferinnen von Kränzen aus natürlichen und künstlichen Blumen mit und ohne Inschrift, mit und ohne Bandschleifen. Zwischendurch in freier Luft oder leicht gezimmerten Buden, auf nackten Boden hingebreitet oder auf Gestellen geordnet eine Auswahl blühender Blumenstöcke, aromatischer Kräuter und zierlicher Schlingpflanzen; auch junger, in Viereck oder zu Buchstaben geschnittener Rasen, Trauerweiden, Cypressen, und Taxusbäumchen. Dann fein aus Draht geflochtene Geländer, netzförmige Einfassungen, und von Pappe oder Metall in Gold- und Silberschimmer flammende Herzen, betende Engel, und Sinnsprüche aller Art. Nichts fehlt, was ein Grab zu schmücken, dem Tode seinen Stachel zu nehmen, das Bild der Verwesung fern zu halten, die Anhänglichkeit der Ueberlebenden auszudrücken vermag. Und an keinem Tage, besonders in den Früh- und in den späten Abendstunden, mangeln die Käufer und Auftraggeber für Dies oder Jenes, was aus dem Vorrathe ihren Geschmack nicht befriedigt hat. Eine Abänderung wird beliebt. Sie gefällt, und schnell vermehrt sich das Lager des Verfertigers um einen neuen Artikel. Oder er führt eine Andeutung, einen hingeworfenen Gedanken aus, und überrascht durch eine Neuigkeit,

welche, wenn sie Absatz findet, die Gewerbsgenossen eiligst nachbilden.

Natürlich sind es die Sonn= und Feiertage, welche den genannten kunstgeschickten Händen, den „marbriers, jardiniers fleuristes, grillageurs, und décorateurs de tombes,“ die meisten Kunden, den Friedhöfen ihren zahlreichsten Besuch bringen. Nur glaube man nicht an der Kleidung der Kommenden und Gehenden zu erkennen, ob es Sonntag oder Werktag sei. Wer dorthin wandert, um auf dem Grabe eines Todten zu beten, der geht zu einer ihm heiligen Stelle auf geweihter Erde und legt deshalb das Beste seiner Kleidung an. Weil er das Gedächtniß des Todten, dem sein Besuch gilt, in jeder Beziehung ehren und zeigen will daß er es ehrt, würde der Aermste sich schämen dort zu erscheinen, wie er bei der Arbeit zu erscheinen pflegt. Alle Spuren des Werktags verschwinden. Ist es ein Mann und seine Frau, welche den Weg nach dem Friedhofe nehmen, so werden die Kinder nicht zu Hause gelassen. Was für Vater und Mutter ein heiliger Tag, ein Tag des Verkehrs mit einem Abgeschiedenen ist, das soll für die Kinder auch ein heiliger Tag sein. Dann kommt der Mutter, an deren Seite ein munterer Knabe geht, und kommt dem Vater, dessen Hand sein Töchterchen führt, unwillkührlich der Wunsch daß, wenn sie einst dort gebettet sein werden, der zum Manne gereifte Knabe und das zur Frau erwachsene Mädchen den Vater und die Mutter nicht

vergessen, sondern ebenfalls hinpilgern mögen mit Mann, Weib und Kind, ihr Andenken zu segnen und ihre Gräber zu schmücken. Die Kinder sehen den Ernst der Aeltern, meinen daher auch ernst sein zu müssen, und sind es wirklich. An keinem Tage, auf keinem Gange werden sie so fast gar nicht gescholten als auf dem Gange zum Felde der Ruhe. Und fürchtet der Vater oder die Mutter, wenn nicht Beide, daß die Gesetztheit des Knaben, die Ruhe des kleinen Mädchens nicht aushalten werde, jener nahe daran sei einen Sprung zu versuchen und dieses nur das Beispiel des Bruders erwarte, um rasch zu folgen, so wird statt der Mahnung, gesetzt und ruhig zu bleiben, jedem Kinde ein Stück Kuchen gekauft, welches den Zweck der Mahnung doppelt sicher erfüllt. Auch beschäftigt der Einkauf eines „Geschenks für den Todten.“ Ohne Geschenk, und wäre es das geringste für wenige Sous, würde Keiner und Keine an das Grab treten mögen. Also haben die Blicke der Aeltern, die Augen der Kinder schon längst den Inhalt der Verkaufsstände gemustert. Es war von vornherein beschlossen, der Großmutter einen Kranz zu schenken. Die Großmutter ist die Mutter der Frau, die Schwiegermutter des Mannes. Seit aber die Kinder sie Grand'maman geheißen, hat sie bis zu ihrem Tode für Alle so geheißen und heißt noch so. Man hätte den Kranz vor einer Viertelstunde kaufen können. Man hat auch einen oder zwei besehen. Die Frau vermißte Dies, der Mann ta-

delte Jenes. Der Kranz blieb ungekauft. „Es braucht ja nicht ein Kranz zu sein", sagt die Frau. Der Mann stimmt bei. Nur wissen sie nicht, welchen Ersatz sie aus der Menge der gebotenen Dinge wählen sollen. Das kleine Mädchen gibt den Ausschlag. „Maman", ruft sie und beugt sich zur Mutter, „sieh den schönen Rosenstock; laß den die Grand'maman haben; Du weißt, wie gern sie die Rosen hatte." — Die Frau blickt ihren Mann, der Mann seine Frau an. „Der Rosenstock wird zu theuer sein", sagt sie. — „Nicht für Grand'-maman", erwidert er; „wir sparen es uns wo anders ab." — Der „rosier en fleurs" wird gekauft, und der Mann, welcher bis jetzt den Arm seiner Frau in dem seinigen gehabt, gibt ihn frei, um den Rosenstock zu tragen. Da bittet der Knabe, ihm den Rosenstock zu geben; er will ihn der Grand'maman bringen und recht behutsam sein, daß Niemand eine Blüthe berühre und keine Knospe abgebrochen werde. Der Vater zögert. Aber die Mutter meint, George, den sie gestern den fahrlässigsten Knaben auf Gottes weiter Welt genannt, werde gewiß vorsichtig sein, auf den Weg und auf den Rosenstock achten, und vereint ihre Bitte mit der seinigen. Der Vater läßt sich bewegen; nur soll George zu größerer Sicherheit nicht mehr zur andern Seite der Mutter, sondern zwischen ihr und ihm gehen. Jetzt bittet das kleine Mädchen, Papa möge sie an seine rechte Hand nehmen, sie wolle so gern neben George und der Grand'-

mamans Rosenstocke sein. Papa hat Nichts dawider, und in so veränderter Ordnung, die Kinder in der Mitte, die Aeltern zu beiden Seiten, Aller Augen abwechselnd auf den Weg und auf den Rosenstock, erreichen sie den Friedhof.

Hier eingetreten wissen sie Alle, wo das Grab der Großmutter ist. Schweigend nähern sie sich. Unverkennbar stolz daß er der Großmutter den Rosenstock bringt und ihn vor Beschädigung gehütet hat, stellt George ihn auf den schmalen Grabhügel. Noch mehre Schritte entfernt hat der Vater den Hut gezogen. Der Knabe folgt dem Beispiele, nimmt schnell die Mütze ab. Ohne ein Wort zu sprechen knieen alle Vier auf den Rand des Hügels. Mit gefalteten Händen hält der Vater seinen Hut, der Knabe seine Mütze vor den Mund. Die Lippen aller Vier hauchen ein kurzes Gebet. Dann erheben sie sich; der Mann zuerst, die Frau zuletzt. Sie haben alle Vier geweint; das Taschentuch der Frau ist das letzte, welches die Thränen trocknet. Die welken Kränze, die auf dem Grabe liegen, werden aus einander gerückt, Platz für den Rosenstock zu machen. Der Rasen, den sie niedergedrückt und ein Wenig vergelbt haben, wird sorgsam gelüftet. Drauf höhlt der Mann am Fuße des Kreuzes ein Loch für den Rosenstock, senkt ihn ein, befestigt die schwanken Zweige gegen das Kreuz, und ebenet den Boden. Kaum hat er geendet, so stößt das Töchterchen die Mutter leise an. Sie weiß, was diese

heimlich für Grand'maman mitgebracht, und will sie erinnern es nicht zu vergessen. Aber die Mutter, die Tochter von Grand'maman, hat es nicht vergessen. Ihre Hand hat es bereits in der Tasche gefaßt. Sie zieht es hervor, entledigt es seiner papiernen Hülle, und reicht es ihrem Manne, es an das Kreuz zu hängen, an den gelben Nagel im Mittelpunkte des Kreuzes, welcher eine Krone von Immortellen trägt. Der Mann hebt die Krone ab, schiebt die seidene Rosabandschleife des Dargereichten auf den Nagel, und hängt die Krone darüber. Ihr unterster Rand berührt den obersten eines gelb eingerahmten, silbern glänzenden Blechtäfelchens mit vier sauber gemalten Vergißmeinnicht. Nach einem zweiten, wieder kurzen, wieder knieend und unvernehmbar gehauchten Gebete verläßt die Familie das Grab. Der Schmerz um die Großmutter scheint mit den dargebrachten Geschenken, mit den geweinten Thränen, mit den gesprochenen Gebeten sich von der Brust gelöst zu haben. Die Augen blicken hell umher; keine Andeutung von Trauer umwölkt sie. Die Kinder laufen und springen von den Aeltern fort, und kehren nur zurück, um ihnen von einem Leichensteine, den sie früher nicht gesehen, oder von Kränzen, Blumen und Zierrathen zu sagen, die ihnen als besonders schön aufgefallen sind. Auch wird erst an den Heimweg gedacht, wenn die Aeltern alles Neue in Augenschein genommen und ihrer Beurtheilung unterworfen haben, oder die Dämmerung an das

Heimgehen mahnt, oder bei einem Weinschenk ausgeruht und mit Speise und Trank sich gelabt werden soll.

Wie diese Familie, so thun auf den Friedhöfen Werktags Hunderte, Sonntags Tausende, der vielen Einzelnen zu geschweigen, denen der Tod Alles genommen und für welche das Grab Alles besitzt, was sie auf Erden geliebt, die Niemand haben, mit dem sie kommen können an dem Grabe zu beten und den Todten zu beschenken. Sie Alle aber, wenn sie gekniet und gebetet, geweint und die Gaben niedergelegt haben, entäußern sich ihres Schmerzes, rufen die Gedanken aus der Vergangenheit ab, und gehören wieder der Gegenwart. Sie hängen den Geschiedenen in treuer Liebe an, doch macht ihr Verlust sie nicht untröstlich. Was sie betrübt, ist die Möglichkeit einer langen Trennung. Daß es eine ewige sein könne, daran denken sie so wenig wie an die Qualen des Fegefeuers. Und wollte man zu ihnen von der Möglichkeit gänzlicher Vernichtung sprechen, gelänge dem Scharfsinne der Beweis, ein unumstößlicher Beweis daß mit dem Leibe auch die Seele sterbe, daß, wie der Leib vermodere, so die Seele sich auflöse, der Glaube an ein künftiges Wiedersehen ein Wahn, Vernichtung, gänzliches Aufhören das allein Gewisse sei: — sie würden die Rede nicht fassen, den Beweis für Wahnwitz erklären. Das Volk von Paris ehrt seine Todten und betet zu ihnen, aber nicht als zu Solchen, die nicht mehr sind, sondern als zu Solchen, die nur aufgehört haben zu

leben. Dieses Volk, das Nichts glaubt und über Alles spottet, hat keine Vorstellung vom Untergange der Persönlichkeit. Ueberall steht es, überall verlangt es Persönlichkeit, und dieser Trieb ist so stark in ihm, daß er die Stelle des Glaubens vertritt. Auch am Grabe steht er nicht still. Die Persönlichkeit ihrer Todten, ob der Leib vermodere und die Seele sich auflöse, gilt den Parisern für unangreifbar, für unsterblich. Von der Fortdauer derselben so tief durchdrungen, daß sie ein Theil ihres innersten Seins, Fühlens und Denkens geworden ist, suchen sie nach immerneuen Beweisen ihrer Liebe und Anhänglichkeit, — nach Beweisen im Sinne und Geschmacke des Lebenden, der, obschon gestorben, für sie noch lebt. Daher ihr erfinderischer Geist in Vermehrung der äußeren Zeichen, der Sinnbilder unerloschener, unverlöschlicher Treue; daher ihre Wanderungen auf die Friedhöfe; daher der ihnen eigenthümliche Cultus der Todten.

* * *

In Verhältniß zu Paris ein Städtchen, sonst wohl mit seinen 30,000 Einwohnern, seinen drei Kirchen, seinem stattlichen Rathhause, seinem Theater und öffentlichen Spazierwege eine Stadt liegt Batignolles längs des Boulevart Batignolles Monceaux vor den Barrièren Monceaux, de la Réforme, und Clichy. Der Ruf seiner Wirthstafeln ist es vorzüglich, was ihm aus Pa-

ris zahlreichen Besuch zuführt. *) Seit ich diesen Ruf gerechtfertigt gefunden, machte ich den Ort häufig zum

*) Dieser Ruf bezeichnet die Wirthstafeln in Batignolles als gut und wohlfeil — zwei Eigenschaften, welche ich aus Erfahrung den Restaurationen rings um die Barrièren im Allgemeinen nicht zugestehen kann. Bedenkt man, um wie viel geringer hier der Werth der Häuser, um wie viel niedriger die Miethen sind als in Paris, und rechnet man dazu den Wegfall der städtischen Steuer auf Wein und Bier, Getreide und Brod, Fleisch und Brennmaterial, so kann Die keine unvernünftige Vermuthung heißen, welche in den dasigen Speisehäusern bei gleicher Güte billigere Preise erwartet als in Paris. Die Vermuthung ist scheinbar so folgerichtig, daß sie Jedem, dem die erwähnten Verhältnisse bekannt sind, sich von selbst aufdrängt. Man macht die Probe, und erkennt seinen Irrthum. Nicht genug daß die Preise nicht niedriger, sind sie im Durchschnitt um ein Drittel höher, und nicht genug daß die Speisen theurer, sind sie größtentheils minder gut. Selbst beim Weine, welcher eine beträchtliche Eingangssteuer zahlt, ist die Preisverschiedenheit, dafern überhaupt eine stattfindet, so wenig zu Gunsten der Weintrinker vor der Barrière, daß man von den Weinverkäufern in Paris entweder Uebles oder sie fähig glauben muß sich mit einem kleinern Gewinne zu begnügen.

Als ich vor Jahren in den schottischen Hochlanden reiste, fand ich die Rechnungen der Gastwirthe dergestalt im Widerspruche mit der Armuth des Landes, den Aufenthalt in ihren Häusern bisweilen so drei-, vier-, fünffach kostspieliger als in London, daß ich in Inverneß Gelegenheit nahm meinen Wirth um Erklärung zu bitten. Er wunderte sich daß ich mich

Ziele einer Nachmittags-Wanderung, nahm dann den Weg am Cimetière du Nord vorüber, und richtete es

---

über Etwas wundere, worüber seines Erachtens sich nicht zu wundern sei. „In London", sagte er, „scheint die Sonne das ganze Jahr, um Heu zu machen; bei uns scheint sie dazu kaum drei Monate." Die Nutzanwendung ergab sich von selbst.

In ähnlicher Weise könnten die Restaurants vor den Barrieren ihre gegen Paris höheren Preise damit entschuldigen daß dort jeden Tag in der Woche, bei ihnen fast nur Sonntags, und auch Sonntags fast nur, wenn die Witterung günstig, Küche und Keller in Anspruch genommen würden; — eine Entschuldigung, gegen welche sich nichts einwenden ließe, indem allerdings die meisten Speisehäuser vor den Barrièren, vornehmlich die der bessern Klasse, während der Woche so spärlich besucht sind, daß daselbst oft gar Nichts oder — auch für unverwöhnte Gaumen — blos Unschmackhaftes zu bekommen ist. In diesem wichtigen Punkte haben die Wirthstafeln von Batignolles zwei Vortheile auf ihrer Seite: den einer bestimmten Zahl täglicher, und den der ziemlich gewissen Ankunft anderer Gäste. Hierdurch in den Stand gesetzt ohne drohenden Verlust Vorbereitungen zu treffen, können sie zugleich gut und wohlfeil bewirthen, und ihr Ruf bezeugt daß sie es thun. Ueberdies speist es sich bei ihnen recht angenehm.

Jede solche Wirthschaft hat einen Saal, wo im Winter, und einen Garten, wo im Sommer — falls das Wetter es erlaubt — die Tafel steht. Die Säle sind nett und rein, die Gärten zwar keine Parks, aber hinreichend geräumig, die Tafeln mit allem Erforderlichen versehen. Eins dieser Lokale, welches ich nebenbei empfehlen kann, mag als Beispiel dienen.

gern so ein, daß ich daselbst einige Zeit verweilen konnte. Mein Lieblingsplatz zum Umschauen und Ausruhen war

---

Es findet sich in der an der Barrière Clichy ausmündenden Straße „Grande Rue.“ Ueber einem Einfahrtsthore stehen auf einem Nasenschilde unter der Aufschrift: „Bal, Vauxhall“, die Worte: „Table d'hôte à six heures“, und zu beiden Seiten des Hofraums Gebäude. Quervor ist ein Garten von bescheidenem Umfange mit Tischen, Bänken, Stühlen, einem Orchester und Tanzraume. Er heißt, wie das Schild ihn nennt, Vauxhall; — ich habe seiner unter den öffentlichen Vergnügungsorten gedacht. Das zu ihm gehörende Gebäude ist das auf der linken Seite vom Eingangsthore, das zur Rechten mit angemalter Hand das Speisehaus, und diese Wirthschaft in jeder Beziehung von jener getrennt. Der Speisesaal liegt zu ebener Erde. Eine Treppe führt in ein von einer Straße begrenztes Gärtchen. Zwei offene, durch einen Vorlegetisch geschiedene Lauben enthalten die Tafeln für 24 Personen. Pünktlich fünf Minuten nach Sechs wird die Suppe aufgetragen und nimmt der Wirth am Vorlegetische seinen Platz. Schelte ihn Niemand, wenn er bei heißem Wetter sich des Rockes entledigt. Seine Hemdärmel sind blüthenweiß, seine Hände stets thätig, seine Augen so aufmerksam, daß dies den kleinen Verstoß wider die gute Sitte — wenn er an solchen Orten dafür gälte — mehr als ausgleicht. Die Stammgäste setzen sich in gewohnter Ordnung, alle Andere nach Belieben. Vor jedem Couvert steht eine Flasche Rothwein, ein leichtes Gewächs aus Argenteuil, und auf dem Tische ein Korb mit bestem Weißbrod. Der Wirth theilt die Suppe aus. Eine flinke Matrone in sauberm Kleide und weißer Haube reicht die Teller umher — den Damen zuerst. Auf die Suppe

eine kleine Bank auf einer der drei Hügelspitzen. Obgleich es sich hier ganz anmuthig saß unterm breiten

---

folgt Rindfleisch mit Radieschen oder verwandter, in Paris üblicher Zukost. Dann ein Gemüse, meist die beliebten grünen Bohnen, oder Schotenerbsen, und Aehnliches. Darauf zweierlei Braten, Einer Geflügel. Dann Salat. Zum Nachtisch Käse und Obst. Alles gut und reichlich; das Couvert mit Einschluß des Weins 25 Sous oder 10 Silbergroschen.

Die Elemente der Gesellschaft sind Männer des höhern Mittelstandes, pensionirte und beurlaubte Offiziere, Fremde und Frauen, Letztere, wenn verheirathet, in Begleitung ihrer Gatten, wenn ledig, weil vom Wirthe geduldet, Niemand zur Auskunft verpflichtet, welcher Klasse sie angehören.

Auch in Paris fehlt es nicht an Wirthstafeln, doch heißt es hier von allen Restaurants: sie halten table d'hôte, bei welchen für ein bestimmtes Maß Wein und eine bestimmte Zahl Gerichte ohne Beschränkung des Brodes das Couvert einen bestimmten Preis hat, gleichviel ob die Tafel nur Ein Mal beschickt, oder innerhalb gewisser Stunden frei nach der Karte gespeist wird. Bei Letzteren, den Tables d'hôte im weitern Sinne, steigt der Couvertpreis von 16 Sous bis zu einem Frank, einem Frank fünf Sous, einem Frank zwölf Sous, zwei, und drittehalb Frank. Nächst der Güte und Menge des Verabreichten, der Anständigkeit des Lokals und der Beschaffenheit des Tafelzeugs und der Geschirre macht die Zahl der Gerichte und das Maß des Weins den Unterschied. Während stets Suppe, ein Dessert und Brod gegeben wird, erhält man überdem für 16 Sous ein Fleischgericht und einen carafon — eine Viertelflasche — Wein, oder eine Flasche Bier; für einen Frank desgleichen

Laubdache eines Lindenbaums, den Montmartre mit seinen drei Windmühlen im Rücken, den Friedhof zu den Füßen, einen großen Theil von Paris im Vorder-, seine liebliche Umgegend im Hintergrunde, fand ich doch die

---

und zwei Fleischgerichte; für einen Frank fünf Sous desgleichen und eine halbe Flasche Wein; für einen Frank zwölf Sous desgleichen und drei Gerichte; für zwei Franken eine halbe Flasche Wein und vier Gerichte, und für drittehalb Frank desgleichen nebst einer ganzen Flasche Wein.

An den Wirthstafeln im engern oder deutschen Sinne kostet das Couvert in der Regel drei oder fünf, ausnahmsweise sechs bis zehn Franken. Bei den für drei Franken pflegt „die halbe Tasse" Kaffee und „das kleine Glas" Liqueur besonders — mit zehn oder zwölf Sous — bezahlt zu werden; bei den übrigen ist Beides inbegriffen. Die männliche Gesellschaft besteht meist aus Fremden und unverheiratheten Parisern. Frauen sind nirgends ausgeschlossen. Doch gibt es Wirthstafeln, an denen sowohl Frauen als Männer nur Theil nehmen können, wenn ein daselbst Bekannter sie einführt. Von den anwesenden Frauen sollen die jungen selten schön, die schönen selten jung, die jungen und schönen außerordentlich selten, dagegen schöne Abenteurerinnen, die auch fremde Sprachen reden und ihren Namen ein Von oder die Gräfin vorsetzen, hauptsächlich an den Tafeln, wo später gespielt wird, durchaus nicht selten sein. Wie zu erwarten, hatte die Aufhebung der öffentlichen Spielhäuser das Entstehen einer Menge heimlicher zur Folge, und seit die Wachsamkeit der Polizei diese häufig entdeckt hat, sind Wirthstafeln an ihre Stelle getreten, denen das Speisen zum Vorwande der Vereinigung dient, das Spiel Zweck ist, welcher um

Bank, selbst Sonntags, nie besetzt, vielleicht weil es hier neben einem freien Raume nur einzelne Gräber gab, diese sich durch Nichts auszeichneten, und die Wenigsten den Friedhof besuchen, um Paris und dessen Umgebung zu sehen.

So saß ich in den Nachmittagsstunden eines schönen Julisonntags 1854 wieder einmal auf meiner lieben Bank. Ich war schon so gewöhnt, Alles umher verändert zu finden, daß ich ein neu entstandenes, mit frischem Rasen belegtes Grab trotz der Blumenfülle, die es deckte, und trotz seines schwarzen, goldgeränderten Kreuzes wahrscheinlich kaum bemerkt haben würde, wenn nicht zwei Männer und eine Frau den Hügel heraufgestiegen wären, in meiner Nähe sich dem Grabe zugewendet und an ihm gebetet hätten. Mich däuchte, sie beteten lange und innig, und wie sie dann sich aufrichteten, und einer der beiden Männer zwei ihm von der Frau gereichte Kränze an die Arme des Kreuzes hing, glaubte ich in dem andern Manne den Schuhmachermeister Bessel und in der Frau Mademoiselle Constance zu erkennen. Ich konnte mich

---

so sicherer dadurch erreicht wird daß man keine Hazardspiele gestattet. Für solche tables d'hôte stehen Zubringer und Zubringerinnen im Solde des Wirths, um Fremde anzulocken, am liebsten Ausländer. Daß hier besser gespeist und feiner getrunken wird als für denselben Preis an anderen Orten, erklärt sich ungesagt. Der Spieltisch vergütet den Ausfall.

nicht täuschen; sie mußten es sein, und Mademoiselle Constance war am Arme des Meister Bessel den Hügel heraufgestiegen. Sollten sie verheirathet, sollte der andere, ältere Mann Constancens Vater, das Grab das Grab der Großmutter sein?

Ich hatte mich das eben gefragt als ich Constancens Augen begegnete, sie mit dem Ausdrucke der Ueberraschung, mit dem Schwanken des Erkennens mich ansah und gleich darauf dem Meister Bessel Etwas sagte, in dessen Folge dieser ihren Blick nach mir hin begleitete. Seine Bejahung schien ihr die gemachte Entdeckung zu bestätigen. Während sie dann mit dem andern Manne sprach, kam Meister Bessel auf mich zu.

„Mein Herr", begann er deutsch, „sind Sie —?"

„Ja, lieber Herr Bessel, ich bin, und zwar Derjenige, welcher Ihnen gerathen hat gegen den Vater einer gewissen Demoiselle Constance nicht den Deutschen, sondern den Sachsen geltend zu machen."

Unaufgefordert näherte sich Constance. Der Mann an ihrer Seite war ihr Vater, sie Bessel's Frau. Wenige Wochen nach dem kleinen Ereignisse in dem grünen Erdgeschosse „A la Grâce de Dieu" hatte die Großmutter das Bett hüten müssen, eine anfangs leichte Krankheit ihr den Tod gedroht und sie da ihren Sohn vermocht, in die Verbindung seiner Tochter mit Meister Bessel zu willigen. Wider Erwarten genesen hatte sie die Freude gehabt den Bund der Liebenden zu segnen,

und bald darauf der Tod ihr die Augen geschlossen. Seit vierzehn Tagen schlummerte sie in ihrem Grabe.

Später erfuhr ich daß der von Mutter und Tochter gegen den Sohn und Vater verfochtene Beweis, ein Sachse sei kein Deutscher, die Bitte der Erstern kräftig unterstützt habe. Behaupten aber will ich nicht daß Herr Favard, wie Bessel's Schwiegervater heißt, von der Richtigkeit des Satzes überzeugt ist. Möglich daß er daran glaubt, um den Abfall von seinem Hasse zu bemänteln, denn Das unterliegt keinem Zweifel, daß Meister Bessel hoch in seiner Gunst steht. Es klang auch fast wie der Wunsch daß ich mit Nein antworten möchte, als er an jenem Sonntage zu mir sagte: „Sind Sie ein Deutscher, mein Herr?“ — Ein Nein bekam er freilich nicht; doch schien mein bedingtes Ja ihn zu befriedigen.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.